



Otto Heinemann von

Geschichte von Braunschweig und Hannover

Bd. 1

Gotha: Perthes, 1884

<http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn769140599>

Band (Druck) Freier  Zugang  OCR-Volltext

Ergänzung
zur Geschichte der europäischen Staaten.

GESCHICHTE
VON
BRAUNSCHWEIG UND HANNOVER.

VON
DR. OTTO VON HEINEMANN,
HERZOGL. OBERBIBLIOTHEKAR ZU WOLFENBÜTTEL.

ERSTER BAND.



GOTHA.
FRIEDRICH ANDREAS PERTHES.
1884.

GESCHICHTE
VON
BRAUNSCHWEIG UND HANNOVER.

VON
DR. OTTO VON HEINEMANN,
HERZOGL. OBERBIBLIOTHEKAR ZU WOLFENBÜTTEL.

ERSTER BAND.



GOTHA.
FRIEDRICH ANDREAS PERTHES.
1884.



GOTTFR.

FRIEDRICH ADOLF LAMBERT

1781

VORWORT.

Wenn ich es unternehme, eine Geschichte der Lande Braunschweig und Hannover zu schreiben und dadurch die nicht eben geringe Zahl der Bücher, die sich mit demselben Gegenstande beschäftigt haben, noch um eines zu vermehren, so ist der Plan dazu nicht langsam in mir gereift sondern in raschem Entschlusse und zwar wesentlich infolge der Anregung des Herrn Verlegers entstanden, welcher in der von ihm zur Herausgabe vorbereiteten Sammlung deutscher Provinzialgeschichten diejenige der welfischen Lande nicht vermissen lassen wollte. Indes fand seine Aufforderung, die Bearbeitung einer braunschweigisch-hannöverischen Geschichte zu übernehmen, die auf Grund selbständiger Quellenbenutzung und unter Berücksichtigung der ausgedehnten Einzelforschung sich die Aufgabe zu stellen habe, von der Vergangenheit jener Länder ein auch für weitere Kreise orientierendes und anregendes Bild zu geben, meinerseits ein um so bereitwilligeres Entgegenkommen, als der Wunsch nach einem solchen Werke mir auch sonst vielfach geäußert worden ist und das gerade hier sich fühlbar machende Vorhandensein einer Lücke in unserer vaterländischen geschichtlichen Litteratur nicht leicht von

einem der Sache Kundigen in Abrede gestellt werden wird. An populären Darstellungen der braunschweigisch-hannöverischen Geschichte ist zwar, wie schon bemerkt, kein Mangel: noch die letzten Jahrzehnte haben auf diesem Felde, durch den Raum von nur wenigen Jahren getrennt, die zweite, bedeutend erweiterte Auflage von Havemanns „Geschichte der Lande Braunschweig und Lüneburg“ und Schaumanns „Handbuch der Geschichte der Lande Hannover und Braunschweig“ entstehen sehen. Allein, so fern es mir liegt, an diesen meinen unmittelbaren Vorgängern auf dem in Rede stehenden Gebiete eine Kritik üben zu wollen, welche mir sicherlich am wenigsten geziemen würde, so darf ich doch darauf hinweisen — und selbst derjenige, der von ihren Leistungen die denkbar günstigste Meinung hat, wird dies nicht bestreiten —, daß inzwischen auch für die hier in Frage kommenden Länder nicht nur eine Fülle früher unbekanntes Quellenmaterials dem Geschichtschreiber erschlossen sondern auch die tiefere historische Erkenntnis der Begebenheit und Zustände durch eine Reihe verdienstlicher Einzelforschungen nicht unwesentlich gefördert worden ist.

Bei der Bearbeitung dieses ersten Bandes habe ich es als eine besondere Schwierigkeit empfunden, die richtige Ökonomie in der Behandlung des Stoffes zu beobachten, das Haupt- und Nebensächliche ihrer Bedeutung entsprechend zu würdigen. Diese Schwierigkeit wird im Fortgange der Arbeit voraussichtlich noch wachsen. Gerade für einen Provinzialgeschichtschreiber liegt die Gefahr nahe, sich allzu sehr in das historische Detail zu vertiefen und darüber die leitenden Gesichtspunkte aus dem Auge zu verlieren. Schon diese Klippe zu vermeiden, wird nicht jedem gelingen. Aber es dürfte an die Geschichte eines beschränkten Ländergebietes

gleich der vorliegenden, eines Ländergebietes, das nie ein selbständiges nationales Leben geführt und nie bestimmend in die großen Entscheidungen der Weltgeschichte eingegriffen hat, mit Recht noch ein anderer Anspruch zu erheben sein. Ich bin der Ansicht, daß eine solche Provinzialgeschichte überhaupt nicht in gleichmäßiger Ausführlichkeit zu behandeln ist, sondern daß gewisse Parteien derselben, die auf die Geschieke wenigstens der eigenen Nation einen Einfluß geübt haben, vor den anderen hervorzuheben sind, daß Charaktere, die aus der großen Zahl rein typischer Gestalten bedeutend und eigenartig hervorragen, auch eine ausführlichere Darstellung zu beanspruchen haben. Nach dem Vorgange eines nun längst verstorbenen Historikers, der vor Jahren die allgemeine Weltgeschichte nach diesen Grundsätzen zu behandeln begonnen hat, möchte ich eine derartige Darstellung, welche bemüht ist, durch die Hervorhebung bedeutungsvoller Ereignisse und Persönlichkeiten eine ähnliche Wirkung zu erzielen, wie sie bei einem Bilde aus der Abstufung von Licht- und Farbenstärke entspringt, eine „Geschichte in Umrissen und Ausführungen“ nennen. Sie scheint mir bei einer Provinzialgeschichte noch mehr am Orte zu sein als bei der allgemeinen Weltgeschichte oder auch bei der Geschichte eines großen, seine Geschieke selbst bestimmenden Volkes. Wer diese meine Ansicht teilt, der wird es auch gerechtfertigt finden, daß in diesem Bande der Darstellung von Heinrichs des Löwen Wirksamkeit ein vergleichsweise so bedeutender Raum gewidmet worden ist.

Bei der Tendenz des Buches und um dasselbe nicht zu sehr zu verteuern, ist auf jeden gelehrten Apparat verzichtet worden. Doch werden Kundige hoffentlich auch ohne Citate und Quellennachweise nicht unschwer erkennen, daß die Darstellung auf

gewissenhafter Forschung beruht. Das Ganze ist auf drei Bände von ziemlich gleichem Umfange berechnet, von denen der zweite, wenn mir Gott Leben und Gesundheit schenkt, noch im Laufe des nächsten Jahres erscheinen wird.

Wolfenbüttel, am 15. August 1882.

O. v. H.

INHALT.

Erstes Buch.

Seite

Die altsächsische Zeit.

Erster Abschnitt. Das Land und seine Bevölkerung . . .	3
Zweiter Abschnitt. Sitte, Recht und Religion der Sachsen	19
Dritter Abschnitt. Die fränkische Eroberung und die Karolinger	36
Vierter Abschnitt. Die christliche Mission und die Organisation der Kirche im Sachsenlande	55

Zweites Buch.

Liudolfinger und Billinger.

Erster Abschnitt. Das Herzogtum der Liudolfinger . . .	75
Zweiter Abschnitt. Die ältesten Billinger	93
Dritter Abschnitt. Die späteren Billinger	110
Vierter Abschnitt. Kulturgeschichtlicher Überblick . . .	136

Drittes Buch.

Lothar von Süplingenburg und die ersten Welfen.

Erster Abschnitt. Das Herzogtum Lothars und Heinrich der Stolze	159
Zweiter Abschnitt. Die Anfänge Heinrichs des Löwen . .	182
Dritter Abschnitt. Heinrichs Herzogsgewalt und territoriale Wirksamkeit	195

	Seite
Vierter Abschnitt. Heinrichs Eroberungen im Wendenlande	214
Fünfter Abschnitt. Heinrichs Reichspolitik	231
Sechster Abschnitt. Heinrichs Katastrophe	247
Siebenter Abschnitt. Der Ausgang Heinrichs des Löwen	267
Achter Abschnitt. Heinrichs des Löwen Söhne	285
Neunter Abschnitt. Otto das Kind und die Errichtung des Herzogtums Braunschweig-Lüneburg	302
Zehnter Abschnitt. Kulturgeschichtlicher Überblick	320

INHALT

Erstes Buch

Die altächsische Welt

3	Erster Abschnitt. Das Land und seine Bevölkerung
13	Zweiter Abschnitt. Sittl. Recht und Religion der Sachsen
35	Dritter Abschnitt. Die keltische Bevölkerung und die Keltologie
55	Vierter Abschnitt. Die christliche Mission und die Mission der Kirche im Sachsenlande

Zweites Buch

Bischofthum und Billunger

77	Erster Abschnitt. Das Herzogtum der Bischofthümer
93	Zweiter Abschnitt. Die ältesten Billunger
110	Dritter Abschnitt. Die späteren Billunger
130	Vierter Abschnitt. Kulturgeschichtlicher Überblick

Drittes Buch

Koblar von Süplingenburg und die ersten Welfen

157	Erster Abschnitt. Das Herzogtum Koblar und Friesland der Stofen
182	Zweiter Abschnitt. Die Anfänge Heinrichs des Löwen
183	Dritter Abschnitt. Heinrichs Herzogtum und territorialer Wüstenschiff

Erstes Buch.
Die altsächsische Zeit.

Erster Abschnitt.

Das Land und seine Bevölkerung.

Die beiden deutschen Länder, deren Vergangenheit unsere Darstellung dem Leser zu vergegenwärtigen sucht, bilden nicht nur in geographischer sondern noch mehr in historischer Hinsicht ein Gebiet, welches gleichsam von selbst zu einer zusammenfassenden Behandlung derselben auffordert. Das ehemalige Königreich Hannover und das Herzogtum Braunschweig haben in ihrer geschichtlichen Entwicklung so viele gemeinsame Momente, sie sind durch die Stammverwandtschaft ihrer Bevölkerung, durch mannigfache nachbarliche Beziehungen zu einander, durch ähnliche oder gleiche Institutionen, vor allem durch dasselbe fürstliche Haus, welches, wenn auch in verschiedenen Linien, seit Jahrhunderten bis in unsere Tage hinein über beide geherrscht hat, so enge mit einander verknüpft, dass sie, historisch betrachtet, wie ein Land erscheinen und es schwer sein würde, die Geschichte des einen von ihnen zu schreiben, ohne zugleich die Geschehnisse des andern zu berücksichtigen. Bis zu der Auflösung des alten Herzogtums Sachsen infolge des Sturzes Heinrichs des Löwen fällt diese Geschichte zusammen mit derjenigen des großen sächsischen Stammes, von welchem die Bevölkerung des hannöverisch-braunschweigischen Landes nur ein Teil ist. Erst seit der Errichtung des Herzogtums Braunschweig-Lüneburg auf dem Reichstage zu Mainz im Jahre 1235 kann von einer Geschichte Braunschweigs und Hannovers im engeren Sinne als eines gesonderten Territoriums die Rede sein.

Das braunschweig-hannöverische Land gehört vorwiegend

der großen norddeutschen Tiefebene an, die sich vom Harze und den diesem Gebirge vorgelagerten Höhenzügen bis zu den Küsten der Nordsee erstreckt. Nur die südlichen Gegenden dieses Gebietes sind bergiger Natur, indem sie einen nicht unbedeutenden Teil des Harzes und seiner Vorlande begreifen. Diese Lage und Ausdehnung des Landes bedingt einen Wechsel des Bodens und eine Verschiedenheit der Volksernährung, wie sie wenig anderen deutschen Ländern eigen ist. Das Hochgebirge des Harzes mit seiner Waldwirtschaft und Montanindustrie, ihm sich anschließend die fruchtbare Hügellandschaft, wo neben einem einträglichen Ackerbau hier und da auch Zuckerindustrie heimisch geworden ist, weiterhin die Heide und Geest mit ihren Torfstichen und ihrer Bienenzucht, dann wieder das dem Meere abgerungene fette Marschland mit seinen üppigen Wiesen und seinem Weizen- und Rapsbau, endlich, den Blick in die unermessene Ferne erschließend, das Meer selbst mit der vielfachen Anregung zu kühnem Wagen: das alles bildet einen Reichtum von Lebensformen, dem die Mannigfaltigkeit der Arbeit des Menschen entspricht.

Nicht minder verschiedenartig stellt sich die Bevölkerung dar, wenn man sie unter dem Gesichtspunkt ihrer Abstammung betrachtet. Zwar der bei weitem größere Teil gehört dem niedersächsischen Stamme an, der in breiter Masse vorwiegend die ebenen Gegenden des Landes bewohnt; doch haben an dem Saume dieses Gebietes Nachkommen der Franken, Thüringer, Friesen und selbst der Wenden nicht unbedeutende Striche des Bodens inne. Die noch heute wenig veränderte Sprachgrenze zwischen den oberdeutsch redenden Franken und Thüringern einer- und den der nieder- oder plattdeutschen Zunge angehörigen Sachsen anderseits zieht sich von Münden in südöstlicher Richtung längs der Werra bis Witzenhausen, begleitet dann, sich nach Nordosten wendend, in geringem Abstand nach Süden die ehemalige Grenze zwischen dem Fürstentume Grubenhagen und dem preussischen Eichsfelde bis in die Gegend von Walkenried, durchsetzt in derselben Richtung den Harz bis Ballenstedt und erreicht von Hoym mit einer südöstlichen Ausbiegung über Sandersleben die Bode bei Stafsfurt, die Saale bei Kalbe und endlich die Elbe bei Barby. Dem fränkisch-thüringischen Stamme, der die Gegenden im Süden und Osten der hier angedeuteten Grenzlinie bewohnt, ist auch die Bevölkerung des hohen Harzes zuzuzählen, da dieser in Folge einer erst zu Ende des Mittelalters sich vollziehenden Kolonisation durch ein-

wandernde Bergleute aus Franken, Thüringen und Meissen besiedelt worden ist. Während also hier im Süden oberdeutsch redende Franken und Thüringer sitzen, gehört dagegen die Bevölkerung der Landdrostei Ostfriesland, der jüngsten Erwerbung, welche das ehemalige Königreich Hannover gemacht hat, dem friesischen Stamme an. Doch ist die alte friesische Sprache, wie sie als ein Mittelglied zwischen dem Angelsächsischen und Altnordischen uns vorzugsweise noch in den Rechtsdenkmälern des Volkes erhalten ist, schon seit dem 15. Jahrhundert allmählich verschwunden und hat im Westen und auf den ostfriesischen Inseln dem Holländischen, im Osten dagegen dem Niederdeutschen Platz gemacht. Eine Mischung von Friesen und Sachsen tritt uns in den Bewohnern der bremischen Marschländer Wursten, Hadeln, Kehdingen und des alten Landes entgegen: hier ist das friesische Element am stärksten in dem Lande Wursten, das sächsische dagegen in Hadeln und dem alten Lande vertreten.

In das große Gebiet des niedersächsischen Stammes hat sich an dessen äußerster Ostgrenze zu Ausgang der Völkerwanderung, als die Langobarden ihre früheren Wohnsitze hier verließen, in den Dravänern (d. i. Waldbewohnern) ein Zweig jenes die Ufer der Elbe bewohnenden Slavenstammes eingeschoben, welcher unter dem Namen der Polaber bekannt ist. Noch jetzt bewohnen die Nachkommen derselben, ob schon völlig germanisiert doch durch mancherlei von ihnen bewahrte Eigentümlichkeiten von den benachbarten Deutschen geschieden, das Land zu beiden Seiten der Jeezel, welches, die ehemals dannenbergischen Ämter Lüchow, Dannenberg, Hitzacker und Wustrow umfassend, noch immer den Namen des „Wendlandes“ trägt. Seit Ende des vorigen Jahrhunderts ist indes die wendische Sprache selbst in den abgelegenen Dörfern dieses Bezirkes völlig erloschen und nur einzelne Provinzialismen, dürftige Trümmer des ehemals hier herrschenden Idioms, erinnern noch an die ursprüngliche Herkunft des Volkes. In-versprengten Kolonien haben sich die Wenden außerdem einst mitten unter der germanischen Bevölkerung niedergelassen, wie die Namen der Ortschaften Wenden, Wendhausen, Wendenborstel u. a., hier und da auch noch die den Slaven eigentümliche Bauart der Dörfer bezeugen.

Die Bevölkerung, deren Stammeszugehörigkeit wir hier in der Kürze angedeutet haben, gehört also, abgesehen von den später gleichfalls germanisierten Wenden, durchweg dem germanischen Völkerzweige an. Ihr ist indes in

dem Besitze des Landes eine frühere vorhergegangen, welche ohne Zweifel dem keltischen Stamme zuzuweisen ist. Aus der Zeit ihrer Herrschaft und Ansässigkeit in dem Lande haben sich keine schriftlichen Zeugnisse erhalten: wohl aber verkünden jene gigantischen Grabdenkmäler, die, meist aus erratischen Blöcken zusammengetürmt, unter dem Namen „Hünengräber“ oder „Hünenbetten“ noch an vielen Orten des Landes begegnen, ihr einstiges Dasein, von welchem sonst jede Spur verschwunden ist. In der Ebene oder auf mäfsiger Anhöhe gelegen, unwuchert von der Heide, auch wohl von Föhren und Eichen umstanden, verdanken sie, abgesehen von dem ihnen in neuerer Zeit wohl zuteil gewordenen Schutze der Regierung, ihre Erhaltung hauptsächlich der scheuen Ehrfurcht, die den Landmann vor diesen Zeugen einer vor aller menschlichen Erinnerung liegenden Welt erfüllte. Am häufigsten finden sie sich in dem Herzogtume Aremburg-Meppen, aber die berühmtesten unter ihnen sind die Lübbensteine bei Helmstedt, die sogenannten „sieben Steinhäuser“ bei Fallingbostal, die Hünenbetten bei Wallhöfen im Amte Osterholz, das Bülzenbett bei Sievern im Lande Wursten, die Karlssteine bei Osnabrück, vor allem die acht gewaltigen Steingruppen, welche auf dem Giersfelde im Kirchspiel Ankum, Amtes Bersenbrück, liegen.

Die Geschichte dieser vorgermanischen Bevölkerung ist bis auf jene granitenen Zeugnisse ihrer einstigen Existenz völlig untergegangen. An ihre Stelle traten Völker germanischen Stammes, von denen wir zuerst durch die Berichte der Griechen und Römer Kunde erhalten. Unter ihnen hat keines einen berühmteren Namen aufzuweisen als die Cherusker, die zu den mitteldeutschen Herminonen gehörigen „Schwertmänner“, wie man ihren Namen wohl richtig erklärt hat. Zur Zeit ihrer größten Blüte erstreckte sich ihr Gebiet rings um den Harz herum und reichte von der Weser ostwärts bis zur Saale und von der Werra gen Norden bis zur Aller. An sie schlossen sich nord- und westwärts mehrere kleinere Stämme, welche in der Glanzzeit der Cherusker als ihre Verbündete und in einer so abhängigen Stellung von ihnen erscheinen, daß die Römer dieses Verhältnis geradezu als eine Klientel bezeichnen: zunächst die wenig zahlreichen und nur einmal (bei Tacitus) erwähnten Fosen, zu beiden Seiten der Fulse, die ihnen den Namen gegeben haben mag, dann in Westfalen an der Ruhr und Lippe die sigambrischen Marsen mit dem berühmten Heiligtume der Tanfana, westlich des Dümmer Sees die Dulgibinen und, im Osnabrückischen an der Hase wohnend,

die Chasuarier. Zahlreicher und ausgebreiteter war der Stamm der Angrivarier, welche auf beiden Ufern der Weser von Minden bis herab nach Verden im heutigen Hoyaischen und Calenbergischen ihre Wohnsitze hatten und die treuen Nachbarn und Bundesgenossen der Chauken waren. Diese selbst, durch die Weser in die großen und kleinen Chauken geschieden, hatten die Gestade der Nordsee von der Mündung der Ems bis zur Elbe inne. Die Schilderung ihres Landes, wie sie uns Plinius in lebenswarmen Farben entwirft, paßt in ihren Hauptzügen noch heutigen Tages auf diese damals völlig unwirtliche Küste, wo die Bevölkerung einen harten, selten unterbrochenen Kampf mit dem Meere zu führen und zugleich unter den Unbilden eines rauhen, stürmischen Klimas zu leiden hat. Aber ein solcher Kampf stählt Nerven und Sinne des Menschen, und so standen die Chauken trotz ihres elenden Landes nach dem Zeugnisse des Tacitus als das edelste Volk der Germanen in hohem Ansehen. An sie schlossen sich nach Westen bis zu der Mündung des Rheins die Friesen, der einzige deutsche Volksstamm, der aus dieser ältesten Zeit unserer Geschichte den alten Namen und zugleich die alten Wohnsitze behauptet hat. Auch sie teilten sich in kleine und große Friesen und waren nach Volksart und Sitte den Chauken so nahe verwandt, daß J. Grimm anzunehmen geneigt war, die jetzigen Nord- und Ostfriesen seien Nachkommen der Chauken, die Westfriesen dagegen die Enkel der eigentlichen alten Friesen. In dem nordöstlichen Teile endlich des hannöverischen Landes, auf dem langgestreckten Heiderücken, der das Lüneburgische durchzieht, bis an die Elbe und über diese hinaus saß der nicht zahlreiche aber kriegerische und unternehmende Stamm der Langobarden, deren Name, lange nachdem das Volk selbst das Land verlassen hatte, diesem letzteren noch immer in der Bezeichnung „Bardengau“ anhaftete.

An der Vaterlandsliebe und dem kühnen Freiheitssinne eines großen Teiles der hier namhaft gemachten Völker, vorzüglich der Cherusker, scheiterten die Versuche der Römer, auch sie ihrer Botmäßigkeit zu unterwerfen und ihre Herrschaft über das nordwestliche Deutschland auszuweiten. Wenn auch der Hauptschauplatz dieser Kämpfe nach Westfalen zu verlegen ist, so hat sich doch sicherlich ein Teil derselben auf hannöverischem Boden abgespielt: möglich, ja wahrscheinlich, daß hier selbst die eine oder andere der großen Schlachten geschlagen ward, deren die römischen Annalen gedenken. Aus dem unsicheren Nebel aber der Überlieferungen, welche durch sie über diese Dinge bis auf

uns gekommen sind, hebt sich leuchtend die Heldengestalt des Cheruskerfürsten Arminius hervor, der die Deutschen in diesem ersten Kampfe um ihre Freiheit geführt hat. Die Lieder, in denen man ihn noch Jahrhunderte später feierte, sind längst verschollen, aber selbst dem Geschichtschreiber des von ihm bekämpften Volkes hat er das Bekenntnis abgerungen, „daß er der Befreier Germaniens sei, der das römische Volk nicht, wie andere Könige und Heerführer, in seinen Anfängen sondern in der Blüte seiner Macht bekämpft habe, in den einzelnen Feldschlachten nicht immer erfolgreich, im Kriege selbst aber unbesiegt“.

Gegen Ausgang des zweiten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung verschwinden die Namen jener germanischen Stämme, welche bisher das nordwestliche Deutschland innegehabt hatten, allmählich aus diesen Gegenden, ja zum großen Theile überhaupt aus der Geschichte. Wohl wird der Cherusker bei römischen Schriftstellern noch hier und da gedacht, zuletzt von dem zu Anfang des 5. Jahrhunderts lebenden Dichter Claudian, doch scheint das mehr eine gelehrte Reminiscenz als ein Beweis für ihre Fortdauer unter diesem Namen und unter den früheren Verhältnissen zu sein. Von den Langobarden wissen wir, daß sie, wahrscheinlich von anderen Völkern weitergeschoben, aus ihren ehemaligen Wohnsitzen aufbrachen und sich nach Süden wandten. Längere Zeit schweigt dann jede Kunde von ihnen, bis sie zur Zeit des römischen Kaisers Anastasius an der mittleren Donau wieder auftauchen, von wo sie später über die Alpen nach Italien zogen. Die übrigen Völker des deutschen Nordwestens, mit Ausnahme der Friesen, die auch in der Folge noch einen gesonderten Stamm mit eigener Mundart und eigenem Recht bilden, finden wir von nun an zu dem großen Bunde der Sachsen vereinigt, und indem sich dieser Bund allmählich über das ganze nördliche Deutschland zwischen Rhein und Elbe erweitert, dehnt er sich zugleich infolge der Zertrümmerung des thüringischen Reiches durch Eroberung weit nach Süden über den Kamm des Harzes hinweg bis an die Unstrut aus.

Den Namen der Sachsen nennt uns zuerst (ums Jahr 150) der alexandrinische Geograph Ptolemäus. Er verlegt ihre Wohnsitze in den südlichen Teil der kimbrischen Halbinsel, östlich von der unteren Elbe und nördlich von dem Flusse Chalusus, unter dem man wohl die Trave zu verstehen haben wird. Auch drei vor der Mündung der Elbe gelegene Inseln hatten sie inne. Das Land, welches ihnen hier zugewiesen wird, kann nicht von großer Ausdehnung

gewesen sein und läßt dem entsprechend auf eine geringe Volkszahl des Stammes schliessen. Dann wird bis zum Jahre 286 ihr Name nicht wieder gehört. Aber von dieser Zeit an lernten die Römer sie als ein kühnes, verwegenes Volk kennen, welches in verheerenden Seezügen die Küsten des römischen Niedergermaniens, Galliens und Britanniens raub- und beutegierig heimsuchte. Während es ihnen aber gelingt, sich an den Küsten des nördlichen und westlichen Galliens, in dem nach ihnen genannten litus Saxonicum, festzusetzen und bald darauf in Verbindung mit Angeln und Jüten in Britannien jene Reihe kleiner Staaten zu gründen, die in der Folge zu dem angelsächsischen Reiche zusammenschmolzen, erscheinen sie fast zu der nämlichen Zeit in dem nord-deutschen Binnenlande als ein zahlreiches, mächtiges, weitverbreitetes Volk, welches die ausgedehnten Ebenen zwischen der Elbe und dem Rheine erfüllt.

Über die Ereignisse, welche die Ankunft der Sachsen in diesen Gegenden begleitet und die Eroberung des Landes vorbereitet haben sollen, hat uns Widukind von Corvey in seiner zur Zeit Ottos des Großen verfaßten sächsischen Geschichte einen eingehenden Bericht überliefert. Danach sind die Sachsen zu Schiffe in die linkselbischen Gegenden gekommen und haben sich im Lande Hadeln, an der Küste der Nordsee, Wohnsitze erkämpft. Hier stießen sie auf Thüringer, die das fremde Volk vergebens mit den Waffen abzuwehren versuchten. Es gelang den Sachsen, sich eines Hafens zu bemächtigen, und nach wiederholten erbitterten Kämpfen schlossen beide Völker einen Vertrag, welcher ein friedliches Nebeneinanderwohnen derselben ermöglichen und regeln sollte. Den Sachsen ward infolge dieses Vertrages ein freier Handelsverkehr mit den Nachbarn gestattet, doch sollten sie fürder von Raub und Mord abstehen. Aber auf die Länge konnte eine solche Übereinkunft den Sachsen, denen es an Besitztümern zum Verkaufe und an Geld zum Kaufe mangelte, unmöglich genügen. Da halfen sie sich durch eine List, die lebhaft an die Art und Weise erinnert, wie sich einst die Phönizier das Recht zur Anlage ihrer Pflanzstadt Karthago erkaufte haben sollen. Ein sächsischer Jüngling erstand gegen einige in seinem Besitze befindliche Schmucksachen von einem Thüringer einen Mantel voll Erde, bestreute damit eine möglichst große Strecke Landes, und indem er nun sein angeblich rechtmäßig erworbenes Besitzrecht an dieser geltend macht, kommt es zu neuem Hader, bald zu offenem Kampfe, in welchem die Sachsen das von ihnen in Anspruch genommene Land behaupten.

Als dann eine Besprechung verabredet wird und die Thüringer dem Vertrage gemäß dabei unbewaffnet erscheinen, während die Sachsen unter den Mänteln ihre Lieblingswaffe, die breiten schwertartigen Messer, verborgen hielten, erkennen die letzteren die günstige Gelegenheit, sich des ganzen von ihnen begehrten Landes zu bemächtigen, greifen zu ihren Waffen und machen in einem gräßlichen Gemetzel ihre Gegner, zumal die sämtlich erschienenen Fürsten der Thüringer, bis auf den letzten Mann nieder.

Niemandem wird es entgehen, daß dieser Bericht Widukinds den Stempel sagenhafter Überlieferung an der Stirne trägt. Darüber, daß die Einzelheiten desselben auf historische Glaubwürdigkeit keinen Anspruch machen können, besteht auch nicht die geringste Meinungsverschiedenheit. Aber die hier erzählte Thatsache selbst, die Einwanderung des sächsischen Volkes und die Eroberung des von ihm in der Folge besessenen Landes, dürfte begründeten Zweifeln unterliegen, wenn man damit die spätere Ausdehnung seiner Sitze und die von ihm ausgegangenen überseeischen Unternehmungen und Eroberungen zusammenhält. Kaum scheint es denkbar, daß ein Stamm von so geringer Anzahl, wie die Sachsen der kimbrischen Halbinsel nach der oben angezogenen Stelle des Ptolemäus gewesen sein müssen, im Laufe weniger Jahrhunderte einzig aus sich heraus, ohne Assimilierung anderer nationaler Elemente, eine so mächtig überquellende Volkskraft habe entwickeln können, wie wir die Sachsen alsbald nach allen Seiten hin bethätigen sehen. Aus den räumlich äußerst beschränkten Wohnsitzen aufbrechend, die ihnen von Ptolemäus im heutigen Holstein zugewiesen werden, senden sie Jahr aus Jahr ein ihre Seerüberflotten über den Ocean, besetzen einen großen Teil der gallischen Küste, erobern in aufeinanderfolgenden Heerzügen den ganzen Süden Britanniens und ergießen sich unaufhaltsam über das weite niederdeutsche Gebiet von dem Gestade der Nordsee bis an den Harz und darüber hinaus, indem sie zugleich die vor ihnen zurückweichenden Langobarden bei ihrem Auszuge aus ihren bisherigen Wohnsitzen um 20000 Streiter verstärken. Wie vom Sturme verweht verschwinden alle die zahlreichen Stämme, welche bislang in dem Gebiete des deutschen Nordwestens hervortraten, und an ihrer Stelle erscheint plötzlich, fast könnte man sagen wie aus dem Nichts geboren, das eben noch so unbedeutende, in der Folge aber so weitverzweigte Volk der Sachsen. Und eine so erstaunenswerte, mit so wunderbarer Schnelligkeit sich vollziehende, den ganzen Norden Germaniens umgestaltende

Umwälzung soll stattgefunden haben, ohne daß auch nur die geringste Kunde davon sich erhalten, ja ohne daß das Land, von welchem sie angeblich ausgegangen ist, sich seiner ursprünglichen Bevölkerung entleert hätte! Denn nach wie vor erscheint Holstein als ein rein sächsisches Land, so zwar, daß die Nordalbingier ausdrücklich als einer der großen Bestandteile des späteren Sachsenvolkes bezeichnet werden.

Man wird zugeben, daß dieser Annahme, wonach das in der Folge von den Sachsen besessene und benannte nordwestliche Deutschland ihnen durch Vertreibung oder Unterdrückung der hier früher ansässigen germanischen Stämme zuteil geworden sei, gewichtige Bedenken entgegenstehen. In der That beruht sie einzig und allein auf einer Kombinierung jener kurzen Notiz des Ptolemäus mit dem weit späteren, unleugbar sagenhaft gefärbten Berichte Widukinds. Im Gegensatz zu ihr hat sich daher längst eine andere Ansicht geltend gemacht, welcher eine Reihe schwerwiegender Gründe zur Seite steht. Nach dieser Ansicht ist das spätere große Volk der Sachsen nicht dadurch entstanden, daß ein vergleichsweise kleiner und bisher unbekannter Stamm sich erobernd von jenseits der Elbe über das Land ausdehnt und dessen bisherige Bevölkerung entweder verdrängt oder unterworfen hat, sondern durch ein allmähliches Zusammenwachsen dieser älteren Bevölkerung, der Cherusker, Fosen, Angrivarier, Chauken u. s. w., zu einer größeren Volksgemeinschaft, zu einem jener auf Eroberung gerichteten Kriegerbündnisse, zu welchen wir um die nämliche Zeit auch in anderen Gegenden Germaniens sich die frühere Einzelstämme zusammenballen sehen. Für diese Annahme spricht vor allem, daß sich einige dieser Stämme auch später noch als gleichberechtigte Glieder des großen Sachsenvolkes nachweisen lassen. Dies ist zunächst der Fall mit den Angrivariern, welche fast unter demselben Namen (Angrarii) und in ihren alten Sitzen zu beiden Seiten der Weser als eine der großen Stammgenossenschaften erscheinen, in welche das Volk der Sachsen später zerfiel. Aber auch die Chauken werden von Zosimus als ein Teil der Sachsen bezeichnet, da in der betreffenden Stelle (III, 6) statt der hier irrtümlich genannten Quaden offenbar Chauken zu verstehen sind, wie schon Leibniz vermutet hat. Nicht also die Bevölkerung des nordwestlichen Deutschlands selbst hat infolge jener großen Umwälzung gewechselt sondern nur ihre Benennung, indem der Name für den sich bildenden großen Bund, in welchen auch die nordwärts der Elbe

wohnenden Sachsen eintraten, um so bereitwilliger von diesen letzteren entlehnt werden mochte, als sie sich durch ihre verwegenen Seefahrten längst weithin furchtbar gemacht hatten und ihr Name den Bewohnern des gallischen und britannischen Niederlandes ein Symbol barbarischen Heldentums geworden war. Es ist auch mit gutem Grunde darauf hingewiesen worden, daß dieser neu auftauchende umfassende Name für die bisherige Bevölkerung des deutschen Nordwestens keine andere Bedeutung gehabt habe wie derjenige, welchen vor dem Zusammenrinnen jener kleineren Stämme zu einer größeren Volksvereinigung der vornehmste oder doch berühmteste dieser Stämme längst geführt hatte. Das althochdeutsche „Sachs“ (angelsächsisch Seax, altnordisch Sax) bedeutet nichts anderes als „Messer, kurzes Schwert“, jene furchtbare Waffe, deren sich der sächsische Krieger so geschickt zu bedienen wußte, und kommt daher dem Sinn nach vollkommen mit „Cheru“ (altsächsisch Heru), d. i. Schwert, überein, der Lieblingswaffe der Cherusker, von der man den Namen derselben ableitet.

So also entstand aus einer Vereinigung stamm- und mundartlich verwandter Völker der Bund der Sachsen, anscheinend ohne gewaltsame Umwälzung und ohne Unterdrückung des einen Volkes durch das andere. Daß aber eine solche Verschmelzung sich anbahnen, eine solche Wandlung aller bisherigen Verhältnisse sich vollziehen konnte, ohne daß die gleichzeitigen römischen Schriftsteller von ihr Kunde geben, kann nicht befremden, wenn man erwägt, daß diese zumeist nur kriegerische Ereignisse, welche sie unmittelbar berührten, oder solche, deren Ruf weit über die Grenzen Germaniens hinausdrang, von den deutschen Stämmen zu berichten wissen. Während sie die Völker, denen die Eroberung Britanniens gelang, ganz richtig bezeichnen, während sie diese Eroberung nicht bloß dem aus Holstein auswandernden Teile der Sachsen, sondern neben diesen auch Angeln und Jüten zuschreiben, scheint ihnen das Schicksal des in Nordalbingien zurückgebliebenen Restes der Sachsen und dessen Verschmelzen mit der übrigen Bevölkerung des nordwestlichen Germaniens völlig unbekannt geblieben zu sein. Die Stammesgeschichte der Sachsen aber, welcher Widukind in seinem Berichte folgt, hat mit einer in sagenhaften Überlieferungen auch sonst nicht selten begegnenden Umdrehung der Ereignisse diese geradezu in ihr Gegenteil verkehrt. Das erkennt man deutlich aus dem in der *Translatio s. Alexandri* über diese Dinge uns aufbewahrten Berichte. Danach waren jene Sachsen, welche zu

Schiffe an der norddeutschen Küste erscheinen, im Lande Hadeln landen, sich hier zuerst Wohnsitze erkämpfen und dann das ganze Niederland bis zum Harze in Besitz nehmen, Abkömmlinge der Angeln in Britannien, so daß nach dieser Auffassung nicht, wie es wirklich geschehen ist, England von deutschen Sachsen, sondern Norddeutschland von britischen Angeln erobert worden ist.

Vor der Zeit, da Karl der Große das sächsische Volk durch Waffengewalt zum Anschluß an das Frankenreich zu nötigen suchte, verlautet nichts von einer Teilung desselben in größeren Gruppen oder Stammgenossenschaften. Erst in dem Kapitulare Karls vom Jahre 797, dann in dem Mandate desselben über die von den Sachsen zu stellenden Geiseln vom Jahre 802 und endlich in der um dieselbe Zeit niedergeschriebenen Lex Saxonum treten solche hervor. Damit ist nicht gesagt, daß diese Gliederung des Volkes nicht schon früher Platz gegriffen habe, nur wird dies nicht eher geschehen sein, als bis die Einigung und Ausbreitung der Stämme zwischen Elbe und Rhein sich in ihrer Hauptsache vollzogen hatte. Die Sachsen zerfielen nach jenen Zeugnissen in drei größere Unterabteilungen: die Westfalen (Westfalahi), die Engern (Angrarii, Angarii) und die Ostfalen (Ostfalahi), für welche letztere auch wohl die gleichbedeutende Benennung Osterleute (Osterliudi, Austerleudi) gebraucht wird. Die Westfalen bildeten, wie der Name andeutet, in dem noch heute nach ihnen genannten Lande den dem Rheine zunächst wohnenden Teil des Volkes. Die Ostfalen saßen in den Gegenden links der Unterelbe und erstreckten sich von da in südwestlicher Richtung bis zur mittleren Leine, wo im jetzigen Hildesheimischen noch während des Mittelalters der Gau Astfalon von ihnen den Namen trug. Zwischen diesen beiden Volksgruppen hatten die Engern den Landstrich zu beiden Seiten der Weser von deren Entstehung bei Münden bis herab nach Bremen inne: sie teilten sich wieder in Ost- und Westengern. Als ein vierter Teil des Volkes werden dann von den Schriftstellern der späteren Karolingerzeit noch die in Holstein nordwärts der Elbe wohnenden Nordalbingier (Nordliudi) unterschieden, die sich wiederum in Dithmarschen (Thiedmarsj), Holsten (Holsati) und Stormarn (Sturmarii) teilten.

Vielfach gegliedert, wie hiernach die sächsische Bevölkerung erscheint, bildete sie doch einen in sich geschlossenen einheitlichen Volksstamm, der sich durch das leicht erkennbare Gepräge einer innerhalb des allgemeinen germanischen Volkscharakters zur Ausbildung gekommenen Eigenart

von den übrigen großen Stämmen des deutschen Volkes unterschied. Auch ist jene Teilung in vier gesonderte Gruppen der Bevölkerung nicht dahin aufzufassen, daß dadurch eine bemerkenswerte Abweichung in dem Charakter der einzelnen Gruppen oder gar eine scharfe politische Scheidung derselben geschaffen worden wäre. Westfalen wie Ostfalen redeten dieselbe allen Sachsen eigentümliche Mundart, den niederdeutschen Dialekt, der von der oberdeutschen Redeweise durch ganz bestimmte, auf der natürlichen Entwicklung der Sprache beruhende Eigentümlichkeiten abwich: Engern und Nordalbingier lebten nach demselben Rechte, welches unter allen germanischen Stämmen nur dem sächsischen Stamme eigen war. Schon in der äußeren Erscheinung, die sich durch ganz Norddeutschland, namentlich bei den niederen Ständen, in bemerkenswerter Gleichmäßigkeit noch heutigen Tages findet, trat die Einheitlichkeit des gesamten sächsischen Stammes, ungeschmälert und ungebrochen durch die einzelnen Unterabteilungen desselben, vor allem dem Nichtgermanen entgegen. Eine Ausnahme machte höchstens die noch jetzt wenigstens zum Teil oberdeutsch redende Bevölkerung des südöstlichen Sachsens, jener einst von Thüringern besetzten und dem großen Thüringerreiche angehörigen Gebietsteile, welche erst im Laufe des 6. Jahrhunderts dem Sachsenlande einverleibt worden sind.

Hier, in dem Lande zwischen Ocker, Ohre, Elbe, Saale und der unteren Unstrut, hat wirklich seitens der Sachsen eine Eroberung und infolge davon eine Vermischung mit einem andern Stamme, den herminonischen Thüringern, stattgefunden. Das Reich der Thüringer hatte zu Anfang des 6. Jahrhunderts seine größte Ausdehnung erlangt. Es erstreckte sich von den Grenzen der Bayern und Alemannen nach Norden über den Thüringerwald und über den Harz bis gegen die untere Elbe hin. Die Herrschaft über dasselbe führte Irminfried, der nach der Ermordung des einen und nach der Vertreibung des anderen Bruders unter Beihülfe des Königs Theoderich von Austrasien das ganze Land in seine Gewalt gebracht hatte. Als er aber dem Frankenkönige den versprochenen Anteil an der Beute vorenthielt, trat an die Stelle der Freundschaft, welche die beiden Männer bisher verbunden hatte, Zwietracht und bitterer Haß. Von Westen her drang Theoderich mit einem fränkischen Heere gegen die Grenzen Thüringens heran. Im Gau Marstem bei Ronneberg (Runiburgum), südwestlich von Hannover, kämpften die beiden Völker in einer mehrtägigen

Schlacht um den Sieg, der endlich den Franken zuteil ward. Aber so groß war ihr Verlust in der Schlacht gewesen, daß Theoderich, während sein Gegner in das Innere seines Reiches entflohen und hier in Burg-Scheidungen an der Unstrut sich zu einem letzten verzweifelten Widerstande rüstete, an der Ocker bei Ohrum (Arhem) Halt machte, hier erwägend, ob er den fliehenden Irminfried weiter verfolgen oder die Reste seines Heeres in die Heimat zurückführen sollte. Vielleicht war es das Gefühl der Schwäche oder die Furcht, bei einem weiteren Vordringen von den schon damals den Franken feindlich gesinnten Sachsen im Rücken bedroht oder angegriffen zu werden, was ihn bewog, die letzteren zu seiner Hilfe aufzurufen, als er sich zur Fortsetzung des Feldzuges entschloß und nun gegen Scheidungen aufbrach. Mit einer Gefolgschaft von 9000 Streichern, ein jedes Tausend unter seinem besonderen Heerführer, entsprachen die Sachsen dem an sie ergangenen Rufe, und sie waren es, denen nach hartem Kampfe das tapfer verteidigte Scheidungen infolge eines im Dunkel der Nacht unternommenen Angriffes erlag. Das thüringische Reich fand in diesen von der Sage und Dichtung vielfach verherrlichten Kämpfen um das Jahr 531 seinen Untergang. Den Sachsen ward für ihre Hilfe der nördliche Teil desselben südlich bis zur Unstrut überlassen, während das eigentliche Thüringen und die südlichen bis zur Donau reichenden Striche dem austrasischen Frankenreiche einverleibt wurden. Seitdem bildete das Land zwischen Ohre und Unstrut einen Teil Sachsens. Zum Unterschiede von jenen den Franken zugefallenen Gegenden des ehemaligen thüringischen Reiches nannte man es Nordthüringen, und obschon man es zu Ostfalen rechnete, so behauptete es doch auch in der Folge neben den übrigen Teilen des sächsischen Landes eine gewisse Sonderstellung. Das geht unter anderem daraus hervor, daß bei der späteren Organisation der christlichen Kirche in Sachsen für dieses Gebiet zu Halberstadt ein eigenes Bistum errichtet ward.

Die fränkischen Geschichtschreiber erzählen, daß die Sachsen seit Theoderichs Zeiten den Franken einen Tribut hätten entrichten müssen. Genauer ist darüber nicht bekannt, doch ist es nicht unwahrscheinlich, daß die in Nordthüringen sich niederlassenden Sachsen für das ihnen preisgegebene Land sich zu einer solchen Abgabe haben verstehen müssen. Vielleicht traf diese auch nicht die gesammte sächsische Bevölkerung Nordthüringens sondern nur die südlichen, zunächst der fränkischen Grenze gelegenen Gaue

desselben. Als nun im Jahre 555 das austrasische Königshaus erlosch und Theoderichs Bruder Chlothar auch in diesen Teilen des Frankenreiches die Herrschaft erlangte, schien den Sachsen der günstige Augenblick gekommen, sich jener Verpflichtung zu entledigen. Sie verbündeten sich mit den unter die Herrschaft der Franken geratenen Thüringern und fielen verheerend in das fränkische Gebiet. Aber ein Sieg, den Chlothar über sie und ihre Bundesgenossen erfocht, nötigte sie, um Frieden zu bitten, der ihnen unter der Bedingung gewährt ward, daß sie jährlich 500 Kühe in die Küche des Frankenkönigs lieferten. Der Versuch, den sie zur Zeit der Regierung des Königs Sigibert von Austrasien unternahmen, diesen lästigen Tribut abzuschütteln, mißlang, und so mag es dieser Umstand gewesen sein, der einen Teil der sächsischen Bewohner Nordthüringens, besonders der südlichen Gaue desselben, bewog, ihre neuen Wohnsitze wieder zu verlassen und sich den Langobarden anzuschließen, als diese im Jahr 568 zu ihrer Heerfahrt nach Italien aufbrachen. Hier halfen sie diesen das Land jenseits der Alpen erobern, trennten sich dann aber wieder von ihnen, als die Langobarden sie als Unterthanen zu behandeln angingen und nicht gestatten wollten, daß sie im fremden Lande nach ihrem heimischen Rechte lebten. Nach mancherlei Irrfahrten und wechselvollen Kämpfen kehrten sie ums Jahr 577, noch 26 000 streitbare Männer, in die früher von ihnen verlassene Heimat zurück.

Hier hatten sich inzwischen mit Einwilligung des austrasischen Königs Sigibert andere deutsche Stämme angesiedelt. Von ihnen werden die Sueven ausdrücklich namhaft gemacht, aber auch Hessen und Friesen müssen darunter gewesen sein. Denn wie nach jenen die Landschaft von den Höhen des östlichen Unterharzes bis zur Böde und Saale den Namen des Schwabengaues erhielt, so gaben diese den südlich sich daranschliessenden Gegenden ihre spätere Benennung „Hassagau“ und „Frisonoveld“. Diesen Stämmen stellten die zurückkehrenden Sachsen die Forderung, das von ihnen besiedelte Land zu verlassen und ihnen, den alten Bewohnern, wieder einzuräumen. Vergebens versuchten jene durch stets sich steigende Zugeständnisse die ungestümen Dränger zu befriedigen und ein friedliches Zusammenwohnen mit ihnen zu ermöglichen. Da die Sachsen auf der Herausgabe des ganzen Landes bestanden, auch schon von einer Verteilung der schwäbischen Weiber unter einander redeten, kommt es zwischen Schwaben und Sachsen zu einer Reihe von Kämpfen, in denen die letzteren nach

tapferer Gegenwehr unterlagen. Der in den wiederholten Niederlagen verschont gebliebene Rest derselben verschwand unter der Bevölkerung der Sieger, und noch im 13. Jahrhundert weiß der Verfasser des Sachsenspiegels in diesen Gegenden genau die edelen und freien Geschlechter zu bezeichnen, die im Gegensatz zu den übrigen Klassen der Gesellschaft vorwiegend schwäbischen Stammes waren.

Im übrigen ist uns von den Schicksalen der Sachsen in der Zeit vom 5. bis zum 8. Jahrhundert nur wenig Bemerkenswertes überliefert worden. Da sie, wie schon früher nach Westen zu, infolge der Zerstörung des thüringischen Reiches auch gegen Süden hin die Nachbarn der Franken geworden waren, so mehren sich, zumal bei der vielfachen Unbestimmtheit der beide Völker trennenden Grenzen, die feindlichen Zusammenstöße zwischen ihnen, und häufige Raub- und Plünderungszüge werden von ihnen und drüben in das feindliche Gebiet unternommen. Auch der Umstand, daß die Franken sich längst zum Christentume bekehrt hatten, während die Sachsen noch immer ihren heidnischen Göttern opferten, wird nicht wenig zur Verschärfung des Gegensatzes zwischen beiden Völkern beigetragen haben. Eine größere Bedeutung erhielten diese Grenzfehden jedoch erst, als im Frankenreiche an die Stelle des verkommenen alten Herrscherhauses das kräftige, aufstrebende Geschlecht der Pippiniden trat, welches, wie es in engem Anschlusse an den römischen Stuhl die Krone erlangt hatte, nun auch die Ausbreitung der christlichen Lehre und die Organisation der christlichen Kirche bei den noch heidnischen Stämmen germanischer Zunge in seine mächtige Hand nahm.

Schon als fränkische Hausmeier haben die Nachkommen des heiligen Arnulf dieser Politik gehuldigt und nicht nur durch die unter ihrem Schutze in das Dunkel der sächsischen Wälder eindringende Mission sondern auch durch Waffengewalt den doppelten Zweck der Unterwerfung und der Bekehrung des Sachsenvolkes zu erreichen gesucht. Zwar von Karl Martell wissen wir nur, daß er mehrere Feldzüge gegen die Sachsen unternommen hat, ohne damit zugleich ihre Bekehrung erzwingen zu wollen. Zweimal, in den Jahren 718 und 720, ist er bis zur Weser vorgedrungen, ein Heereszug im Jahre 738 führte ihn bis an die Lippe. Als aber während der gemeinschaftlichen Wahrung seiner Söhne Pippin und Karlmann die Sachsen sich mit dem Bayernherzoge Oatilo gegen die Franken verbündeten, brach, nachdem der letztere im Jahre 743 am Lech eine Niederlage erlitten hatte, zwei Jahre später Karlmann an der

Spitze eines gewaltigen Heeres in das Land der Sachsen ein, nicht nur um diese für ihren Abfall zu züchtigen, sondern auch um die inzwischen von dem heiligen Bonifazius zu Fulda im Grabfelde gegründete Missionsanstalt zu schützen und ihr vor den fast nie aufgehörenden Bedrohungen und Angriffen der heidnischen Sachsen Ruhe zu verschaffen. Sein Zug richtete sich von Ostfranken aus gegen Nordthüringen und galt besonders den Nordschwaben, welche er ohne Mühe zur Unterwerfung brachte, indem er von ihnen zugleich das Versprechen empfing, sich der christlichen Predigt und Taufe nicht länger widersetzen zu wollen. Bei dieser Gelegenheit eroberte Karlmann die Hohseoburg, eine im Besitze des Edelings (primarius) Theoderich befindliche sächsische Feste, in der man bald die Sachsenburg an der Unstrut, bald Hohen-Seeburg im Mansfeldischen, bald endlich die in der Nähe von Wolfenbüttel gelegene Asseburg hat erkennen wollen.

Trotz dieser Erfolge der fränkischen Waffen sollte sich der Krieg mit den Sachsen bald in gefährlicherer Weise erneuern. Karl Martell hatte aus einer zweiten Ehe mit einer edelen Bayerin einen jüngeren Sohn Grifo gewonnen, welchen Karlmann und Pippin, die älteren Söhne, nach dem Tode des Vaters seines Erbes beraubten und, als seine Mutter darüber einen Aufstand erregte, gefangen setzten und in strenger Haft hielten. Aus dieser ward er erst durch Pippin befreiet, als der unversöhnlichere Karlmann sich aus dem öffentlichen Leben zurückzog und in ein Kloster ging. Alsbald floh Grifo mit einigen Genossen zu den Sachsen, die er zum Kriege gegen seinen Bruder aufreizte. Aber Pippin kam ihnen zuvor, indem er im Jahre 747 mit einem eilig gesammelten Heere in Sachsen einfiel. Wieder ging der Zug gegen Nordthüringen, durch dieselben Gegenden, die einst Karlmann mit Heeresmacht heimgesucht hatte. Unweit Schönungen (Skahningi), auf der Grenze des Derlingaues und des Nordthüringaus, wo das Flüschen Missau (Missaha) vom Elme herabrinnt, schlug der fränkische Hausmeier sein Lager. Auf die Nachricht aber, daß sich Grifo mit den Sachsen bei Ohrum an der Ocker verschanzt habe, zog er dem Halbbruder dahin entgegen. Doch kam es zu keinem Kampfe, da die Sachsen, an der erfolgreichen Verteidigung ihrer Stellung verzweifelnd, diese aufgaben und sich im Lande zerstreuten, während Grifo nach Bayern entfloh. Vierzig Tage lang verwüstete Pippin dann das umliegende Land, eroberte und zerstörte die festen Burgen der Sachsen und kehrte als Sieger nach Franken

zurück. Zweimal hat er später noch als König den Krieg in das sächsische Land getragen, beide Male aber waren nicht die östlichen Gegenden des letzteren sondern Westfalen das Ziel seiner Unternehmungen. Im Jahre 753 drang er trotz der tapferen Gegenwehr der Sachsen siegreich bis nach Rehme an der Weser, südwestlich von Minden, vor und im Jahre 758 durchbrach er ihre Grenzbefestigungen und Umwallungen in der Nähe des Rheins und besiegte sie in mehreren Treffen so gründlich, dass sie sich zur Entrichtung eines jährlichen Tributes von 300 Pferden bequemen, auch Geiseln für die freie Zulassung der christlichen Glaubensboten in ihrem Lande stellen mußten.

Alle diese Fehden und Grenzkriege zwischen den beiden stammverwandten und doch einander so feindselig gesinnten Völkern waren indes nur Vorspiele eines größeren, gewaltigeren Kampfes, welcher über das Schicksal der Sachsen und ihre fernere Stellung zu den übrigen sämtlich bereits in dem großen Frankenreiche zu einem politischen Ganzen vereinigten germanischen Stämmen entscheiden sollte. Die Vorfahren des großen Karl haben diesen Kampf angebahnt und vorbereitet, er selbst hat ihn nach einem dreißigjährigen, beispiellos hartnäckigen Widerstande des sächsischen Volkes zu endgültigem Abschlusse geführt.

Zweiter Abschnitt.

Sitte, Recht und Religion der Sachsen.

Es kann nicht auffallen, entspricht vielmehr vollkommen den in dem vorigen Abschnitte geschilderten Verhältnissen, daß die Sachsen erst in einer vergleichsweise späten Zeit von der abendländischen Kultur berührt wurden und daß sie demgemäß länger als andere deutsche Stämme die altgermanischen Einrichtungen, Sitte Recht und Glauben der Väter, bewahrt haben. Während ein großer Teil der Germanen sich in den blühenden Provinzen des römischen Reiches niederliefs und hier Staaten gründete, die trotz des siegreichen Barbarentums doch auf den von dem Altertume geschaffenen Grundlagen beruhten und von den Resten der

römischen Bildung durchtränkt waren, während die übrigen in der Heimat zurückgebliebenen Stämme von dem unter die Herrschaft der Franken geratenen Gallien aus dem politischen Verbande eines solchen auf römischem Boden gegründeten Staates einverleibt und dann bald dem christlichen Bekenntnisse gewonnen wurden, blieben die Sachsen, unberührt von ähnlichen Wandlungen, auf dem Boden und innerhalb der Grenzen wohnen, welche ihre Voreltern seit Menschengedenken innegehabt hatten. Es ist natürlich, daß sich unter solchen Verhältnissen neben der alten Freiheit bei ihnen auch die Eigenart der Väter im guten wie im schlimmen Sinne reiner und ungetrübter erhielt, als dies sonst irgendwo im deutschen Lande der Fall war. Aus ihrem öffentlichen und privaten Leben, aus ihren Sitten wie aus ihren Rechtsaufzeichnungen weht uns jenes Gemisch von Barbarei und altertümlicher Gröfse entgegen, welches als das Gepräge altgermanischen Volkstums schon dem römischen Geschichtschreiber ein mit Staunen und Befremden sich paarendes Gefühl der Bewunderung abgewann.

Einfach und in hohem Grade naturwüchsig erscheinen die Lebensformen, in denen das sächsische Volk sich bewegte. Dies gilt zunächst von der Wohnung des Einzelnen, der man dabei freilich eine bemerkenswerte Zweckmäßigkeit in der Anordnung und Verteilung der Räume nicht absprechen kann. Das niedersächsische Bauernhaus hat seine eigentümliche Einrichtung im großen und ganzen durch den Wechsel der Jahrhunderte hindurch bis heute bewahrt. Mitten in den zu ihm gehörigen Feldern gelegen, von einem geschlossenen Kampe umgeben, hat es gewissermaßen das Ansehen eines befestigten Platzes. Ein steil emporstrebendes Dach, meist nach alter Sitte noch immer ein Strohdach, krönt das langgestreckte, stets einstöckige Gebäude und wird an beiden Giebeln von ein Paar sich aus den Dachsparren entwickelnder, roh geschnitzter Pferdeköpfe überragt, welche im Lüneburgischen nach innen, in Westfalen und der Wesergegend nach außen gekehrt sind. In ihnen hat sich vielleicht eine dunkle Erinnerung an die von den Sachsen einst dem edelsten der Haustiere gewidmete Verehrung erhalten. Man hat in diesen Pferdeköpfen das Symbol des Gottes Frô (Freyr) erkennen wollen, dem das Pferd, zumal in seiner Eigenschaft als weissagendes Tier, geheiligt war und der an seinem Frühlingsfeste mit seinem Zweigespann segenspendend eine Umfahrt durch das aus den Fesseln des Winters erwachende Land zu halten pflegte. Und in der That finden sich noch jetzt Spuren

eines Aberglaubens, wonach die auswärts gekehrten Pferdeköpfe Unheil abwehren, die nach innen gewandten aber den Segen heranziehen und festhalten sollen. Unter dem Dache liegen, durch keine Zwischenräume geschieden, rings um die geräumige aus Lehm festgestampfte Tenne (Diele) die Stallungen für das Vieh sowohl wie die Wohnungen der Menschen. In der Mitte der dem Eingangsthore gegenüber liegenden Schmalseite befindet sich der Herd, der geheiligte Mittelpunkt des ganzen Hauses, wo die Bäuerin stets ihren Platz hat. Auf das Bequeme und Praktische dieser Einrichtung hat schon J. Möser hingewiesen. „Ein so großer und bequemer Gesichtspunkt“, sagt er, „ist in keiner andern Art von Gebäuden. Ohne von ihrem Stuhle aufzustehen, übersieht die Wirtin zu gleicher Zeit alle Thüren, dankt denen, die herein kommen, heisst solche bei sich niedersitzen, behält ihre Kinder und Gesinde, ihre Pferde und Kühe im Auge, hütet Keller, Boden und Kammer, spinnet immerfort und kocht dabei.“ Unter dem gewaltigen Dache, welches tief herabreichend die schwachen Wände schützt, den Lehm trocken hält, Haus und Vieh wärmt und mit leichter Mühe von dem Bauer selbst auszubessern ist, wird ein großer Teil der Feldfrüchte aufbewahrt: den Rest birgt man in Scheuern, die mit dem Bleichplatze, dem Obstgarten, dem Backofen und den Ställen für die Schweine die Umgebung des Wohnhauses bilden.

Das ist in seinen Hauptzügen der Typus des niedersächsischen Bauernhauses, wie dieses noch heute mit nur unwesentlichen Abweichungen in Einzelheiten durch ganz Ostfalen, Engern und Westfalen verbreitet ist. Dafs wir darin ein im ganzen treues Bild von der Bauart und Hauseinrichtung besitzen, wie diese bei den Sachsen schon in frühester Zeit gebräuchlich waren, wird niemand bezweifeln, der die Zähigkeit kennt, mit der gerade der sächsische Stamm an alten Überlieferungen festhält. Der Art und Weise der ursprünglichen Besiedelung des Landes entspricht auch, dafs in der niederdeutschen Ebene noch immer die Sitte der Einzelhöfe vorherrscht, während in den ehemals thüringischen Gegenden und in dem Berglande, wo auch die Bauart der Häuser wesentlich abweicht, im Gegensatze der zu Bauerschaften vereinigten Einzelwohnungen die geschlossenen Dörfer sich häufen. Doch scheint auch hier, wenn man aus der vorwiegenden Benennung der Ortschaften nach Personennamen einen Schluß ziehen darf, die Ansiedelung ursprünglich durch Einzelhöfe geschehen zu sein, die sich dann erst später zu Dorfschaften erweitert haben. Auf

keine andere deutsche Gegend, mit Ausnahme etwa des bayerischen und schwäbischen Hochgebirges, wo die Natur selbst eine solche Art der Besiedelung vorschreibt, paßt daher wie auf Sachsen die Schilderung, welche schon Tacitus von der Wohnungsweise der Germanen giebt: „Nicht in unserer Weise bauen sie Dörfer mit zusammenhängenden und enge verbundenen Gebäuden, sondern für sich und von den Nachbarn entfernt wohnt ein jeder, wie gerade Quell, Feld oder Gehölz zur Ansiedelung auffordert.“ Steinhäuser, die auch jetzt noch auf dem Lande zu den größten Seltenheiten gehören, gab es in den ältesten Zeiten gar nicht, und vielleicht hängt es mit der Leichtigkeit, mit welcher die aus Holz und Stroh errichteten Häuser in Brand zu stecken waren, zusammen, daß das alte Volksrecht der Sachsen auf das Verbrechen der Brandstiftung, gleichviel ob bei Tag oder bei Nacht verübt, die Todesstrafe setzte. Selbst die bewehrten und befestigten Plätze, welche hier und da von den Annalisten erwähnt werden, wie jene Hohseoburg des Ostfalen Theoderich und die in dem Kampfe gegen Karl den Großen vorkommenden Festen Siegburg, Eresburg, Brunsberg und Schiederburg, wird man sich nicht als aus Stein aufgeführte Gebäude sondern als durch Erdwerke und Verhaue notdürftig geschützte Blockhäuser zu denken haben.

In denjenigen Teilen des Landes, wo das Zusammenwohnen in Dörfern vorwiegend war, beruhte die Bewirtschaftung der Felder auf der Feldgemeinschaft, so zwar, daß die Äcker wohl im wahren Eigentum der Dorfgenossen standen, aber gemäß dem allgemeinen Beschlusse der letzteren in einer gewissen Reihenfolge bewirtschaftet wurden. Während sich hier also naturgemäß die Dreifelderwirtschaft entwickelte, lagen die Verhältnisse in den Gegenden, wo das Wohnen in Einzelhöfen die Regel bildete, durchaus anders. Hier brachte es die Art und Weise der Besiedelung des Landes mit sich, daß weite Strecken des letzteren, meist Moor Heide und Wald, nicht mit unter den Pflug genommen wurden und daher unbebaut, gleichsam als herrenloses Gut liegen blieben. Sie zu gemeinsamer Benutzung als Weide oder für Bienenzucht und Gewinnung des Feuerungsmaterials auszubeuten, bildete sich durch den Zusammentritt mehrerer Einzelhöfe zu gleichen Nutzungsrechten die Markgenossenschaft, nach der Familie der engste und beschränkteste gesellschaftliche Verband, welchen diese älteste Zeit kennt. Die Markgenossen (*vicinati*, *convicini*) regelten auf den von ihnen mehrmals im Jahre gehaltenen Zusammen-

künften oder Markgerichten die Art und Weise der Nutzung der Mark, d. h. des von ihnen in gemeinsame Bewirtschaftung genommenen Territoriums, setzten die Bußen für etwaige Verletzung oder Überschreitung der Befugnisse des Einzelnen fest und waren zur Vollstreckung der von ihnen gefassten Beschlüsse ein jeder der Gesamtheit verpflichtet.

Eine gemeinsame Obrigkeit über das ganze Volk gab es nicht; was aber innerhalb der Familie oder in jenen Markgerichten nicht seine Erledigung fand, darüber ward in den großen Volksversammlungen beraten und beschlossen, welche einmal wenigstens im Jahre zusammentraten und zu welchen von den drei freien Ständen des Volkes aus jedem Gau des Landes zwölf Männer gewählt wurden. In der freilich erst im 10. Jahrhundert verfassten Lebensbeschreibung des heiligen Liufwin, eines der ersten christlichen Glaubensboten bei den Sachsen, wird einer solchen allgemeinen Volksversammlung gedacht, welche alljährlich im Herzen des Landes an den Ufern der Weser bei einem Orte Marklo, wohl im Hoyaischen in der Nähe des jetzigen Nienburg gelegen, gehalten ward. Doch bleibt es zweifelhaft, ob dies die einzige derartige Versammlung war oder ob noch andere daneben, etwa für die größeren Einzel Landschaften, in die das Land zerfiel, stattfanden. Die Beratungen auf diesen allgemeineren Zusammenkünften werden sich auf etwaige Feststellungen oder Änderungen in dem gemeinen Rechte bezogen haben, so daß in ihnen die Quelle für die Rechtsverhältnisse des ganzen Volkes, für das bei allen Ständen und Genossenschaften desselben gültige Volksrecht zu erkennen ist. Daneben wird aber auch über gemeinsame politische Fragen, namentlich über Krieg und Frieden, auf ihnen verhandelt sein.

Denn der Krieg, wenn er nicht von einer einzelnen Gefolgschaft unternommen ward, war eine Angelegenheit, welche das ganze Volk berührte. Das Volksheer setzte sich aus der Gesamtheit der wehr- und waffenfähigen Männer der Edelen, Freien und Liten (Lassen) zusammen, und die Unterabteilungen desselben ergab die natürliche Gliederung des Landes in Gaue und weiterhin in Hundertschaften. Die Wahl der Führer, die Zeit des Aufbruches und der Ort, wo die Vereinigung des Heeres zu erfolgen hatte, das alles wurde ohne Zweifel in jenen größeren Volksversammlungen bestimmt. Hier wurden auch die Herzöge erkoren, denen die Leitung des ganzen Feldzuges oblag. Doch dauerte die ihnen übertragene Amtsgewalt nicht länger als der Krieg selbst. Nach seiner Beendigung traten sie in ihre frühere

Privatstellung zurück, aus welcher sie nur die Not des Vaterlandes und die Wahl des Volkes zeitweilig an die Spitze des Heeres gerufen hatten. Das letztere bestand wesentlich aus Fußvolk: trotzdem das Land an Pferden, die auf den ausgedehnten Weideplätzen halb verwildert umherschweiften, keinen Mangel hatte, wird doch eine Reiterei bei den Sachsen fast nirgend erwähnt. Die Bekleidung und Bewaffnung des sächsischen Kriegers hat uns am anschaulichsten der Geschichtschreiber des Volkes, Widukind von Corvey, geschildert. Nicht nur der kühne Mut ihrer sächsischen Bundesgenossen sondern fast mehr noch ihre ganze äußere Erscheinung, der hochragende Wuchs und das frei auf die Schultern herabwallende Haar, erregten im Kriege gegen die Thüringer das Staunen der Franken. Der weite wollene Kriegsmantel (*sagum*), dessen schon Tacitus gedenkt, schützte vor den Unbilden des Wetters, lange Lanzen erleichterten den Angriff, kleine Schilde dienten zur Abwehr und Verteidigung. Ihre Hauptwaffe aber war der Sachs, das breite messerartige Schwert, das sie um die Hüften gegürtet trugen und dessen sie sich mit ebenso großer Vorliebe wie mit mörderischem Erfolge bedienten. Denn diese Waffe wies sie auf den Kampf Mann gegen Mann hin, der ihren Neigungen und Gewohnheiten entsprach. „*Nimith euere Saxes*“, rief nach Nennius Hengist seinen Genossen, sie zum Angriff ermunternd, zu, und auch der Dichter des Anneliedes weiß von der Furchtbarkeit der sächsischen „*Mezzir*“ zu berichten. Noch im 11. Jahrhundert zeichnete sich der sächsische Krieger durch seine Geschicklichkeit im Schwertkampfe aus: Lambert von Hersfeld sagt, daß er zwei-, ja dreimal mit dieser Waffe umgürtet in die Schlacht zu gehen pflege.

Die Friedensbeschäftigung des Sachsen teilte sich in die Bewirtschaftung seiner Felder, die Viehzucht und die Jagd, der er mit großem Eifer oblag. Von der ersteren ist bereits im allgemeinen geredet worden. Gerste und Hafer scheinen die hauptsächlichsten Früchte gewesen zu sein, die man in diesen frühesten Zeiten baute, doch wird in dem sächsischen Kapitular von 797 bereits auch der Roggen erwähnt. Von den Haustieren tritt das Pferd (*ors*) als vor allen anderen hochgeachtet hervor. Vielfach mit den Vorstellungen verknüpft, welche die Sachsen von ihren Göttern hegten, genoß es einer Art religiöser Verehrung. In heiligen Hainen oder in deren Umgebung zog man zu Opfern, Weissagungen oder zum Dienste der Götter geweihte Rosse, welche keinen sterblichen Reiter duldeten. Vielleicht diente das Ross auch

dem ganzen Stamme oder einer einzelnen Abteilung desselben als Kriegssymbol. Das könnte man aus der späteren Sage schliessen, wonach Widukind in seinem Wappen ein schwarzes Rofs geführt haben soll, das dann bei seiner Taufe die Farbe wechselte und als weisses Rofs in das Landeswappen von Hannover und Braunschweig übergegangen ist. Für den Ackerbau wichtiger aber als das Pferd erscheint das Rind, und dafs die alten Sachsen derselben Ansicht waren, erhellt daraus, dafs in dem sächsischen Volksrechte der Wert des Geldes nicht auf Pferde sondern auf Stiere oder Rinder zurückgeführt wird. Ein einjähriger Stier erscheint hier gleichwertig mit dem kleinen Schilling von zwei Tremissen und galt so viel wie ein Schaf mit seinem Lamm; ein Stier von 16 Monaten aber hatte den Wert eines gröfseren Schillings zu drei Tremissen. Reich an jagdbaren Tieren waren die ausgedehnten Waldungen, welche, von der Hand des Menschen noch wenig gelichtet, den gröfsten Teil des Landes erfüllten. Von ihnen sind manche entweder längst ausgestorben oder doch aus den Wäldern Norddeutschlands verschwunden: so der Auerochs, Bär, Wolf und Biber, das Elen, der Schelch und der Riesenhirsch, deren frühere Existenz im Lande sich teils aus den Knochenresten, welche ab und zu aus der Erde zutage kommen, teils aus dem Namen von Ortschaften nachweisen lassen, die nach ihnen benannt sind.

Kleidung, Hausgerät und die zu seiner Beschäftigung notwendigen Werkzeuge verfertigte sich der Sachse selbst, doch mochte der Reiche mit seinen gröfseren Ansprüchen und Bedürfnissen auch schon die kunstfertigen Hände des Ärmeren heranziehen. Denn sicherlich war schon in dieser frühen Zeit der eine ein besserer Maurer, Zimmermann, Waffenschmied oder Schiffbauer als der andere und jener infolge davon auch mehr gesucht und beschäftigt als dieser. Die Schiffe heifsen in der Sprache der alten Sachsen Chiulæ oder Cyulæ (Kiele), was lange Schiffe bedeutet. Sie waren aus Baumreisern geflochten und mit rohen, ungegerbten Fellen überzogen. Auf diesen gebrechlichen Fahrzeugen vertrauten sie sich dem Meere mit seinen Stürmen an, nicht um in friedlichem Warenaustausch die Erzeugnisse anderer Länder zu erwerben, sondern um in kühnen Seefahrten die Küsten der Nordsee zu plündern und mit Beute beschwert in die Heimat zurückzukehren.

So stellt sich das Leben der Sachsen in dieser ältesten Zeit als ein Gemisch bäuerlicher Gebundenheit und elementarer Wildheit dar. Denen, die aufserhalb des Landes standen

und die Eigentümlichkeit des sächsischen Lebens nur nach der letzteren Seite hin kennen lernten, erschienen sie als ein hartes, gewalthätiges, auch vor List und Untreue nicht zurückschreckendes Volk. Der Byzantiner Zosimus kennt sie im 5. Jahrhundert als den tapfersten Stamm unter den ringsumher wohnenden Barbaren, welcher an Mut, Kraft und Stärke alle übrigen übertreffe. Ein unbezähmbares, in jeder Arbeit ausdauerndes Geschlecht nennt sie Widukind; „kühn, grimm und steinhart“ sind die Bezeichnungen, welche ihnen noch später im Rolandsliede beigelegt werden, zu einer Zeit, da Heinrich der Löwe bereits schaffend und aufbauend im Lande waltete. Dafs sich unter dieser rauhen und harten Hülle ein Kern urtüchtiger Volkskraft barg, der, in die richtigen Bahnen geleitet und von den Ergebnissen einer weiter gediehenen Kultur befruchtet, zu einer reichen Entfaltung der in dem Volke schlummernden Kräfte führen würde, blieb den Schriftstellern jener älteren Zeit verborgen und konnte auch aus den Rechtsaufzeichnungen nicht geschlossen werden, die uns aus dieser Zeit von ihnen noch aufbewahrt sind.

Das Volksrecht oder die Ewa der Sachsen ist in der Lex Saxonum erhalten, die zu Anfang des 9. Jahrhunderts, wahrscheinlich im Jahre 802, auf dem Reichstage zu Aachen niedergeschrieben ward oder doch ihre jetzige Fassung erhalten hat. Da indes schon ältere Kapitularien von einer solchen Sammlung sächsischer Rechte sprechen, so läfst sich vermuten, dafs der überlieferten Form eine ältere, noch in die vorfränkische Zeit zurückreichende Aufzeichnung zugrunde liege. Und in der That lassen sich bei genauerer Betrachtung der Lex Saxonum mehrere Teile derselben unterscheiden, ursprünglich selbständige Stücke, die erst in der angegebenen Zeit ihre Vereinigung zu einem übel verbundenen Ganzen gefunden haben. Der ältere Teil enthält ausschließlich strafrechtliche Bestimmungen über Wunden, Körperverletzungen, Totschlag und Mord, und gehört, abgesehen von den drei letzten Paragraphen, welche sich durch die Erwähnung der christlichen Kirche als aus karolingischer Zeit stammend erweisen, ohne Zweifel noch der heidnischen Zeit an. Er giebt uns ein Bild jener primitiven Gesetzgebung, die vor allem anderen ihre Aufgabe darin erkannte, nur erst den allerdringendsten Forderungen des Rechtslebens durch Sicherstellung der Person und Unverletzbarkeit der Glieder zu entsprechen. Auch die hier und da in diesem Teile begegnenden altertümlichen deutschen Ausdrücke bezeugen das vergleichsweise hohe Alter desselben. Merk-

würdig bleibt, daß bei den für jene Vergehungen festgesetzten Bußgeldern mit Übergang der Freien ausschließlich der Adel und die Liten berücksichtigt werden. Der zweite, offenbar schon unter fränkischem Einflusse entstandene Teil stellt sich trotz des altsächsischen Gewohnheitsrechtes, welches auch in ihm noch zur Geltung kommt, doch vorwiegend als das Ergebnis der neuen fränkischen Gesetzgebung dar. Dies ist hauptsächlich mit den ersten Titeln dieses Abschnittes der Fall. Sie bekunden eine äußerst strenge, dem altsächsischen Geiste durchaus fremde Rechtsanschauung, indem sie nicht nur den Verrat an dem Könige und seinem Hause sondern auch eine Reihe gemeiner Verbrechen mit dem Tode bedrohen. Die übrigen Kapitel dieses Teiles enthalten dagegen in ihren Bestimmungen über Ehe-, Familien- und Erbrecht wiederum altsächsisches Gewohnheitsrecht. Der letzte Teil endlich, der vielleicht erst im Jahre 798, also kurz vor der Zusammenfassung des Ganzen entstanden ist, handelt von Verhältnissen, welche erst nach der fränkischen Eroberung eingetreten sein können. Dies gilt namentlich von den Bestimmungen über die Besitznahme von Grundeigentum derer, welche gewaltsam aus dem Lande geführt werden, über das Verheiratsrecht der Liten und über den Wert und die Abschätzung der Münzsorten.

So fragmentarisch und unzureichend das Gesetz in der vorliegenden Gestalt erscheinen mag, so giebt es uns doch über die bei den alten Sachsen maßgebenden Rechtsnormen nach manchen Seiten hin Aufschlüsse, die bei der Unzuverlässigkeit oder Dürftigkeit der anderen Quellen über diese Dinge nicht hoch genug zu veranschlagen sind. Zunächst scheint sich aus den Andeutungen desselben eine zweifache, altgermanischer Anschauung durchaus entsprechende Gliederung des Volkes nach Ständen in Freie und Unfreie zu ergeben. Aber während die letzteren als eine unterschiedslose Masse erscheinen, deren untergeordnete Stellung durch das geringe Wehrgeld von 36 Schillingen für den Leibeigenen gekennzeichnet wird, zerfielen die Freien, welche allein die Wehrkraft des Landes bildeten und die großen Volksversammlungen beschickten, wiederum in drei dem Ansehen und der politischen Bedeutung nach nicht unwesentlich verschiedene Klassen. Über dem Stande der Gemeinfreien erhob sich der nicht sehr zahlreiche aber durch ausgedehnten Grundbesitz hervorragende Adel (*nobiles*, *edelingi*). Seine bevorzugte Stellung ist schon äußerlich in dem überaus hohen Wehrgelde erkennbar, das ihm zu-

stand. Den sechsfachen Betrag des Freienwehrgeldes betrug das Manngeld des Edelings, eine Bevorzugung dieses Standes, wie sie sonst bei keinem anderen deutschen Stamme vorkommt. Der Grund davon ist wohl in der erlauchten Abkunft dieser Geschlechter zu suchen, denen das gläubige Volk, weil sie ihren Stammbaum bis zu den Göttern hinaufführten, eine ehrfurchtsvolle Gesinnung entgegenbrachte. Aus ihnen, die durch ihre ausgedehnte Herrschaft über Unfreie nicht minder einflussreich erscheinen wie durch vornehme Geburt und reichen Besitz, wurden die Führer des Volkes, die Gaufürsten und im Kriege die Herzöge, gewählt. Zunächst den Edelingen standen die Vollfreien (*ingenui, frilingi*). Sie machten den eigentlichen Kern des Volkes aus, hatten gleich den Edelingen Waffen- und Fehderecht und standen diesen nur durch weniger edele Geburt und geringeren Grundbesitz nach. Aus ihrer Mitte mochte auch wohl das eine oder andere Geschlecht durch Rührigkeit und Tüchtigkeit sich in die Reihe der edelen Geschlechter erheben. Dann kamen die Liten (*Lassi, Lazzi*), welche zwar kein echtes Eigentum, wohl aber persönliche Freiheit besaßen. Sie bildeten die zahlreiche Klasse der Hintersassen und bewirtschafteten den ihnen wohl längst zu Erbrecht angewiesenen Acker gegen eine bestimmte an die betreffenden Grundherren zu entrichtende Abgabe. Durch ein Wehrgeld von 120 Schillingen geschützt, diente der Lite auch im Heere und sendete seine Vertreter zu den großen allgemeinen Volksversammlungen.

Innerhalb seines Hauses und seiner Familie stand dem Hausherrn und Familienvater die Aufrechterhaltung der Ordnung und die Strafgewalt über die Hausgenossen zu. Wurde von anderen der Friede des Hauses gebrochen, so waren die Männer desselben zur Ahndung des Frevels verpflichtet. Eine solche Verpflichtung verband sie vor allem in Fall einer persönlichen Verletzung zur Blutrache, einem Rechtsinstitute, welches den Sachsen mit allen übrigen deutschen Stämmen gemeinsam war. Auf Mord oder Totschlag folgte, durch das Gesetz geheiligt, die Fehde (*faida, ultio proximi*). Zu ihr war in erster Reihe der nächste Verwandte des Erschlagenen berufen, nach ihm die ganze Sippe des letzteren. Einer solchen weitverzweigten Rache mußte der Thäter über kurz oder lang zum Opfer fallen, und da nun auch seinen Angehörigen wieder die Pflicht der rächenden Vergeltung oblag, so würde die Blutfehde fortwuchernd sich von Geschlecht zu Geschlecht weiter gepflanzt und schließlic den Bestand der Gesellschaft in einen Krieg aller

gegen alle aufgelöst haben, wenn nicht die Sühne (compositio) dazwischengetreten wäre. Diese ward durch das Wehrgeld erreicht, welches der Thäter dem Beschädigten oder seiner Familie entrichten mußte. Die nach dem Stande des Getöteten wechselnde Höhe desselben war durch das Gesetz bestimmt. Nur wer das Wehrgeld nicht erlegen wollte oder konnte, war aus dem öffentlichen Frieden gesetzt und den mörderischen Folgen der Blutrache verfallen (fai-dosus), die ihn selbst bis unter das Dach seines Hauses verfolgte. Erst die späteren, aus fränkischer Zeit stammenden Zusätze zu der Lex Saxonum suchten einer so weitgehenden Wirkung der Fehde zu wehren, indem sie die Tötung eines Friedelosen und Verfehdeten im eigenen Hause mit dem Tode bedrohten. Für Verwundungen und Körperverletzungen hatte diese eigentümliche Rechtsanschauung in barbarischer Folgerichtigkeit schliesslich ein ganzes System von Bußgeldern geschaffen, nach welchem fast jedes Glied des menschlichen Körpers, Auge Ohr und Nase, ja jedes Finger- oder Zehenglied durch ein eigenes Gesetz geschützt war. Doch erreichte man damit, daß die Blutrache in enge Grenzen eingedämmt wurde und, wenn die Buße vonseiten des Beschädigten angenommen ward, das Leben des Beschädigers der Gesamtheit erhalten blieb.

Über das Familien- und Erbrecht der Sachsen enthält ihr Volksrecht nur ganz fragmentarische Bestimmungen. Die Ehe ward als ein Kauf angesehen. Durch Zahlung des Muntschatzes mußte der Mann das Weib von den Eltern gewinnen, und selbst wenn diese der Ehe widerstrebten, genügte der doppelte Muntschatz, um sie gesetzlich zum Aufgeben ihres Widerspruches zu nötigen. Entführung gegen den Willen der Entführten ward den Eltern mit 300 Schillingen und mit 240 Schillingen der Entführten selbst gebüßt. Gewaltsamer Raub einer Braut mußte mit 300 Schillingen an den Vater und mit derselben Summe an den Verlobten gesühnt werden: war er auf öffentlicher Straßse und im Beisein der Mutter geschehen, so stand dieser außerdem dasselbe Strafgeld zu. Der Ehefrau sicherte der Mann bei ihrer Verheiratung ein standesgemäßes Auskommen durch die Morgengabe (dos), welche sie, wenn sie keine Kinder aus der Ehe gewann, bis zu ihrem Tode behielt, ohne sie jedoch dann auf ihre Blutsverwandten vererben zu können. Für den Fall aber, daß Kinder aus der Ehe hervorgingen, war das Recht der Ostfalen und Engern von dem bei den Westfalen gültigen Rechte verschieden. Bei jenen ward die Morgengabe so vollständiges Eigentum der

Frau, daß sie dieselbe nicht nur auf ihre Kinder sondern im Fall von deren Tode auch auf ihre nächsten Blutsverwandten vererbte, während bei den Westfalen die Frau, welche Kinder gewann, zwar die dos verlor, aber durch die Hälfte der ehelichen Errungenschaft entschädigt ward, eine Bestimmung, aus welcher sich später in Westfalen die eheliche Gütergemeinschaft entwickelt hat. Das Weib stand in dem Mundium, d. i. unter der Vormundschaft des Mannes. Die Tochter vertrat im Rechtsleben der Vater, die Ehefrau der Gatte, die Witwe der nächste männliche Blutsverwandte ihres verstorbenen Mannes, den Leibeigenen und Hörigen dessen Herr. Das Erbe, zumal der Grundbesitz, fiel nach dem Tode der Eltern dem Sohne, nicht der Tochter zu. Beim Vorhandensein mehrerer Söhne teilten diese das Gut. Wenn aber nur Töchter aus der Ehe entsprossen waren, so ging auf diese das ganze Erbe, also auch der Grundbesitz, über. Doch macht das Gesetz in letzterem Falle zugunsten eines etwa vorhandenen Enkels, der seinen Vater verloren hat, eine Ausnahme, denn dieser soll der Tochter seines Großvaters in der Erbfolge vorausgehen.

Läßt die dürftige und offenbar trümmerhafte Überlieferung, welche die Lex Saxonum über das den Sachsen eigentümliche Recht enthält, bedauern, daß wir nicht genauer und umfassender über dasselbe unterrichtet sind, so ist es mit unserer Kenntnis von ihrem Götterglauben, ihrem religiösen Kultus und ihren gottesdienstlichen Gebräuchen noch schlimmer bestellt. Allerdings läßt sich behaupten, daß das Heidentum der Sachsen im wesentlichen auf denselben religiösen Anschauungen beruhte, welche uns in der Mythologie des skandinavischen Nordens durch die Edda in reichhaltigerer Überlieferung aufbewahrt worden sind. Allein die Forschung bewegt sich hier doch auf wenig sicherem Boden, und man wird sich wohl hüten müssen, die nordischen Vorstellungen von den Göttern ohne weiteres nach Deutschland zu übertragen. Die Sachsen haben von allen deutschen Stämmen am längsten dem Christentume widerstanden und in ihrem heidnischen Glauben beharrt, aber gerade deshalb ist bei ihnen vielleicht mehr als anderswo die christliche Kirche bemüht gewesen, das Andenken an die alten Götter und an alles, was damit zusammenhing, im Volke gründlich auszurotten und, wo dies nicht völlig gelang, durch eine Assimilierung der christlichen und heidnischen Vorstellungen das Verständnis der letzteren möglichst zu verdunkeln. Die direkten Zeugnisse, welche wir über das sächsische Heidentum besitzen, sind äußerst spärlich: man sieht sich darauf

hingewiesen, neben den gelegentlichen Andeutungen, welche in den fränkischen Annalisten und den Heiligenleben der älteren Zeit begegnen, aus den Ortsnamen, den Gebräuchen und dem Aberglauben des Volkes einige dürftige Nachrichten darüber zusammenzulesen.

In der bekannten Abschwörungsformel, welche aus der Zeit des heiligen Bonifazius als ein feierliches, vor dem Empfange der Taufe abzulegendes Gelöbniß der Entsagung des Glaubens an die heidnischen Götter sich erhalten hat und zweifelsohne nicht nur bei Thüringern, Hessen und Friesen sondern auch bei den Sachsen in Anwendung kam, werden als die hauptsächlichsten heidnischen Götter Thunaer, Woden und Saxnote namhaft gemacht: die übrigen Gottheiten faßt die Formel unter der Bezeichnung „alle Unholden, die ihre Genossen sind“ zusammen. Wuodan, den mittleren dieser Göttertrias, verehrten, so viel wir wissen, alle Stämme der Germanen als den Vater und König der Götter. Er ist ursprünglich als Gott des Himmels zu fassen, als welcher er in einen wallenden blauen Mantel gehüllt erscheint, dann aber auch als Gott des strahlenden Lichtes und der wehenden Luft. Im Brausen des Sturmes glaubte man ihn zu vernehmen: auf den Schwingen desselben fuhr er zum Schrecken abergläubischer Leute noch Jahrhunderte später an der Spitze des wütenden Heeres oder der wilden Jagd daher. „Von ihm“, sagt Simrock, „ging jener germanische Heldengeist aus, der in der Völkerwanderung das Weltreich der Römer über den Haufen warf.“ Sein goldmähniges Ross trägt ihn mit Windesschnelle durch die ungemessenen Räume des Himmels, wo die Milchstraße den Herweg bezeichnet, den er gefahren. Als Spender aller den Menschen erwünschten Gaben ist er dies auch in bezug auf den Sieg, der dem kriegerischen Germanen als das höchste Gut erschien, welches die Götter gewähren konnten. In Verkleidungen gehüllt, einäugig, den breiten Hut ins Gesicht gedrückt, liebt er es unter den Menschen zu erscheinen: so lehrt er sie die Kriegskunst, vor allem jene von ihm selbst erfundene keilförmige Schlachtordnung, nach welcher, wie Tacitus berichtet, die Germanen ihre Heerhaufen in den Kampf zu führen pflegten. Als dem Gotte des allumfassenden Geistes, der in dem Wehen der Luft atmet, schrieb man ihm auch die Erfindung der Runen und der Dichtkunst zu.

So erscheint Wuodan in der Mythologie der Skandinavier. Man wird vielleicht anstehen, jeden einzelnen Zug dieses Bildes auch dem sächsischen Wuodan zuzuschreiben, aber

dafs er auch hier an der Spitze der Götterwelt stand und im wesentlichen dieselbe Stellung einnahm wie im Norden, wird niemand bezweifeln. Auf ihn führten alle Helden- und Königsgeschlechter der Angelsachsen ihre Abkunft zurück, und wenn auch in Deutschland späterer christlicher Einfluß seinen Namen aus der Benennung der Wochentage verdrängt hat, so heifst doch noch immer bei den Nachkommen jener Sachsen, welche einst Britannien eroberten, der Mittwoch der Wodanstag (Wednesday). Auch in Ortsnamen hat sich die Erinnerung an ihn in Sachsen erhalten. Das in der Nähe von Wollmirstedt gelegene Dorf Gutenswegen erscheint in der ältesten urkundlichen Form als Watanesweg, später Wodenesweg, Wutenswege; auch ist in der Grenzgegend gegen Thüringen, in der goldenen Aue, ein Wodansberg nachweisbar, der 1277 urkundlich erwähnt wird. Und wenn es noch später in Niedersachsen Sitte war, dafs der Bauer beim Abernten der Felder einen Büschel Getreide „für Wodens Pferd“ stehen liefs, so erkennt man darin unschwer die Reste eines uralten Opfergebrauches, der an den Namen des höchsten sächsischen Gottes anknüpft. Name und Wesen desselben klingt hier und da auch noch in den Sagen und dem Aberglauben des niedersächsischen Volkes wieder. Nirgend hat sich die weitverbreitete Sage von Hackelberg oder Hackelbernd so lokal und individuell gestaltet wie in Sachsen, zumal am Nordsaume des Harzes. In dem wilden Jäger aber, dem „Mantelträger“, wie man dessen Namen erklärt hat, der im Sturm und Regen mit Wagen, Pferden und Hunden durch den Wald braust, ist uns die verblichene Erinnerung an Wuodan, den Sturmgott, erhalten, der nach der nordischen Sage an der Spitze von Lufterscheinungen, Walküren und Einheriar, daherzieht.

Weniger zahlreich und in die Augen fallend sind die Spuren, welche Thunaer (Donar) und der ihm gewidmete Dienst in Sachsen zurückgelassen haben. Zwar in dem fünften Wochentage wird ein jeder seinen Namen wiedererkennen, und auch die hier und da begegnenden Donnerberge, namentlich der bei Marburg an der Diemel, wo im Mittelalter noch ein großes Volksgericht unweit der heiligen Eiche nachzuweisen ist, werden nach ihm benannt sein. Fraglicher schon erscheint, ob Ortsnamen wie Donnerstedt im Amte Thedinghausen, Donnerhorst im Lüneburgischen oder Dorstadt bei Wolfenbüttel, auf ihn zurückzuführen sind. Im Gegensatz zu dem als Gott des Geistes und der Luft gedachten Wuodan ist Thunaer der in der Natur und in

der Fruchtbarkeit der Erde zur Erscheinung kommende Gott. Er waltet in dem Gewitter, das den befruchtenden Regen herabsendet und im Frühjahr die Bande des Winters sprengt, und sein Name ist von dem rollenden Donner hergenommen. Mit seinem Hammer, dem Symbole des Donnerkeils, spaltet er die Felsen und durchfurcht er den Acker. Deshalb war er zugleich der Gott des Landbaues und weiterhin der Knechte, derjenigen Klasse der Bevölkerung, welcher der schwerere Teil der Feldarbeit anheimfiel. Auch das bei neuen Ansiedelungen die Grenzen der Ackerlose durch Hammerwurf bestimmt wurden, scheint auf ihn in seiner Eigenschaft als Gott des Ackerbaues hinzuweisen. Denn wie dem Wuodan als Hauptwaffe der Wurfspeer eignete, so dem Thunaer der zermalmende Streithammer, mit welchem er die der Kultur feindlichen Mächte bekämpfte.

In dem Saxnote der Abrenuntiationsformel erkennt man sofort einen Gott, der, wenigstens unter diesem Namen, allein dem Stamme der Sachsen angehört. Er ist der „Schwertgenos“ und führt seinen Namen von der ihm vorzugsweise zugeschriebenen Waffe, der Lieblingswaffe des sächsischen Volkes. In der Stammtafel der ostsächsischen Könige in Britannien wird Saxneat, an welchen die Geschlechtsreihe dieser Könige anknüpft, als Wuodans Sohn bezeichnet. Ohne Zweifel war dieser Name nur die bei den Sachsen gebräuchliche Benennung desselben Gottes, den die Alemannen Zio und die Bayern Eor nannten und von dem der Dienstag, ursprünglich Ziestag, bei den Bayern Ertag oder Erctag, den Namen erhalten hat. Er war der eigentliche Kriegsgott und ihm zu Ehren wurden die schon von Tacitus erwähnten Schwerttänze aufgeführt. Er ist es auch wohl, der der berühmten von Karl dem Großen wiederholt eroberten Eresburg (Marsburg) an der Diemel den Namen gegeben hat.

Obschon wir nach der öfter angezogenen Abschwörungsformel annehmen dürfen, daß die Sachsen außer diesen drei Hauptgestalten der germanischen Götterwelt noch andere Götter verehrt haben, so fehlt es darüber doch an allen weiteren bestimmten Nachweisen, und namentlich ist durch direktes Zeugnis der Name keiner einzigen weiblichen Gottheit bei ihnen beglaubigt. Nur aus den Gebräuchen und den Märcen einer späteren Zeit klingt uns noch heute die Kunde von diesen göttlichen Wesen entgegen. Unter ihnen ist zunächst Ostara zu erwähnen, die Göttin des aufsteigenden Lichtes in dem Wandel der Tages- wie der Jahreszeiten.

Demgemäss ist sie die am Himmel emporziehende Morgenröthe und zugleich die Verkünderin des nahenden Frühlings. Zur Zeit der Frühlingssonnenwende feierte man ihr Fest, von dem sich Reste in den durch ganz Niedersachsen noch gebräuchlichen Osterfeuern erhalten haben. Auch zahlreiche nach ihr benannte Osterberge bezeugen den ihr geweihten Dienst, der so tief im Volke Wurzel geschlagen haben muß, daß die christlichen Priester den Namen ihres Frühlingsfestes nicht zu vertilgen vermochten und man ihn daher auf das große christliche Fest der Auferstehung des Herrn übertrug. Neben ihr hat sich in den Märcen des Volkes die Erinnerung an Berchta und Holda erhalten, welche sich als Gegensätze von Licht und Finsternis, von Sommer und Winter in der Erdmutter Hel zu berühren scheinen, der ältesten und ursprünglich vielleicht einzigen weiblichen Gottheit, von der alles Leben ausging und zu der es auch wieder zurückkehrte. Außer der eigentlichen Götterwelt hatte die Phantasie des Volkes die Natur mit zahlreichen Wesen untergeordneter Gattung bevölkert: mit den Riesen, deren Plumpeheit und Ungeschlachtheit sich mit einer gewissen Gutmütigkeit paart; mit den Zwergen, Elben und Wichten, in denen sich die kleinen, geräuschlos wirkenden Kräfte der Natur verkörpern und die den Menschen bald wohlgesinnt zur Seite, bald als neidische und feindliche Wesen gegenüberstehen. Überaus zahlreich sind die Spuren, die sie in dem Aberglauben und den Erzählungen des niedersächsischen Volkes zurückgelassen haben.

Die Stätten, wo man die Götter vorzugsweise verehrte, wo man ihre Feste feierte und ihnen Bitt-, Dank- oder Sühnopfer darbrachte, waren jene heiligen Haine, deren bereits Tacitus gedenkt. Manche derselben lassen sich innerhalb der Grenzen des alten Sachsenlandes mit Bestimmtheit nachweisen. An der hessischen Grenze im Eggegebirge, nahe der Eresburg, lag ein solcher geweihter Bezirk, in dessen Mitte sich die Irminsul erhob, das Symbol des Weltbaumes, welcher das All trug. Nach dem Namen zu schliessen war auch jenes Marklo, wo die großen Versammlungen des Volkes stattfanden, ein ähnlicher heiliger Hain, denn die Endsilbe des Wortes bedeutet in der alten Sprache zugleich Wald und Heiligtum. In Ostfalen begegnet eine solche Opferstätte an der Nordostspitze des Elms, südlich von Königslutter, wo von dem Osterberge der Schambäch und das Osterbeek zur Schunter herabfliessen. Die einstige Bedeutung des Ortes für das Heidentum, welchen die spätere christliche Zeit zu einer Behausung des

Teufels gestempelt hat, bekundet sich noch in dem dort gebräuchlichen Fluche: „Geh zum Schambach.“ Wurde hier der Kultus der heidnischen Gottheit zu einem Dienst des Teufels und seiner Gilde umgedeutet, so haben sich anderseits die großen im Frühjahr, Sommer und Winter gefeierten Feste der Sachsen den christlichen Hochfesten Ostern, Pfingsten und Weihnachten anpassen müssen. In ältester Zeit sind Menschenopfer, welche dem Wuodan dargebracht wurden, nicht selten: aus der sächsischen Zeit ist Ähnliches nicht bekannt. Wohl aber opferte man den Göttern Rinder, Schweine, Lämmer und Ziegen, vor allem das dem Wuodan geheiligte Pferd. Aber nur die Eingeweide dieser Tiere wurden den Göttern geweiht und verbrannt: das übrige verteilte man zu den mit diesen Opfern stets verbundenen Schmausereien an die Gemeinde.

Das sind die Grundzüge des Heidentums, welchem das sächsische Volk huldigte, bis es durch Karls des Großen siegreiche Waffen genötigt ward, ihm zu entsagen und sich dem christlichen Glauben zuzuwenden. Aber auch nach seiner äußeren Bekehrung blieben die heidnischen Sitten und der heidnische Glaube noch lange in dem Sinn und Herzen des Volkes lebendig. Jahrhundertlang ist die christliche Kirche mit der ganzen Machtfülle, die ihr zugebote stand, bemüht gewesen, die Überbleibsel des Heidentums in den Anschauungen des Volkes zu vertilgen, ohne doch ihren Zweck vollständig zu erreichen. Bis tief in das Mittelalter hinein lassen sie sich trotz der strengen Strafen, mit denen Staat und Kirche den Rückfall in das alte heidnische Wesen bedrohten, verfolgen und in gewissem Sinne sind sie bis auf den heutigen Tag nicht völlig erloschen. Bei dieser tief gewurzelten Anhänglichkeit an die Götter und Gebräuche der Väter begreift man die Entschlossenheit und Ausdauer, mit welcher das sächsische Volk in dem großen Kampfe gegen den Frankenkönig seine politische Unabhängigkeit und seinen heidnischen Glauben bis zu völliger Erschöpfung verteidigt hat.

Dritter Abschnitt.

Die fränkische Eroberung und die Karolinger.

Durch den frühzeitigen Tod seines Bruders Karlmann hatte Karl der Große im Jahre 771 die Alleinherrschaft über das ganze Frankenreich erlangt. Schon im folgenden Jahre begann er den Krieg gegen die Sachsen, der, wenn die Absichten des Königs sich verwirklichten, für ihr nationales Leben zu einem Wendepunkte von entscheidender Bedeutung werden mußte. Denn für Karl handelte es sich in diesem Kriege nicht darum, in der Weise Pippins und seiner übrigen Vorfahren zur Vergeltung der von den Sachsen geübten Grenzfrevle vereinzelt Heerzüge in das sächsische Land zu unternehmen, sondern er faßte die endgültige Unterwerfung des ganzen Volkes und dessen Einfügung in den großen fränkischen Reichsverband und zugleich in den Rahmen der römisch-orthodoxen Kirche ins Auge, welcher schon damals alle übrigen deutschen und romanischen Völker umspannte. Diesen von den früheren Sachsenkämpfen abweichenden Charakter des jetzt beginnenden Krieges deutet Einhard mit den Worten an: „Die Franken hielten es für angemessen, nicht mehr wie ehemals für die Raubzüge der Sachsen nur Vergeltung zu üben, sondern einen offenen Krieg gegen sie zu unternehmen.“ Dem entspricht auch die feierliche Weise, in welcher der Krieg auf dem großen Maifelde zu Worms in voller Reichsversammlung beschlossen ward. Dennoch lag es in der Natur der Dinge, daß die ersten Feldzüge Karls in das sächsische Land noch vorwiegend den Charakter jener früheren Grenzkriege trugen und daß der Kampf beider Völker erst allmählich die großen Verhältnisse annahm, welche ihn zu einem Ringen um die politische Existenz des einen derselben stempeln sollten.

Der Feldzug von 772 führte den Frankenkönig vom Mittelrhein aus in raschem Vordringen bis zur sächsischen Grenze, die er in der Gegend von Fritzlar erreicht haben wird. Ohne auf Widerstand zu stoßen, drang er bis zur Diemel vor und eroberte die über diesem Flusse an der Stelle des heutigen Stadtbergen gelegene Eresburg. Und

auch als er von hier aus nordwärts sich wendend in die Gegend gelangte, wo, geschützt von dem sie rings umgebenden heiligen Haine, die Irminsul stand, zeigte sich keine Spur von einem Feinde. Drei Tage verweilte er an der Stelle, um die gründliche Zerstörung des Heiligtums und seiner geweihten Umgebung ins Werk zu setzen. Dann brach er gegen die Weser hin auf, wo ihm zuerst sächsische Scharen entgegentraten. Aber es kam zu keinem feindlichen Zusammenstoße. Die Sachsen, durch Karls rasches Vordringen eingeschüchtert, stellten ihm Geiseln, und mit reicher Beute beladen, die zumeist aus den bei der Irminsul aufgehäuften Weihgeschenken bestand, kehrte das fränkische Heer über den Rhein zurück. Dieser erste Heereszug hatte das sächsische Land nur an seiner Grenze berührt, aber das Volk durch die Vernichtung eines weithin berühmten und hochgehaltenen Idoles erbittert. Wie wenig Karl durch ihn erreicht hatte, zeigte sich, als im folgenden Jahre die Angelegenheiten Italiens den König über die Alpen riefen und ihn hier längere Zeit festhielten. In der ersten Hälfte des Jahres 774 vergaltten die Sachsen den Einfall in ihr Land und die Zerstörung der Irminsul durch einen Rachezug, den sie in das Gebiet der ihnen benachbarten Hessen gegen die vom heiligen Bonifazius in diesem Lande gegründeten Missionsanstalten unternahmen. An dem festen, auf steilem Berge an der Eder gelegenen Buriaburg, wohin viele Einwohner des Landes sich mit ihrer Habe unter den Schutz des heiligen Wigbert geflüchtet hatten, scheiterten zwar ihre rohen Belagerungskünste; aber das nahe Fritzlar sank in Asche, und nur die dortige Kirche, die älteste im ganzen Hessenlande, ward, wie die Legende zu berichten weiß, durch die Einwirkung übernatürlicher Mächte vor dem gleichen Schicksale bewahrt.

Kaum war Karl aus Italien heimgekehrt, als er den hartbedrängten Hessen mehrere Heerhaufen zu Hilfe sandte, denen es noch im Herbste des Jahres 774 in drei siegreichen Treffen gelang, die Sachsen zurückzutreiben. Für das folgende Jahr aber bereitete der König eine umfassende Unternehmung vor. Er bot dazu die verfügbaren Streitkräfte aus allen Teilen seines gewaltigen Reiches auf und gedachte sich selbst an ihre Spitze zu stellen. Nicht eher, so erklärte er, wolle er vom Kriege ablassen, als bis das treulose und bundbrüchige Volk der Sachsen sich entweder dem Christentum gebeugt oder seinen Untergang gefunden haben würde. Von Düren aus, wo der Beschluss zu dieser Heerfahrt gefaßt worden war, zog er zu Anfang August an

den Rhein, überschritt diesen in der Gegend von Köln und erstürmte das von den Sachsen besetzte Hohen-Siegburg am Zusammenfluß der Lenne und Ruhr. Von da wandte er sich ostwärts, bemächtigte sich zum zweitenmale der von den Sachsen inzwischen zerstörten Eresburg, stellte ihre Befestigungen wieder her und versah sie mit einer fränkischen Besatzung. Mit diesen Erfolgen nicht zufrieden, ging er nach einem siegreichen Treffen am Brunsberge bei Höxter über die Weser und erzwang, bis an die Ocker vordringend, die Unterwerfung des ganzen ostfälischen Volkes, an dessen Spitze der Herzog Hessi sich einfand, um Treue zu geloben und für diese die geforderten Geiseln zu stellen. Seinen Rückweg nahm Karl durch den Bukkigau, jene Gegenden, wo noch jetzt der Bückeberg und die Stadt Bückeburg an die frühere Benennung dieser Landschaft erinnern. Hier erschienen auch mit ihrem Herzoge Bruno die Engern, erklärten sich zur Unterwerfung bereit und gaben sich in seine Hand. Aber während die Hauptmacht des fränkischen Heeres unter der persönlichen Führung des Königs diese Triumphe feierte, erlitt derjenige Teil desselben, welchen Karl zur Deckung seiner Operationen an der Weser zurückgelassen hatte, von den inzwischen herbeigeeilten Westfalen in einem nächtlichen Überfalle eine blutige Niederlage. Nur die verzweifelte Tapferkeit der Franken rettete diese vor völliger Vernichtung.

Als Karl im nächsten Jahre abermals nach Italien zog, mochte er die Hoffnung dahin mitnehmen, daß die Sachsen während seiner Abwesenheit Ruhe halten würden. Mehr noch als die erzwungene Unterwerfung einiger Edelinges, zumal der Herzöge von Engern und Ostfalen, schien ihm dies der Besitz der festen Plätze zu verbürgen, die seine Krieger im Sachsenlande besetzt hielten. Allein kaum hatte er das cisalpinische Gebiet verlassen, als die Sachsen sich zu abermaligem Kriege erhoben. Ihr Angriff richtete sich vornehmlich gegen jene Zwingburgen, zunächst gegen die Eresburg, die ihnen nach kurzer Belagerung in die Hände fiel. Durch ihren raschen Fall ermutigt, zogen sie dann gegen Hohen-Siegburg. Aber die Franken verteidigten den Platz nicht ohne Erfolg, und bei einem kühnen Ausfalle gelang es ihnen sogar, den Belagerern nicht unbedeutende Verluste beizubringen. Die Kunde von diesen Ereignissen beschleunigte Karls Rückkehr aus Italien. Zu Anfang August 776 war er wieder in Worms, wo eine Reichsversammlung die sofortige Wiederaufnahme des Krieges gegen die abtrünnigen Sachsen beschloß. Dem Beschlusse folgte

alsbald die That. Die von den Sachsen zum Schutz ihres Landes angelegten Verhaue und Verschanzungen vermochten das Vordringen des fränkischen Heeres nicht zu hemmen, und binnen kurzem stand Karl mit diesem an den Quellen der Lippe, im Herzen des westfälischen Landes. Da kamen aus den umliegenden Gauen viele vornehme Männer zu ihm in das Lager und baten um Frieden, indem sie für ihre Treue und die Aufrichtigkeit ihrer Bekehrung ihren gesamten Grundbesitz zum Pfande anboten. Aber nach den schlimmen Erfahrungen, die er gemacht, traute der König diesen Versprechungen nicht. Deshalb stellte er die Eresburg wieder her und erbaute, um die Westfalen im Zaume zu halten, an der Lippe eine neue Feste, die Karlsburg. Das schien endlich auch den Trotz des gemeinen Mannes zu brechen, denn von allen Seiten eilte jetzt die Menge herbei, liefs sich taufen und stellte für ihre Treue Geiseln.

So groß schienen die Erfolge dieses Feldzuges und so nahe glaubte Karl seinem Ziele zu sein, daß er es für das Jahr 777 für angemessen hielt, den Sachsen zum erstenmale innerhalb ihres Landes das Schauspiel einer großen fränkischen Reichsversammlung zu geben, welche zugleich durch das Erscheinen der sächsischen Bevölkerung auf derselben die Thatsache der Zugehörigkeit der letzteren zu dem großen Reichsverbande der Franken für jedermann bekunden sollte. Zu Paderborn, mitten im westfälischen Lande, fand diese Versammlung im Hochsommer des genannten Jahres statt. Mit einem zahlreichen, aus allen Teilen des Reiches gesammelten Heere erschien der König, und kaum minder zahlreich waren die Sachsen vertreten, welche auf seinen Befehl von allen Seiten dahin zusammenströmten. Edele und Freie zeigten sich in gleichem Maße beflissen, ihre Unterwerfung und ihre Bereitwilligkeit zur Annahme des christlichen Glaubens zu bethätigen. Wichtige Verhandlungen sind hier ohne Zweifel mit den sächsischen Großen geführt worden. Sie mußten sich gefallen lassen, daß ein etwaiger erneuerter Abfall vom Reiche und vom Evangelium mit dem Verluste ihres Besitzes und ihrer persönlichen Freiheit bedroht ward. Der Eifer, mit welchem sich dann die Menge der Sachsen, Edele, Freie und Liten, zur Taufe drängte, mußte Karl in der Überzeugung bestärken, daß das große Werk, dem er mit rückhaltloser Hingabe seine Kräfte widmete, wenn nicht völlig gelungen, doch seiner Verwirklichung um einen bedeutenden Schritt näher gekommen sei.

Und doch sollte er sich in dieser Voraussetzung gründlich getäuscht haben. Noch gab es unter den Sachsen Männer, die entschlossen waren, sich nicht dem fremden Joche zu beugen, sondern alles daranzusetzen, um sich und ihrem Volke die angestammte Freiheit und den Glauben an die geächteten Götter zu bewahren. Zu ihnen gehörte, durch Einfluß, Besitz und Abstammung vor allen hervorragend, der Westfale Widukind. Er hatte sich von dem Paderborner Tage fern gehalten und es vorgezogen, jenseits der Elbe bei dem Dänenkönige Siegfried eine Zuflucht zu suchen. Hier harrte er der günstigen Gelegenheit, welche ihm die Rückkehr in das sächsische Land ermöglichen würde. Und als nun im Jahre 778 die Kunde von den großen Verlusten, die Karl in dem spanischen Kriege erlitten hatte, auch in diese fernen nördlichen Gegenden drang, als man vernahm, daß ein mächtiges Heer des gefürchteten Frankenkönigs in den Schluchten des Pyrenäengebirges aufs Haupt geschlagen und seine tapfersten Männer gefallen seien, da seumte Widukind nicht, die lange geplante Vergeltung zu üben. Plötzlich erschien er unter seinen Landsleuten und rief sie zu den Waffen. Mochte sich auch der Adel, welchen Karl zum großen Teile schon längst für sich gewonnen hatte, fern halten: zahlreiche Frilinge und Liten strömten ihm zu, und in einem verheerenden Rachezuge ergossen sich die sächsischen Scharen, Heiliges und Profanes zerstörend, keines Alters und keines Geschlechtes schonend, unaufhaltsam bis an den Rhein, wo sie nach einem vergeblichen Versuche, den Fluß bei Deutz zu überschreiten, das ganze rechte Ufer bis hinauf nach Koblenz mit Feuer und Schwert schrecklich heimsuchten. Unter Mühen und Gefahren retteten damals die Mönche von Fulda die Gebeine des heiligen Bonifazius über die hohe Rhön nach Hammelburg an der fränkischen Saale, während das hessische Volk, vom Abte Sturm aufgerufen, zu den Waffen griff, um sich der sächsischen Räuber zu erwehren. Aber schon war Karl wieder in Auxerre angelangt. Auf die Kunde von dem Geschehenen traf er sogleich die notwendigsten Mafsregeln, den Einfall der Feinde zurückzuweisen. Die von ihm entsandten Alemannen und Ostfranken ereilten die heimwärts ziehenden Sachsen an der Edér, wo sie ihnen zwischen Battenfeld und Leisa eine schwere Niederlage beibrachten und die zusammengeplünderte Beute wieder abnahmen. Und nun fiel Karl im Jahre 779 selbst mit gewaltiger Kriegsmacht vom Niederrhein her in Sachsen ein, sprengte bei Bocholt ein westfälisches Heer

auseinander und drang bis zur Weser vor, wo er bei Midull, einem jetzt untergegangenen Orte, ein Lager bezog und die abermalige Unterwerfung der Engern und Ostfalen entgegennahm. Im folgenden Jahre ward dann der Krieg mit gleich günstigem Erfolge fortgesetzt. An der Ocker bei Ohrum, wo einst sein Vater schon den Sachsen gegenübergestanden hatte, erschienen auf seinen Befehl die Bewohner des östlichen Sachsens, Nordthüringer, Bardengauer und selbst viele Nordalbingier, und ließen sich taufen. Zum erstenmale dringt dann Karl über die Ocker hinaus in das nordthüringische Land und gelangt an die äußerste Ostgrenze desselben bis zur Elbe, da wo sich die Ohre mit dieser vereinigt. Ganz Sachsen ward damals von den fränkischen Heeren durchzogen: überall wurden Priester eingesetzt und Missionsanstalten errichtet, Freie und Liten kamen herbei und empfingen die Taufe. Es schien, als wenn das ganze Land jetzt endlich bezwungen sei. Schon begann der König an der Elbe, dem Grenzstrom, der die Sachsen von den Wenden scheidet, Festungen anzulegen und die Einteilung des Landes in Bischofssprengel vorzubereiten. Denn der Zeitpunkt schien gekommen, um die politische und kirchliche Organisation des Landes als einer fränkischen Provinz in die Hand zu nehmen. Zu diesem Zwecke hielt Karl im Jahre 782 zu Lippspringe eine große Reichsversammlung. Hier, wo sich aus allen Teilen des Landes die sächsischen Großen einfanden und auch dänische und avarische Gesandte erschienen, wurden höchst wahrscheinlich die in dem bekannten „Capitulare de partibus Saxoniae“ zusammengesetzten Verordnungen erlassen, welche als eine vorläufige Regelung der sächsischen Verhältnisse im Sinne der fränkischen Reichsverfassung zu betrachten sind.

Aber nicht alle Sachsen hatten sich in Lippspringe eingestellt. Wiederum war Widukind ausgeblieben und hatte bei den Normannen Zuflucht und Hausung gefunden. Und als nun Karl das Land verlassen hatte und sein Heer auseinandergegangen war, da kehrte der flüchtige Häuptling nach Sachsen zurück, und es gelang ihm um so leichter, den alten Trotz des Volkes wachzurufen, als dieses durch die zu Lippspringe erlassenen Gesetze sich jetzt zum erstenmale in seiner nationalen Existenz ernstlich bedroht sah. Bald stand er an der Spitze eines zahlreichen Heeres. Statt vereint mit dem fränkischen Heere, welches Karl zum Schutze der sächsisch-thüringischen Grenze gegen die Sorben entsandt hatte, zu Felde zu ziehen, sammeln sich die Sachsen um ihre alte Fahne, zerstören die erst vor

kurzem gegründete Kirche zu Bremen, verjagen oder töten die christlichen Priester, umzingeln unter Widukinds eigener Führung einen Teil des fränkischen Heeres und vernichten ihn am Süntal unweit der Weser in einem mörderischen Kampfe. Der Kämmerer Adalgis, der Marschall Geilo, vier Grafen und zwanzig andere vornehme Franken fanden den Tod, und nur wenige entkamen dem Gemetzel und retteten sich zu dem Grafen Theoderich, der mit dem andern fränkischen Heerteil in der Nähe stand. Auf die Kunde von diesen Ereignissen ergrimmte Karl in heftigem Zorn über das treulose und hartnäckige Volk, das durch stets sich erneuernden Abfall die mühsam von ihm errungenen Erfolge immer von neuem in Frage stellte. Mit einem rasch gesammelten Heere erschien er alsbald in Sachsen, und da es ihm doch gelungen war, manchen aus den Reihen des Adels für seine Pläne zu gewinnen, dringt er, von diesen Leuten unterstützt, ohne Widerstand zu finden, bis in die nördlichen Gegenden des Landes vor, wo er bei Verden am Zusammenfluß der Weser und Aller ein Lager bezieht. Dahin rief er die Großen der Sachsen zusammen. Sie alle bezeichneten als den Urheber des Abfalls, „als die Wurzel des Frevels“, den inzwischen wieder zu den Dänen entflohenen Widukind, lieferten dem Könige aber alle seine Genossen aus, so viel sie deren hatten habhaft werden können. Da erging gemäß den blutigen Strafen, mit denen die zu Lippspringe unter Zustimmung der Sachsen erlassenen Gesetze Landesverrat und Untreue gegen den König bedrohten, über diese Abtrünnigen ein furchtbares Gericht. Sie alle, nahezu 4500 an der Zahl, wurden an einem Tage auf Befehl des Frankenkönigs enthauptet.

Dieses schreckliche Blutbad aber verfehlte durchaus seinen Zweck. Weit entfernt davon, die Sachsen zu entmutigen und einzuschüchtern, rief die entsetzliche Härte des Königs das Volk zur Blutrache auf, und im Nu loderte der Aufstand durch das ganze Land. Jetzt erst ward der Kampf gegen die fremde Bedrückung zu einem Volkskriege im vollen Sinne des Wortes. Mit nie vorher bethätigter Einmütigkeit erhob sich das Volk wie ein Mann, und als Karl im folgenden Jahre (783), dieses Mal mit stärkerer Heeresmacht als je zuvor, in Sachsen erschien, trat ihm das sächsische Heer, zum Verzweiflungskampfe entschlossen, bei Detmold (Theotmelli), auf demselben Boden entgegen, wo einst die Cherusker und ihre Bundesgenossen die Adler der Römer niedergeworfen hatten. Eine Schlacht in großem Stile ward hier geschlagen, wie sie dieser Krieg noch nicht

gesehen hatte. Der Sieg blieb unentschieden, denn obschon die fränkischen Annalen von einem großen Erfolge Karls zu berichten wissen, so geben sie doch zu, daß er sich nach dem Treffen auf Paderborn zurückgezogen habe, um hier die aus dem Reiche heranziehenden Verstärkungen zu erwarten. Sobald er sich mit diesen vereinigt hat, bricht er dann gegen die Hase auf, um die durch die Detmolder Schlacht hart mitgenommenen Gegner nicht aufatmen zu lassen. Hier kommt es in der Gegend des heutigen Osnabrück, am Schlachtvördenerberge, wie der Ort noch jetzt heißt, vier Wochen nach dem Treffen bei Detmold zu einem zweiten wütenden Kampfe, in welchem die Sachsen endlich nach heldenmütigem Widerstande der besseren Führung und Schulung des fränkischen Heeres erlagen.

Die Kraft dieses letzten großen, man kann wohl sagen allgemeinen Aufstandes der Sachsen war damit gebrochen. Dennoch fehlte noch viel an der völligen Unterwerfung des Landes, die erst nach einer Reihe weiterer, zum Teil verlustreicher Kämpfe gelang. Unausgesetzt, Winter und Sommer, ist Karl in den nächstfolgenden Jahren thätig gewesen, um seinen Sieg zu vervollständigen. Im folgenden Jahre (784) durchzog er unter arger Verwüstung des Landes Westfalen bis zur Weser, und da die nördlichen Gegenden Sachsens, wohin er von dort vorzudringen gedachte, durch plötzliche Überschwemmungen unzugänglich geworden waren, wendet er sich gegen Nordthüringen, erreicht die Elbe an dem Punkte ihrer Vereinigung mit der Saale und kehrt, weithin Schrecken und Verheerung verbreitend, über Stafsfurt und Schöningen zur Weser zurück, wo inzwischen sein Sohn Karl die aufständischen Westfalen in einem Reitertreffen besiegt hatte. An der Emmer, bei der sächsischen Feste Skidrioburg (dem heutigen Schieder) feiert er das Weihnachtsfest und überwintert dann mitten in Sachsen in der von ihm wiederhergestellten Eresburg, die damals bereits eine christliche Kirche besaß. Im Juni des folgenden Jahres versammelte er zu Paderborn zum zweitenmale einen großen Reichstag für Franken und Sachsen und drang von dort nun auch nach den nördlichen Gegenden des Landes vor, verwüstete den Dersigau zwischen Hase und Hunte, wo ein großer Teil der Widukindschen Stammgüter lag, und durchzog das zwischen den Mündungen der Weser und Elbe gelegene Wigmodien, bis er endlich im Bardengau westlich der unteren Elbe Halt machte. Als er hier erfuhr, daß Widukind und andere Führer der Sachsen jenseits des Flusses bei den Nordalbingiern sich aufhielten,

beschloß er den Versuch einer friedlichen Unterhandlung mit ihnen zu machen.

Durch den Verlauf der Ereignisse mußte Karl sich überzeugt haben, daß, so lange der Westfalenherzog in seinem Widerstande verharrte, das Land sich nicht beruhigen würde, denn der Einfluß, den er auf die Sachsen, zumal die Westfalen, ausübte, gewährte ihm die Handhabe, bei jeder sich darbietenden günstigen Gelegenheit eine neue Erhebung zu veranlassen. Deshalb that der Frankenkönig jetzt die ersten Schritte, um seinen Gegner, dessen Heldenmut und Ausdauer er achten gelernt hatte, zu einer aufrichtigen Versöhnung zu gewinnen. Durch sächsische Männer trat er mit ihm in Unterhandlung, und als der Sachse sein Mißtrauen nicht verhehlen konnte, stellte er ihm sogar für seine persönliche Sicherheit fränkische Geiseln. Durch Geschenke und Überredungskünste gewonnen und im Besitze aller seiner Güter bestätigt, wohl auch von der Fruchtlosigkeit eines ferneren Widerstandes überzeugt, fand sich Widukind, von Abbio und vielen anderen vornehmen Sachsen begleitet, im Juni 785 in des Königs Pfalz zu Attigny ein, gelobte Treue und Unterwerfung und empfing die Taufe: Karl selbst hat bei ihm Patenstelle vertreten. Seitdem begann der Widerstand, den die Sachsen so ausdauernd der fremden Vergewaltigung entgegengesetzt hatten, zu erlahmen. Das ganze Land, soweit es noch heidnisch war, folgte dem Beispiele seines Führers, der seinem gegebenen Worte treu blieb und bald zu den eifrigsten Beförderern des neuen Glaubens gehörte. Karl sah sich am Ziele langjähriger, mit seltener Beharrlichkeit verfolgter Bestrebungen. Voller Freude meldete er die Bekehrung des Sachsenherzogs dem Könige Offa von Mercia und bat den Papst in Rom, den endlichen Sieg über das hartnäckige Volk durch Anordnung eines großen kirchlichen Dankfestes zu feiern.

So endete der gewaltige Kampf, welchen das sächsische Volk für seine Unabhängigkeit und den Glauben seiner Väter gegen die fränkische Übermacht geführt hat. Wohl sind auch später noch, zumal in den nördlichen Landesteilen, vereinzelte Aufstandsversuche vorgekommen, aber sie bilden nur das Nachspiel, den Epilog gewissermaßen zu dem großen Drama, welches durch Widukinds Unterwerfung seinen eigentlichen Abschluß erhielt. Acht Jahre lang herrschte im Sachsenlande völlige Ruhe, und ohne zu murren leistete die Bevölkerung dem großen Frankenkönige die geforderte Heeresfolge zu seinen Kriegen gegen Bayern, Wenden und Avaren. Erst als eine neue Generation herangewachsen

war, welche die Zehnt- und Heerbannspflicht schwer empfand, kam noch einmal der alte trotzige Sinn des Volkes zutage. Im Jahre 793 erhoben sich die Bewohner des Rürstringer Landes an der Weser, überfielen ein nach Friesland bestimmtes fränkisches Heer und wütheten gegen die christlichen Kirchen und deren Diener in der früher gewohnten Weise. Karl überwältigte diese letzten Regungen eines hoffnungslosen Widerstandes dadurch, daß er einen großen Teil des Volkes in andere Gegenden seines Reiches verpflanzte. Den dritten Mann, so berichten die fränkischen Annalen, habe er aus dem Lande geführt. Viele Sachsen sind damals nach Flandern, Geldern, in den Harz, selbst nach Italien versetzt worden. Am längsten widerstanden die Nordalbingier: noch im Jahre 798 erschlugen sie einen Sendboten des Königs, den Grafen Gottschalk, als dieser von einer Mission an den Dänenkönig durch ihr Land heimkehrte. Aber auch sie mußten sich schließlich dem Willen des Königs fügen. Mit dem Jahre 804 war auch der letzte Widerstand der Sachsen gegen die fremde Herrschaft erloschen.

Länger als ein Vierteljahrhundert, über ein durchschnittliches Menschenalter hinaus hatte, nur durch seltene und meist kurze Pausen unterbrochen, der furchtbare Krieg gedauert. Er hatte das Land verödet, die Bevölkerung decimiert, eine zahllose Menge aus allen Ständen in die Verbannung geschickt und hierdurch allein schon alle Verhältnisse von Grund aus umgestaltet. Aber nicht diese sich aus dem langen Ringen gleichsam von selbst ergebenden Folgen waren es, welche im sächsischen Lande für die Zukunft einen durchaus veränderten, auf ganz neuen Grundlagen ruhenden staatlichen Zustand schufen. Weit entscheidender und tiefer greifend war die Wandelung, die infolge der Einverleibung des Landes in den politischen Verband eines bereits festgegliederten Reiches in dem gesellschaftlichen und staatlichen Leben des Volkes eintreten mußte. Ein eigentlicher Friedensschluss, wie man ihn früher wohl angenommen hat, der die Bedingungen geregelt hätte, unter denen der Eintritt des sächsischen Volkes in das Reich Karls des Großen erfolgte, hat allem Anscheine nach nicht stattgefunden. Trotzdem lassen sich diese Bedingungen unschwer aus den späteren Verhältnissen erkennen. Schon während der Kampf noch mit ungeschwächter Heftigkeit fortobte, hat Karl eine Reihe von Verordnungen erlassen, dazu bestimmt, das künftige Verhältnis des sächsischen Volkes zu seinem Reiche zu ordnen. Sie tragen den

unverkennbaren Charakter von Übergangsbestimmungen, wie sie die augenblickliche Lage hervorrief, aber sie sind nicht nur für die Beurteilung von Karls Verfahren sondern auch für die weitere Gestaltung der staatlichen Ordnung bei den Sachsen von hervorragender Wichtigkeit. Da kommt zunächst jenes bereits erwähnte Kapitular in Betracht, welches nach seinem Titel (*de partibus Saxonie*) für das gesamte Sachsenland Geltung haben sollte. Man hat von diesem Gesetze, welches wahrscheinlich im Jahre 782 gegeben worden ist, gesagt, es sei mit Blut geschrieben, und in der That enthält es Strafbestimmungen, die man nicht nur von rein menschlichem Standpunkte aus als barbarisch bezeichnen muß, sondern die auch mit den bisherigen Rechtsanschauungen des Volkes in schroffstem Gegensatze stehen. Dies bekundet sich vornehmlich darin, daß an die Stelle des Wehrgeldes, durch welches nach der milden Auffassung nicht nur der Sachsen sondern aller germanischen Stämme schwerere Verbrechen, namentlich gegen Leib und Leben, gebüßt werden konnten, durchweg die Todesstrafe gesetzt wird. Nicht nur wer an einem Geistlichen Mord oder Todschlag begeht, wer Kirchen durch Raub oder Brand schädigt, wer Menschen den heidnischen Göttern opfert oder Hexen verbrennt, soll mit dem Tode büßen, sondern dieselbe Strafe bedrohet auch die Verweigerung der Taufe, das Beharren im alten Götterglauben, die heidnischen Begräbnisgebräuche, ja das Brechen der großen Fasten, falls nicht nachgewiesen werden kann, daß die äußerste Not dazu gezwungen. Und dieser den Schutz der Kirche und die Bekämpfung des Heidentums bezweckenden Gesetzgebung von unerhörter Strenge steht eine kaum minder bluttriefende inbezug auf die bürgerlichen Vergehungen zur Seite. Wenn jemand, heißt es im 10. Kapitel des Gesetzes, sich mit den Heiden gegen die Christen verbindet, sich auf feindliche Umtriebe gegen den König und das Christenvolk einläßt oder überhaupt der Untreue gegen den König überführt wird, so ist er des Todes schuldig. Dieselbe Strafe erwartet auch denjenigen, der seinen Herrn oder seine Herrin umbringt oder ihnen die Tochter mit Gewalt entführt. Eine Reihe von Bestimmungen wird dann freilich hinzugefügt, welche die grausame Härte jener Strafen abzuschwächen und zu mildern geeignet sind. Sie sollten offenbar das Volk mit der christlichen Kirche versöhnen und ihm den Eintritt in dieselbe auch als einen bürgerlichen Vorteil erscheinen lassen. Nicht nur daß danach die Gotteshäuser überhaupt einem jeden Verbrecher eine sichere Zufluchtsstätte ge-

währten: schon die freiwillige Beichte vor einem Priester und die Übernahme der von ihm auferlegten kirchlichen Buße schützten vollkommen vor der durch das Gesetz verhängten Strafe. Andere Bestimmungen des letzteren beziehen sich auf die politische Organisation des Landes, insbesondere auf die Stellung und die Befugnisse der von dem Könige eingesetzten Beamten, zumal der Grafen. Es wird ihnen eingeschärft, unter sich Frieden und Eintracht zu halten und unter allen Umständen den Vorteil des Königs und das öffentliche Interesse im Auge zu haben. Wer sie erschlägt oder zu ihrem Morde Rat erteilt, wird mit dem Verlust seiner persönlichen Freiheit und seiner gesamten Habe bedroht. Auch wird ihnen innerhalb ihres Amtsbezirkes der Bann verliehen, d. h. das Recht, die Strafen für den Friedensbruch zu verhängen und einzutreiben. Jeder Graf soll in seinem Amtssprengel die ordentlichen Gerichte abhalten und hier im Namen des Königs Recht sprechen. Größere und insbesondere jene früheren allgemeinen Versammlungen des Volkes sind dagegen untersagt und können nur auf Befehl des Königs durch einen seiner Sendboten abgehalten werden.

Man sieht, diese ganze Gesetzgebung geht nicht darauf aus, das Privatrecht des Volkes oder gar die persönliche Freiheit des Einzelnen anzutasten: sie bezweckt vielmehr ausschließlich oder doch vorwiegend den Eintritt des sächsischen Volkes in das fränkische Reich und die christliche Kirche vorzubereiten und die hier längst geltenden Einrichtungen allgemein staatlicher und kirchlicher Natur an die Stelle der alten Ordnungen zu setzen, wie diese sich bei den Sachsen ihrer eigentümlichen historischen Entwicklung gemäß ausgebildet hatten. Dies geht noch deutlicher aus einem weiteren Gesetze Karls hervor, welches er im Jahre 797 für das Sachsenland erließ, zu einer Zeit, da der Widerstand des Volkes gegen die von ihm verfolgten Pläne bereits in den letzten Zuckungen lag. Es tritt in ihm ein unverkennbares Bestreben zutage, die Härten, welche das frühere Gesetz enthielt, zu mildern und seine Strafbestimmungen den in den übrigen Teilen des Frankenreiches zu Recht bestehenden Strafen anzupassen. So wird unter anderem die Höhe der Bußgelder mit der bei den Franken üblichen ausgeglichen. Die Bannbußen, welche auf die Verletzung der Heerespflicht, auf die Faida und andere schwerere Vergehen gesetzt waren, werden nach fränkischen Anschauungen geregelt, doch behält sich der König das Recht vor, sie mit Zustimmung beider Völker in den ein-

zelen Fällen in angemessener Weise zu erhöhen. Auf Verbrechen gegen Priester oder deren Leute wird das doppelte, auf solche gegen königliche Gewaltboten das dreifache Wehrgeld gesetzt. Ein an den letzteren begangener Totschlag wird im Gegensatze zu den Bestimmungen des früheren Gesetzes nicht mehr mit Verlust von Freiheit und Habe sondern nur noch mit dem dreifachen Wehrgelde gebüßt. Auch ein beschränktes Begnadigungsrecht des Königs kommt bereits zur Geltung. Wer nach sächsischem Recht das Leben verwirkt hat, aber die Gnade des Königs anrufend sich in dessen Gewalt begiebt, den kann der König nach seinem Ermessen entweder zur Verbüßung der Strafe ausliefern oder ihm mit Weib und Kind und fahrender Habe außerhalb der Grenzen Sachsens seinen Wohnsitz anweisen: für die sächsische Heimat ist er dann so gut wie tot, auch ohne die Todesstrafe erlitten zu haben.

Sieht man von diesen Ausnahmegesetzen und den in ihnen enthaltenen strengen und harten Strafbestimmungen ab, so büßten die Sachsen durch die fränkische Eroberung weder von ihrem Besitze, noch von ihren alten Rechten, noch endlich von ihren übrigen Sondereinrichtungen etwas ein. Mit Ausnahme des an die Kirche zu entrichtenden Zehnten waren sie auch fürder von allen Abgaben befreit und lebten im wesentlichen nach ihrer alten Volksverfassung: nur daß der König und nicht die Volksgemeinde jetzt die Richter bei ihnen einsetzte. Was sich hier vollzog, war weniger eine Unterwerfung des einen Volkes durch das andere als eine allerdings erzwungene Vereinigung beider Völker zu einem gemeinsamen staatlichen Ganzen. „Mit den Franken verbunden“, sagt Einhart, „sollten die Sachsen hinfort mit diesen ein Volk ausmachen.“ Und der sächsische Dichter hebt es mit patriotischer Befriedigung hervor, daß den Sachsen weder Tribut nach Zensus von den fränkischen Königen auferlegt worden sei, daß sie sich vielmehr nach wie vor der alten Freiheit erfreut hätten, „mit den Franken nur unter einem Könige zu einem Volke vereinigt“. Karl der Große hat selbst dafür gesorgt, daß das alte Recht des Volkes aufgezeichnet ward und somit nicht in Vergessenheit geriet. Weder ihre persönliche Freiheit noch auch die bei ihnen von altersher geltenden staatlichen Einrichtungen erlitten eine Schmälerung oder eine wesentliche Veränderung. Das gilt namentlich auch von der Gliederung der Stände: höchstens daß der schon früher bei ihnen in hohem Grade bevorrechtete Adel, welchen Karl in richtiger Erkenntnis der thatsächlichen Verhältnisse für die

neue Ordnung der Dinge zu gewinnen bemüht war, unter karolingischer Herrschaft noch eine Steigerung seines Ansehens erfahren hat. Manches andere freilich hatte der lange Krieg mit seinen Folgen gründlich verändert. Durch die massenhaften Verbannungen und die damit verbundenen Konfiskationen, durch die Ausrottung mancher hervorragender Geschlechter infolge der erbitterten Kämpfe und Schlachten war ein großer Teil des Grundbesitzes in die Hand des Königs übergegangen. Vieles davon verteilte Karl an seine Getreuen, die Grafen und übrigen Beamten, die dadurch im Lande reichbegütert wurden, oder er verwendete es zu ausgiebigerer Dotation der Kirche. Aus dem Reste aber erwuchs das überaus große Domanium, welches die deutschen Könige noch später im Sachsenlande besaßen.

Inbezug auf die allgemeinen Einrichtungen der Verwaltung, des Gerichts- und Kriegswesens mußte sich das Land den Ordnungen anpassen, welche für diese Zweige des Staatslebens schon längst im fränkischen Reiche bestanden. Wie hier bildete hinfort auch in Sachsen der Gau die Grundlage, auf der das ganze öffentliche Leben beruhte. An der Spitze desselben stand der vom Könige ernannte Graf. Ihm war innerhalb seines Amtssprengels die Gesamtheit der königlichen Rechte verliehen und er übte diese im Namen des Königs über alle Einwohner des Gaues, mochten sie freien oder unfreien Standes sein. Man kann demnach seine Amtsgewalt im allgemeinen als eine Stellvertretung des Königs für einen bestimmten Reichsteil bezeichnen: sie hatte dieselbe Bedeutung, wenn auch selbstverständlich bei weitem nicht dieselbe Ausdehnung wie die des Königs selbst. Nach drei Richtungen hin machte sich diese Wirksamkeit des Grafen geltend: nach der juristischen, der administrativen und militärischen, denn sie umfaßte die Übung des Rechtszwanges, die Handhabung des obrigkeitlichen Schutzrechtes, endlich die Organisation des Heerbannes und dessen Anführung im Kriege. Es waren also zunächst richterliche Befugnisse, welche dem Grafen zustanden. Dreimal im Jahre, alle achtzehn Wochen, sollte nach einer Verordnung Karls des Großen das Gaugericht oder Grafending gehalten werden. Alle männlichen Gerichtsesessenen freien Standes, sobald sie das Alter der Wehrhaftigkeit erreicht hatten, waren verpflichtet, sich auf diesen Gerichtstagen einzufinden. Wer ohne triftige Entschuldigung ausblieb, verwirkte die Buße des Grafenbannes. Durch öffentliche Bekanntmachung, den allgemeinen Landtschrei, angesagt, fanden diese Versammlungen unter freiem

Himmel, an den altherkömmlichen Ding- oder Malstätten statt, an welche sich oft noch die Erinnerung heidnischer Weihe und Bedeutung knüpfte. Hier ward von dem Grafen das Gericht gehegt und von den Schöffen, die nur aus den im Gau grundbegüterten Männern freien Standes gewählt werden durften, das Recht gefunden. Daneben stand dem Grafen aber weiterhin in seinem Amtssprengel die Zivilverwaltung in ausgedehnter Weise zu: sie bildete eine natürliche und notwendige Ergänzung der in seine Hand gelegten Rechtspflege und den zweiten Faktor der ihm übertragenen Amtsgewalt. Neben den großen Gerichtstagen erscheinen daher, gleichfalls vom Grafen berufen und geleitet, die allgemeinen Landtage (*placita generalia*). Wenn in jenen das gesamte Rechtsleben des Gaues seinen Mittelpunkt fand, so waren diese das Hauptorgan für die bürgerliche Verwaltung. Auf ihnen verhandelte der Graf mit den Landsassen, d. h. den ding- und gerichtspflichtigen Leuten des seiner Verwaltung untergebenen Bezirkes, über die allgemeinen Angelegenheiten des letzteren. Hier wurden Vereinbarungen über neue Rechte oder über die Auflegung neuer Dienste getroffen, hier etwaige Änderungen in den Volksrechten und Volksgebräuchen verkündet und bestätigt, hier die von dem Grafen erlassenen Verordnungen bekannt gemacht und, falls dies erforderlich war, der Zustimmung der Versammlung unterbreitet: hier wurden auch polizeiliche Erkundigungen eingezogen und überhaupt alle Angelegenheiten örtlicher Art, soweit sie die Gesamtheit der Gaubewohner angingen, beraten. Aber auch die königlichen Befehle und die Beschlüsse der Reichstage, namentlich die Kriegsaufgebote im Dienste des Reiches, wurden auf diesen Landtagen zur Kenntnis der Gaugenossen gebracht, so daß diese Versammlungen, während sie einerseits den Mittelpunkt für die Verwaltung des Gaues bildeten, zugleich dessen administrativen Zusammenhang mit dem Reiche und dessen Oberhaupte vermittelten. Dies letztere war endlich auch in bezug auf die Militärverwaltung der Fall, die den dritten Faktor der dem Grafen zustehenden Amtsbefugnisse ausmachte. Denn da die Erhaltung des Landfriedens überall der Grundgedanke der Landesregierung war, so lag neben der Zivilgewalt auch die Ordnung und Überwachung der Kriegsverfassung in der Hand des Grafen. Er führte nach den karolingischen Bestimmungen den Oberbefehl im Kriege, hielt im Frieden die Musterungen ab und sorgte dafür, daß die Heerpflchtigen in der vorgeschriebenen Rüstung und Bekleidung, sowie mit dem nötigen Proviant versehen, auf

den bestimmten Sammelplätzen erschienen. Nur die Freien, welche Grundbesitz in seiner Gesellschaft hatten, waren heerbannspflichtig; aber auch alle anderen, die bei einem etwaigen feindlichen Einfall zu den Waffen griffen, standen unter seinem militärischen Befehl. In den Landschaften und Gauen an der Grenze hatte, da sie den Angriffen einer kriegs- und beutelustigen benachbarten Bevölkerung ausgesetzt waren, diese militärische Stellung der Grafen naturgemäß eine erhöhte Bedeutung. Nach einer späteren Verordnung Karls des Großen vom Jahre 807 war, wenn ein Heer nach Spanien oder gegen die Avarn ausgesandt wurde, nur der sechste, wenn nach Böhmen, der dritte Mann zur Heeresfolge verpflichtet. Galt es aber den benachbarten wendischen Stämmen, dann ward die gesamte wehrpflichtige Mannschaft des Gaus aufgeboten.

Neben den regelmäßigen Behörden der Grafen und ihrer Unterbeamten, zu welchen in Sachsen namentlich die den kleineren Bezirken vorgesetzten Gografen zu rechnen sind, erscheinen auch hier die königlichen Gewalt- oder Sendboten (*missi regii*). Ihnen lag, sofern ihnen nicht die Ausrichtung eines besonderen Auftrages seitens des Königs anvertraut war, vorzüglich die Überwachung der ordentlichen Behörden ob. An sie waren daher, wenn sie ins Land kamen, die etwaigen Beschwerden wegen Amtsmißbrauch der Grafen zu richten, denen sie entweder gleich an Ort und Stelle abzuhelpen hatten oder über welche sie nach den Umständen weiter an den König berichteten.

Dies war ihren Hauptmomenten nach die neue staatliche Ordnung, welche Karl der Große nach der Unterwerfung der Sachsen bei diesen einführte. Es ist begreiflich, daß sie erst nach und nach in dem Volke feste Wurzeln schlug und ihre volle Ausbildung erst unter seinen Nachfolgern, den späteren karolingischen Kaisern und Königen, erlangte. Denn nur allmählich verschmolz der von Karl äußerlich unterworfenen Stamm der Sachsen auch innerlich mit dem großen von ihm gegründeten Reiche, dessen Gesckicke er von nun an teilen sollte. Unter Ludwig dem Frommen noch zeigte sich gelegentlich bei den Sachsen ein Widerstreben gegen die Tendenzen des Gesamtstaates, und bei den Wirren, welche nach seinem Tode zwischen seinen Söhnen ausbrachen, gelang es Lothar ohne Mühe, durch die Verheißung der Wiederherstellung der früheren von seinem Großvater beseitigten Einrichtungen einen großen Teil des Volkes, die Frilinge und Liten, für sich zu gewinnen und zu dem unter dem Namen der „Stellinga“ bekannten Auf-

stande gegen den fränkisch gesinnten Adel und die von Karl dem Großen im Lande getroffenen Änderungen zu vereinigen. Als sich dann infolge jenes Haders in der kaiserlichen Familie, mehr noch unter dem Einflusse der auseinanderstrebenden Nationalitäten aus Karls politischer Schöpfung das Reich Germanien ausschied und unter der Herrschaft Ludwigs des Deutschen einen selbständigen Staat bildete, da fanden auch die Sachsen, wie dies durch ihre Sprache und ihr Volkstum bedingt war, in diesem Staate ihren Platz. Und obschon unter Ludwigs Söhnen eine weitere Teilung eintrat, wonach dem mittleren von ihnen, den den Namen des Vaters führte, die Gebiete der Ostfranken, Thüringer und Sachsen zufielen, so vereinigte doch bekanntlich nach Ludwigs frühem Tode Karl der Dicke nicht nur das ganze Reich seines Vaters wieder in seiner Hand sondern verband damit wenige Jahre später auch das romanische Westfranken, so daß er noch einmal fast den ganzen Bestand von Karls des Großen Reiche herstellte. Dann aber folgte durch die Absetzung Karls auf dem Tage von Tribur der endgültige Zerfall und die bleibende Trennung der einzelnen Bestandteile dieses Reiches. Die östlichen Stämme, die Bayern, Franken, Schwaben, Thüringer und Sachsen, schlossen sich, indem sie Arnulf, den unechten Sohn von Karls ältestem Bruder Karlmann, zu ihrem Könige erhoben, zu dem deutschen Reiche zusammen. Sachsen aber hat seitdem an allen Wandlungen und Schicksalen teilgenommen, welche das so entstandene Reich in einer tausendjährigen Geschichte betroffen und durchgemacht hat.

In der ganzen Zeit, da Karls des Großen Nachkommen über Deutschland, sei es als Teil des fränkischen Reiches sei es als selbständiges Gemeinwesen, geboten, tritt der Stamm der Sachsen fast nirgend in bedeutungsvoller Weise hervor. Ihr Name wird höchstens erwähnt, wo von den allgemeinen Kalamitäten die Rede ist, unter denen damals alle Landschaften, welche Karl einst zu dem mächtigsten Reiche des Abendlandes vereinigt hatte, gleichmäßig litten. Es waren die Zeiten des traurigen Verfalls der fränkischen Herrschaft. Unter den Übeln, welche solche Zeiten zu begleiten pflegen, haben damals auch die Sachsen schwer zu leiden gehabt. Was sie einst als unbändige, weit und breit gefürchtete Seeräuber über die Provinzen des römischen Reiches verhängt hatten, das mußten sie jetzt von anderer Seite im eigenen Lande erfahren. Normannen und Wenden, bald auch, ihnen sich zugesellend, das wilde Volk der Ungarn, bedrängen die Küste und das Binnenland Sachsens

in stets sich wiederholenden Einfällen. Vergebens sind lange Zeit alle Versuche, sich ihrer zu erwehren, und die hier und da getroffenen Mafsregeln der Verteidigung erweisen sich als völlig unzulänglich. Diese Verhältnisse haben gegen das Ende der karolingischen Periode zu einer Zusammenfassung der militärischen Hilfsmittel und Streitkräfte in einer Hand geführt, eine Mafsregel, zu der die furchtbare Not der Zeit gebieterisch drängte. So entstand zum erstenmale in Sachsen eine bleibende und sich über alle Teile desselben erstreckende herzogliche Gewalt, von der in einem späteren Abschnitte gehandelt werden wird. Sie richtete sich vornehmlich gegen die verheerenden Raubzüge der Normannen, welche seit dem Tode Karls des Grofsen alle Küsten des fränkischen Reiches in stets sich steigendem Mafse und immer wachsender Ausdehnung heimsuchten. Auf ihren Drachenschiffen, „den schaumhalsigen Wellenrossen“, wie ihre Dichter sangen, erscheinen sie bald hier, bald dort an den Mündungen der gröfseren Flüsse oder an sonst leicht zugänglichen Plätzen des Gestades, anfangs einzeln oder in kleinen Abteilungen, bald aber mit gröfseren Flotten. Wohin sie kommen, verbreiten sie Mord und unerhörte Verwüstung: die christlichen Kirchen sanken in Asche und ihre Priester wurden entweder erschlagen oder in das Elend der Knechtschaft geschleppt. Schon im Jahre 845 eroberten sie, die Seine aufwärts fahrend, Paris, plünderten im folgenden Jahre ganz Friesland aus und brannten ein Jahr später Dorestadt nieder. Mit der infolge der wiederholten Teilungen des fränkischen Reiches zunehmenden Schwäche der Abwehr wuchs ihr Übermut und ihre ungezügelte Raublust. Bald setzen sie sich auch im Binnenlande fest und verschanzen sich in ihren Heerlagern, in denen sie dann überwintern, um im folgenden Frühjahre schlimmere Verheerungen über das Land zu verbreiten denn je zuvor. Im Jahre 881 verwüsteten sie das ganze Gebiet des Rheins, der Maas und der Schelde in furchtbarer Weise. Maastricht, Lüttich und Tongern wurden von ihnen erobert und den Flammen preisgegeben: dasselbe Schicksal traf Bonn, Zülpich, Jülich und Neufs, auch Karls des Grofsen Kaiserpfalz zu Aachen, wo sie die ehrwürdige Marienkirche zum Pferdestall entweihten. Kaum dafs einige Jahre später Paris durch eine ruhmreiche Verteidigung vor einem ähnlichen Schicksale bewahrt blieb.

Länger als andere Gegenden des fränkischen Reiches blieb Sachsen von dieser schrecklichen Geißel verschont, sei es dafs das ärmere Land weniger die Raublust der Nor-

mannen anlockte, sei es daß die schwer zugängliche Küste desselben sie abschreckte. Doch überfielen sie bereits im Jahre 845 Hamburg, nahmen die Stadt ein und wütheten auch hier in ihrer gewohnten Weise mit Brand und Mord. Der furchtbarste Schlag aber, den das sächsische Land durch sie erfuhr, war die Niederlage, welche im Jahre 880 fast den gesamten sächsischen Heerbann vertilgte. Ihrer Sitte gemäß waren die Normannen auch dieses Mal mit ihren leichten Fahrzeugen die Elbe hinaufgefahren, und nachdem sie die letzteren wohlbewacht im Flusse zurückgelassen hatten, zerstreuten sie sich zur Plünderung in die entfernter liegenden Gegenden. Ihnen zu wehren, brach ein großes sächsisches Heer, von dem Herzoge Bruno geführt, gegen sie auf. In dem Lande links der Elbe, vielleicht bei dem späteren Kloster Ebstorf südlich von Lüneburg, trafen beide Heere aufeinander. In der Schlacht, die sich alsbald entspann, unterlagen nach hartem Kampfe die Sachsen. Die Blüte ihres Adels und ein großer Teil ihres Heerbannes gingen hier in kläglicher Weise zugrunde. Herzog Bruno selbst mit elf Grafen, achtzehn königliche Vasallen, sowie die Bischöfe Markward von Hildesheim und Theoderich von Minden deckten das Schlachtfeld, von dem überhaupt nur wenige des sächsischen Heeres entrannen. So groß war im ganzen Sachsen der Schrecken und so allgemein die Trauer über diese Verluste, daß spätere Chronisten die furchtbare Niederlage einer plötzlich eintretenden Überschwemmung glaubten zuschreiben zu müssen, welche dem sächsischen Heere nicht hinlänglichen Raum zum Kampfe gestattet habe. Mit Unrecht hat man aus diesem Grunde das Schlachtfeld in die Nähe von Hamburg verlegen wollen.

So ging das neunte Jahrhundert unter trüben Aussichten auch für Sachsen zur Neige. Niemand hätte vorherzusehen vermocht, daß von diesem ausgeplünderten und entvölkerten Lande wenige Jahrzehnte später nicht nur die glorreiche Erneuerung des deutschen Reiches sondern auch die Wiederherstellung der kaiserlichen Gewalt im Abendlande ausgehen würde. Aber selbst die Unfähigkeit der letzten karolingischen Könige hatte es nicht vermocht, den unverwüstlichen Kern von Volkskraft zu zerstören, welcher in diesem Stamme lebendig war. Unter der verständigen Leitung eines einheimischen Geschlechtes erhob sich das sächsische Volk in wunderbar kurzer Zeit aus tiefem Verfall, um nun die Führung der gesamten deutschen Nation zu übernehmen und an die Spitze der abendländischen Welt zu treten.

Vierter Abschnitt.

Die christliche Mission und die Organisation der Kirche im Sachsenlande.

„Unter den Sachsen war in den älteren Zeiten weder eine Ahnung von dem höchsten himmlischen Könige vorhanden noch auch die Würde und Hoheit eines irdischen Königs bekannt.“ In diesen Worten faßt der Biograph des heiligen Liawin sein Urteil über den ursprünglichen Stand der Kultur bei den alten Sachsen zusammen. Einen irdischen König hatten die letzteren nun zwar seit der Einverleibung ihres Landes in die fränkische Monarchie erhalten, aber das Reich des himmlischen Königs harrte unter ihnen noch immer seiner Begründung. Seinem Dienste mußte in ihrem Lande erst die bleibende Stätte bereitet werden. Und auch dies hat Karl gethan, indem er von ihnen nicht nur den Anschluß an die staatlichen Einrichtungen seines Reiches sondern auch die Abkehr von dem Heidentume und die Annahme des christlichen Glaubens verlangte. Wir haben das Heidentum, wie es bei den Sachsen bislang geherrscht hatte, und die Zähigkeit, mit welcher das Volk ihm anhing, kennen gelernt: es konnte zunächst nur durch äußeren Zwang überwunden werden. Eine befangene und einseitige Betrachtungsweise der historischen Entwicklung hat dies dem großen Frankenkönige oft zum Vorwurfe gemacht und ihn eines fanatischen Glaubenseifers geziehen. Nichts kann ungerechter und unverständiger sein als dies. Karl konnte schon aus politischen Gründen die Fortdauer des heidnischen Glaubens bei den Sachsen nicht dulden: in seinem Reiche, welches ausschließlich auf den Grundlagen der christlich-abendländischen Kultur beruhte, war für den Dienst des Wuodan und des Saxnot kein Platz. Mit dem Christentume empfangen die Sachsen zugleich die Elemente einer neuen Bildung, denn neben einer geläuterten Auffassung von dem Zusammenhange göttlicher und menschlicher Dinge vermittelte es ihnen alle die Segnungen, welche die Kontinuität einer tausendjährigen, freilich nur noch in ihren Trümmern vorhandenen Kultur den romanischen wie germanischen Völkern gleichmäÙig gewährte. Erst jetzt traten sie den übrigen Völkern des Abendlandes in geistiger Hinsicht ebenbürtig zur Seite. Auch hat es nicht an Versuchen

gefehlt, die Sachsen, noch ehe das Machtgebot und die strengen Mafsregeln des Frankenkönigs sie zur Abschwörung ihrer alten Götter und zum Empfange der Taufe nötigten, durch die überzeugende Kraft des göttlichen Wortes und die christliche Predigt für das Evangelium zu gewinnen, aber an der trotzigen Halsstarrigkeit des Volkes waren alle diese Versuche bisher gescheitert oder sie waren doch ohne nennenswerte Erfolge geblieben.

Über die frühesten Missionsbestrebungen im Sachsenlande fehlt es fast ganz an Nachrichten, doch fallen die Anfänge derselben sicherlich noch in die Zeit vor Karl dem Grofsen. Dies dürfen wir aus dem Umstande folgern, dafs schon von Karlmann und Pippin den Sachsen unter anderen Friedensbedingungen die ungehinderte Zulassung christlicher Prediger im Sachsenlande war auferlegt worden. Auch der heilige Bonifazius hat, nach manchen Anzeichen zu schliessen, bereits die Bekehrung der Sachsen ins Auge gefafst und wohl schon einige Versuche dazu an den Grenzen gemacht, ohne dafs diese indes tiefer in das Land eingedrungen wären. Wenn ihm von späteren Schriftstellern hier und da eine ausgedehntere Wirksamkeit in Sachsen und selbst die Gründung einzelner Gotteshäuser, wie des Bonifaziusstiftes zu Hameln, zugeschrieben wird, so erklärt sich das aus dem Verlangen einer schon ganz dem Christentume gewonnenen Generation, den Ursprung solcher Stiftungen und den Beginn christlichen Lebens auch in sächsischen Landen an den berühmten Namen des Apostels der Deutschen anzuknüpfen. Doch darf man eine vielleicht noch in seine Zeit zurückreichende Bekehrung des hannöverischen Eichsfeldes und der nordwärts demselben zunächst gelegenen Gegenden deshalb vermuten, weil diese Striche stets zum Mainzer Sprengel gehört haben und von diesem auch nicht abgetrennt worden sind, als Karl der Grofse später zur Einrichtung der sächsischen Bistümer schritt. Abgesehen von diesen immerhin zweifelhaften Erfolgen des heiligen Bonifazius scheint das Christentum im Sachsenlande zuerst in den nordthüringischen Gauen Ostfalens festen Fufs gefafst zu haben. Wenn Karl der Grofse hier schon im Jahre 777 die Kirchen zu Allstedt, Riestedt und Osterhausen im Friesenfelde zugleich mit dem Rechte der Zehnterhebung in den dazu gehörigen Ortschaften der Gaue Friesenfeld und Hassegau dem Kloster des heiligen Wigbert zu Hersfeld verleiht, so setzt das im grofsen und ganzen bereits gesicherte kirchliche Verhältnisse in diesen Gegenden voraus. Aber wir haben noch eine andere glaubwürdige, obschon unbestimmte Hindeutung, dafs in den Ge-

genden Nordthüringens schon in vergleichsweise früher Zeit das Christentum bei der Bevölkerung Eingang gefunden hatte. Bischof Aribo von Freisingen (764—783) erzählt in dem von ihm verfaßten Leben des heiligen Emmeran, was ihm einst ein frommer und verständiger Greis von seiner wunderbaren Errettung aus der Knechtschaft durch den Heiligen berichtet habe. Danach war dieser auf einer Pilgerfahrt nach Regensburg in die Hände von Räubern gefallen und an die Franken, von diesen dann aber weiter an einen Herrn in den nördlichen Gegenden des Thüringerlandes, an der Grenze der heidnischen Parahtanen, verkauft worden. Hier machte er sich durch die Kunst, Häuser und Wassermühlen zu bauen, bei seinem Herrn so beliebt, daß dieser, um ihn für immer an seine Person zu fesseln, ihm die schöne und kinderlose Witwe eines verstorbenen Knechtes zum Weibe zu geben beschloß. Vergebens war sein Widerstreben und seine Beteuerung, daß er bereits in der Heimat eine Frau zurückgelassen. Sein Herr wußte durch die Drohung, ihn bei längerer Weigerung den noch ganz dem Götzendienste ergebene Sachsen überliefern zu wollen, seine Bedenken zu überwinden. Die Ehe ward nach den dortigen Gebräuchen vollzogen. Aber in der Nacht erschien der heilige Emmeran dem zum zweitenmale Vermählten und verhalf ihm zur Flucht nach Regensburg, wo er am fünfzehnten Tage glücklich anlangte. Man hat mit gutem Grunde das hier erwähnte, als heidnisch bezeichnete Volk der Parahtanen, welches in der Nachbarschaft des offenbar schon zum Christentume bekehrten Nordthüringers hauste, für die Bewohner des lüneburgischen Bardengaus erklärt, so daß wir in diesem Berichte die Spuren einer wenigstens teilweisen Bekehrung der weit nach Norden vorgeschobenen Teile der ostfälischen Nordthüringer schon um die Mitte des 8. Jahrhunderts zu erkennen haben würden.

Etwa zwei Jahrzehnte später hat dann der bereits erwähnte heilige Liawin, ein Brite von Geburt, auf einer allgemeinen Versammlung des Volkes zu Marklo die Macht seiner Beredsamkeit an dem störrigen Sinne der Sachsen versucht, allein mit nichts weniger als günstigem Erfolge. Als er in seiner Predigt auch von dem drohenden Strafgerichte sprach, welches der Frankenkönig über die Widersacher des Gekreuzigten verhängen würde, erhob sich gegen ihn in der Versammlung ein allgemeiner Sturm der Entrüstung, und nur die Dazwischenkunft einiger vornehmen Männer vermochte den kühnen Glaubensboten vor dem Märtyrertode zu bewahren. Auch die Bemühungen des

Abtes Sturm von Fulda, in den benachbarten Gebieten des sächsischen Landes für die Mission zu wirken, waren von keinem bleibenden Erfolge: es ist bereits früher berichtet worden, wie er bei Gelegenheit des sächsischen Einfalls in das fränkische Gebiet im Jahre 778 mit den übrigen Mönchen seines Klosters dasselbe als Flüchtling verlassen mußte. So erwiesen sich überall die Versuche, auf friedlichem Wege die Sachsen für die Lehre des Evangeliums zu gewinnen, als vergeblich. Wir haben gesehen, wie auch die Gewaltsmaßregeln Karls, die diesen Zweck verfolgten, auf den heftigsten Widerstand stießen. So oft auch die Häuptlinge und das gemeine Volk um Gnade flehend vor ihm sich einstellten und nach Abschwörung ihres Götzendienstes die Taufe empfangen, ebenso oft sehen wir sie, uneingedenk ihres Gelübdes, stets zum Abfall bereit, sich wieder dem Dienst der alten Götter zuwenden. Es war nicht überall und nicht allein die Anhänglichkeit an den Glauben der Väter, die sie dazu bewog. Nicht minder wirkte dazu die Last, welche ihnen durch den an die Kirche zu entrichtenden Zehnten auferlegt ward. Kein Stand, nicht einmal derjenige der Liten, blieb davon befreit, und er mußte nicht nur von dem Grundbesitze sondern überhaupt von allem entrichtet werden, was jemand durch seiner Hände Arbeit erwarb. Kein Wunder, daß das Volk ihn nicht wie ein freiwillig der Kirche dargebrachtes Opfer ansah, sondern als einen schweren, von ihm erpfehten Tribut empfand. Mochte auch kein anderes Mittel sich darbieten, um den Unterhalt der Geistlichen an den neubauten Kirchen zu sichern, die Sachsen haben mit äußerster Hartnäckigkeit einer solchen bei ihnen bisher völlig unbekanntenen Abgabe widerstrebt, und diese selbst ist daher mit zu den Hauptursachen zu rechnen, weshalb die Ausbreitung der christlichen Lehre trotz aller von Karl zu diesem Zwecke ergriffenen Maßregeln so langsame Fortschritte bei ihnen machte.

Diese Maßregeln erstreckten sich zunächst auf den Bau einzelner Kirchen und die Einrichtung von Missionsanstalten, denen die Bekehrung und die seelsorgerische Thätigkeit innerhalb der ihnen benachbarten Bezirke zugewiesen ward. So lange der Krieg dauerte, ist man fast nirgend über diese vorbereitenden Einrichtungen hinausgekommen. Erst als der Widerstand des Volkes völlig überwältigt war und die Herrschaft der Franken im Lande gesichert schien, haben sich unter eifrigster Mitwirkung des Königs aus diesen Missionssprengeln die Bistümer herausgebildet, in welche fortan das Sachsenland zerfiel: zuerst im westfälischen

Lande zu Osnabrück, an jenem Orte, wo Karl den letzten großen Sieg über die Sachsen erfochten hatte. Hier wird schon vor 787 eine christliche Kirche erwähnt, welche, in die Ehre der heiligen Petrus, Crispin und Crispinian geweiht, nun der kirchliche Mittelpunkt für die Gaue Agredingo, Leri, Hasugo, Dersaburg (Farngoa), Threcwiti und Graingau wurde. Als vermutlich erster Bischof erscheint im Jahre 803 Wiho. Von ihm ist freilich außer dem Namen nichts bekannt. Um so genauer sind wir über das Leben und die Wirksamkeit des heiligen Liudgers, des ersten Bischofs von Münster, unterrichtet. Ein Frieser von Geburt, erhielt er den ersten Unterricht in der Schule von Utrecht. Dann ging er auf mehrere Jahre nach Britannien, um in York seine Bildung unter dem berühmten Alkuin zu vervollständigen. In Köln zum Priester geweiht, widmete er sich nicht ohne Erfolg der Missionsthätigkeit in seinem Heimatlande, bis ihn ein Einfall der Sachsen unter Widukind aus diesem Wirkungskreise vertrieb. Nachdem er darauf mehrere Jahre in Italien zugebracht hatte, theils zu Rom, theils in dem hochberühmten Kloster auf Monte Cassino thätig gewesen war, überwies ihm Karl der Große zunächst die fünf um die Mündung der Ems gelegenen friesischen Gaue Hugmerchi, Hunusga, Fivelga, Emisga und Federitga nebst der Insel Bant, um hier sein früher unterbrochenes Missionswerk wieder aufzunehmen. Als dann später die Unterwerfung Westfalens gesichert erschien, beschloß Karl für die westlichen Gegenden dieses Landes einen bischöflichen Sitz zu Mimigardeford an der Aa zu errichten, indem er ihm die Gaue Bursibant, Scopingun, das sächsische Hamalant, Sundergo und Dreini zuwies. Zum ersten Vorsteher des neu gegründeten Bistums ernannte er zwischen den Jahren 802 und 805 den Friesenapostel, der mit dem sächsischen Teile seines Sprengels auch jene früher ihm verliehenen friesischen Gaue verband und alsbald am Orte seines Sitzes den Bau eines Münsters begann. Nach diesem hat der Ort dann in der Folge den Namen „Münster“ (monasterium) erhalten.

Das Land der Engern, zu beiden Seiten der Weser, ward in vier große kirchliche Bezirke zerlegt. Für die südlichen Teile desselben gründete Karl einen Bischofssitz zu Paderborn, einem Orte, wo er sich während der Feldzüge gegen die Sachsen öfter und mit Vorliebe aufgehalten hatte. Hier bestand schon im Jahre 777 eine dem heiligen Salvator geweihte Kirche, welche dann aber von den Sachsen wieder zerstört worden war. Nach der Begründung

des Bistums wurden jedoch die Gebeine des heiligen Liborius hierher übertragen und dieser nun zum Schutzpatron desselben erkoren. Der Sprengel von Paderborn erstreckte sich über die Landschaft an der Diemel und Emmer und umfaßte die Gaue Nihthersi, Almunga, Patherga, Wehsiga (Waizagawi), Auga, Netga und den sächsischen Hessengau. Als erster Bischof ward der Sachse Hathumar eingesetzt, welcher einst mit anderen Geiseln nach Ostfranken geführt worden war und in Würzburg seine geistliche Bildung erhalten hatte. Nordwärts an die Paderborner Diözese schloß sich der Sprengel von Minden (Minda, Minithun), der sich über die Gaue Tilithi, Osterburge, Lidbekegowe, Bucki, Maerstem, Derve und Lainga ausdehnte. Der Ursprung und die Anfänge dieses Bistums liegen im Dunkeln, da es an älteren Nachrichten darüber fehlt. Der erste Vorsteher desselben soll ein gewisser Herkumbert gewesen sein, aber man weiß von ihm nur, daß er reiche Schenkungen an das Kloster Fulda gemacht hat. Was spätere Chroniken über die Gründung des Bistums berichten, namentlich daß der Westfalenherzog Widukind zum Sitze desselben seine Stammburg geschenkt habe, gehört der ausschmückenden Sage an. Weiter stromabwärts an der Weser, nahe der Stelle, wo sich die Aller mit ihr vereinigt und wo Karl jenes schreckliche Blutgericht über die abtrünnigen Sachsen gehalten hatte, erhob sich später als kirchlicher Mittelpunkt für die Gaue Sturm, Waldsati, Unimoti, Mosidi, Bardanga, Osterwalde und Drevani die bischöfliche Kirche zu Verden. Die angebliche Stiftungsurkunde Karls des Großen vom 29. Juni 786 für dieses Bistum ist als eine Fälschung nachgewiesen: ebenso wenig verdient die Nachricht Glauben, daß dasselbe anfangs in Bardowiek begründet und dann später nach Verden verlegt worden sei. Auch die frühesten Bischöfe sind unsicher, doch hat man mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit als ersten Vorsteher der Verdener Kirche den Schotten Patto (Pacificus) ermittelt, welcher zugleich Abt des Klosters Amorbach im Odenwalde war. Den Beschluß der engerischen Bistümer machte das für die Landschaft an der Mündung der Weser gegründete Bistum Bremen. Ihm unterstanden als solchem die Gaue Heilanga, Hostingabi mit Hadaloha, Wigmodia, ferner der große aus den Unterabteilungen Ammeri, Steoringen und Lara gebildete Gau Lorgoe und endlich der Grindirigau. Dazu kamen aus historischen Gründen, wie sich sogleich zeigen wird, noch die friesischen Gaue Riustri, Wanga, Asteraga, Herloga und Triesmeri, die beiden letzteren Untergaue des

großen Gau es Nordendi. Inbezug auf die Gründung Bremens hat man in späterer Zeit einen vom 14. Juli 788 datierten Stiftungsbrief Karls des Großen geschmiedet, dessen Unechtheit keinem Zweifel unterliegt. Wir sind aber über die Art und Weise dieser Gründung durch die in der Mitte des 9. Jahrhunderts von Ansgarius verfasste Lebensbeschreibung des heiligen Willehad, des ersten Bremer Bischofs, ziemlich genau unterrichtet. Willehad stammte aus Northumbrien in England und hat gleichfalls in seiner Jugend zu den Schülern Alkuins gehört. Später gesellte er sich jenen glaubensfreudigen Männern zu, welche das Evangelium unter der heidnischen Bevölkerung des nordwestlichen Deutschlands auszubreiten suchten. Zu Dookum, wo einst der heilige Bonifazius den Märtyrertod erlitten hatte, lebte er längere Zeit als Missionar, vornehmlich bemüht, die Kinder der Häuptlinge, welche diese ihm zum Unterrichte zuführten, für die christliche Lehre zu gewinnen. Als er aber von da tiefer in das friesische Land, in die Gaue Hugmerchi (Humarcha) und Drenthe, vordrang, entging er mit genauer Not dem Schicksale seines Vorgängers. Inzwischen war der Ruf von seiner Thätigkeit bis zu Karl dem Großen gedrungen, welcher ihn im Jahre 781 an seinen Hof kommen liefs und mit der Mission in der Landschaft Wigmodia und in den benachbarten friesischen Gauen betraute. Aus dieser Wirksamkeit vertrieb ihn, als er sie kaum begonnen, der Aufstand, den Widukind im Jahre 782 erregte. Unter Not und Gefahr floh Willehad damals zu Schiff nach Friesland, während mehrere seiner Genossen von den Sächsen ihrer Rache geopfert wurden. Er ging nach Rom und lebte dann mehrere Jahre im Kloster Echternach geistlichen Übungen, bis ihn nach Widukinds Unterwerfung Karl der Große in seine frühere Stellung, jetzt aber als Vorsteher des zu Bremen gegründeten Bistums, zurückberief. Am 13. Juli 787 empfing er zu Worms die bischöfliche Weihe, ist aber schon nach zwei Jahren (1. November 789) zu Blexem bei Vegesack gestorben. Aus dem Leben dieses ersten Bischofs von Bremen erklärt es sich hinlänglich, daß Karl der Große zu dem letzteren sächsische Landschaften und friesische Gaue mit einander verband.

Die beiden Bistümer für das ostfälische Land, d. h. für Ostfalen im engeren Sinne und für Nordthüringen, sind zwar von Karl dem Großen gleichfalls ins Auge gefaßt, auch hat bereits er ihre Gründung begonnen: völlig zustande gekommen ist dieselbe jedoch erst durch die Be-

mühungen seines Sohnes und Nachfolgers, Ludwigs des Frommen. Zum Sitz des Bistums für Ostfalen hatte Karl nach einer freilich nicht ganz sicheren Nachricht den Ort Elze (Aulica) an der Leine, im Gau Guddingo, ausersehen, auch hier schon den Bau einer dem heiligen Petrus geweihten Kirche begonnen. Aber der Tod ereilte ihn, ehe die letztere vollendet und die Einrichtung des Bistums völlig zustande gekommen war. Ludwig der Fromme verlegte dann, durch ein Wunder hierzu bestimmt, den Bischofssitz nach dem zwei Stunden von da nach Osten zu an der Innerste gelegenen Hildesheim (Hildeneshem) und ernannte zum Bischof daselbst einen gewissen Gunthar, welcher vorher Chorherr zu Rheims gewesen sein soll. Die gewöhnliche Annahme setzt die Verlegung des Bistums in das Jahr 818, den Beschluß dazu und die Weihe Gunthars in das Jahr 814. Der Hildesheimer Sprengel umfaßte die Landschaft am linken Ufer der Ocker von deren Ursprung bis hinab zu ihrer Mündung in die Aller, d. h. die Gaue Densiga, Saltgo, Amberga, Flenithi, Aringon mit dem Wikanafelde, Guddingo, Valothungon, Scotelingon, Astfalon mit dem Leriga, Flutwide, Greetinge mit Muthwide, endlich Mulbize. Auch das für Nordthüringen errichtete Bistum zu Halberstadt soll anfangs nicht hier sondern in Seligenstadt, dem späteren Osterwiek, an der Ilse bestanden haben. Doch beruht dies nur auf einer unsicheren Tradition. Als erster Bischof wird von späteren Quellen Hildegrim, der Bruder des heiligen Liudgerus, genannt, allein die Unzulässigkeit dieser Angabe ist von verschiedenen Seiten dargethan worden. Dafs das Bistum bereits von Karl dem Großen errichtet worden sei, besagt eine Urkunde Ludwigs des Frommen vom 2. September 814, deren Echtheit in ihrem wesentlichen Inhalte mit Unrecht angezweifelt worden ist: nur einzelne Angaben, darunter die auch hier wiederkehrende über den Bischof Hildegrim, erweisen sich als Einschleibsel einer späteren Zeit. Nach dieser Urkunde überwies bereits Karl der Große dem Bistume die rechts der Ocker gelegenen Gaue Derlingo, Nordthüringo, Hardago, Suevon, Hassago, wozu man auch das Friesenfeld rechnete, sowie das Balsamerland. Ludwig der Fromme nahm es in seinen Schutz und verlieh ihm die Immunität. Sein Patron war der Protomartyr Stephanus.

Die hier in der Kürze dargelegte kirchliche Gliederung des Sachsenlandes ist als eine unmittelbare Folge der fränkischen Eroberung zu betrachten. Unabhängig davon waren indes bereits früher nicht unbedeutende Striche des westlichen

und südlichen Sachsens anderen schon längst bestehenden kirchlichen Sprengeln angeschlossen worden. Von Westen her reichte der Sprengel des Erzbistums Köln tief in das westfälische Land bis zur Lippe hinein, indem er hier aufser dem Süderlande auch den Gau Borocetra zwischen Ruhr und Lippe begriff. Die südlichen Grenzgegenden aber gegen Thüringen hin unterstanden dem Erzbistume Mainz, welches aufserdem vom Eichsfelde her zu beiden Seiten der oberen Leine seinen Sprengel weit nach Norden zwischen die Diöcesen von Halberstadt und Paderborn hineinschob. Hier waren ihm aufser einem Teile des sächsischen Hessengaues die Gaue Logni (Lagni), Lisgo, Rittiga, Morunga und Sulberge überwiesen. Es ist zu vermuten, daß der Grund der Ausnahmestellung, welche hiernach die westlichen und südlichen Grenzlande Sachsens einnahmen, in dem Umstande zu suchen ist, daß hier bereits in der Zeit vor dem großen Sachsenkriege christliche Missionsanstalten bestanden und christliches Leben, teilweise wenigstens, bei der Bevölkerung Eingang gefunden hatte. Der Norden dagegen, das transalbingische Land, blieb auch über die Lebensdauer Karls des Großen hinaus noch der Einwirkung der christlichen Predigt verschlossen. Denn wenn auch Karl in Hamburg bereits eine Kirche erbaut haben mag, so unterliegt doch der ihm zugeschriebene Plan, hier eine Metropole für Transalbingien und die Länder des skandinavischen Nordens zu begründen, wohlberechtigten Zweifeln.

Es ist leicht zu erkennen, daß bei dieser ganzen Organisation der Kirche, namentlich bei der Bestimmung des Umfanges der einzelnen bischöflichen Sprengel, die Rücksicht auf die alte Einteilung des Landes in Gaue maßgebend gewesen ist. Denn nur in äußerst seltenen Ausnahmefällen finden wir die Verteilung eines und desselben Gaues unter mehrere bischöfliche Diöcesen: in der Regel hat man die Gaue ganz und ungeschmälert der einen oder der anderen überwiesen, so daß Gau- und Diöcesangrenzen fast ausnahmslos zusammenfallen. Die Unterabteilungen der bischöflichen Sprengel bildeten die Archidiaconate, welche ihrerseits wieder sich aus den einzelnen Parochien zusammensetzten. Der Bischof stand an der Spitze der gesamten seiner Verwaltung untergebenen Diöcese, neben ihm als beratende und die Aufsicht über die Kirchen führende Behörde das Kapitel, aus dessen Wahl in späterer Zeit auch die Bischöfe hervorgingen. Größere, von den Archidiaconen und der übrigen hohen Geistlichkeit besetzte Versammlungen oder Synoden fanden unter dem Vorsitze des Bischofs

mehrmals im Jahre statt: ihre Beschlüsse bildeten neben den allgemeinen Bestimmungen des kanonischen Rechtes die kirchlichen Satzungen für die betreffende Diöcese. Die Heilighaltung der Sonn- und Festtage hatte schon Karl der Große in dem Lippespringer Kapitulare vorgesehen, auch für den Unterhalt der Kirche im allgemeinen gesorgt. Ausser dem Zehnten verordnete er zu diesem Zwecke auch die Ausstattung einer jeden Kirche durch ihre Parochialen mit Land und Leuten. Diese sollte aus je einem Hofe nebst zwei Hufen Landes bestehen, ausserdem von je 120 Einwohnern sämtlicher drei Stände der betreffenden Kirche zwei Leibeigene, ein Knecht und eine Magd, überwiesen werden. Allein abgesehen von dieser ursprünglichen Dotation wuchs das Vermögen und der Grundbesitz der Kirche bald infolge von frommen Stiftungen der Gläubigen in überraschender Weise. So widerstrebend die Sachsen sich anfangs gegenüber der christlichen Lehre gezeigt hatten, so groß war bei ihnen, sobald sie innerlich dafür gewonnen waren, der Eifer, durch Vergabungen an die Kirche des ewigen Heiles theilhaftig zu werden. Namentlich die vornehmen Geschlechter des Landes wetteiferten bald in der Gründung und Ausstattung von Kirchen und Klöstern, so daß sich das Land in vergleichsweise kurzer Zeit mit christlichen Gotteshäusern füllte.

Einige der frühesten Kirchen sind bereits im Verlaufe dieser Darstellung erwähnt worden. Auf der Eresburg, zu Osnabrück, Münster, Paderborn, Bremen und Hamburg ist das Dasein von Gotteshäusern schon zu Karls des Großen Zeit bezeugt. Aber man darf, wo dies auch nicht der Fall ist, unbedenklich annehmen, daß überall da, wo ein Bischofssitz errichtet wurde, auch alsbald der Bau einer Kathedralkirche in Angriff genommen worden ist. Erhalten hat sich von diesen Kirchenbauten der ältesten Zeit fast nichts: nur die von Gewold, einem Verwandten Karls des Großen, erbaute Marienkapelle zu Paderborn mit ihren gewaltigen Grundmauern und ihren noch ganz rohen architektonischen Formen, vielleicht auch die untere der beiden Kapellen, welche bei den in der Nähe von Horn gelegenen Exersteinen in den Felsen gehauen sind, dürften in diese früheste Zeit zurückreichen. Den an den Bischofssitzen oder in deren unmittelbarer Nähe errichteten Gotteshäusern gesellten sich bald die ersten klösterlichen Anlagen des Landes hinzu. Als eine solche erstand, eine Stiftung des heiligen Liudgerus, in der Zeit von 793 bis 796 das Kloster Werden am linken Ufer der Ruhr. Der Ort, an der Grenze Sachsens und des

riparischen Frankens gelegen, hieß ursprünglich Tiefenbach (Diapanbeci), erhielt dann aber nach einer Besetzung Liudgers in seiner friesischen Heimat den Namen Werethinum. Das hier gegründete Kloster gewann in der Folge auch für das ostfällingische Land eine Bedeutung, weil von hier aus die Stiftung eines der ältesten Klöster dieser Gegend, des am Ostsaume des Elms gelegenen Ludgeriklosters bei Helmstedt, ausgegangen ist. In Nottuln, zwischen Koesfeld und Münster, wo Liudgerus bereits eine Kirche erbaut und eingeweiht haben soll, bestand später ein Frauenstift, welchem im Jahre 834 Heriburg, Liudgers Schwester, vorgesetzt war. Eine andere edele Frau, Ida, die der westfälische Graf Ekbert sich auf einem Heerzuge nach Gallien zur Gemahlin gewonnen hatte, gründete zu Herzfeld (Hiratveldun) an der oberen Lippe ein Kloster, in welchem sie nach ihrem Tode an der Seite des ihr vorangegangenen Gatten die Grabstätte fand. Während der Regierungszeit Ludwigs des Frommen und seiner unmittelbaren Nachfolger war die Zahl dieser klösterlichen Stiftungen in allen Teilen Sachsens in stetigem Wachsen begriffen: es genügt, unter ihnen diejenigen hervorzuheben, welche entweder in dem Umkreise der späteren braunschweig-hannöverschen Territorien gelegen waren oder mit diesen doch in nahem, oft bedeutungsvollen Zusammenhange standen.

Unter ihnen nimmt das gleich im Beginn von Ludwigs Regierung gegründete Kloster Corvey durch seine Beziehungen zu der Kulturwelt des Westens, seinen reichen Güterbesitz und seine wissenschaftliche Thätigkeit eine hervorragende, vielleicht selbst die erste Stelle von allen ein. Es ward nach dem Muster des berühmten Mönchsklosters Corbie an der Somme eingerichtet. Karl der Große hatte viele der Geiseln, welche ihm von den Sachsen gestellt worden waren, in fränkische Klöster verteilt, damit sie hier im christlichen Glauben unterrichtet würden. So waren auch jenem Kloster in der Picardie mehrere junge Sachsen zur Erziehung übergeben worden. Einer von ihnen faßte nach seiner Rückkehr in die Heimat den Entschluß, hier ein ähnliches Kloster ins Leben zu rufen. Zu diesem Zwecke überließ ihm sein Vater ein am rechten Ufer der Weser im Sollinge gelegenes quellenreiches Grundstück, und nachdem Ludwig der Fromme auf Betreiben des Abtes Adalhard von Corbie im Jahre 815 zu der beabsichtigten Stiftung seine Einwilligung erteilt hatte, begann sofort der Bau des Klosters, welches dann mit Mönchen aus Corbie besetzt ward. Aber der Ort erwies sich bald wegen Rauheit der Luft und Unfruchtbar-

keit des Bodens für eine solche Stiftung als völlig ungeeignet. Trotz des hohen Ansehens, dessen sich das Kloster weit und breit erfreute, sahen sich die Brüder dem äußersten Mangel preisgegeben, so daß sie von dem Mutterkloster aus mit Kleidern und Nahrungsmitteln versorgt werden mußten. Da erbarmte sich Kaiser Ludwig selbst ihrer Not. Zu Höxter, am gegenüberliegenden Ufer der Weser, besaß er einen von einem Grafen Bernhard erkauften Saalhof, dessen Umgebung sich trefflich zur Anlage einer klösterlichen Stiftung zu eignen schien. Diesen überwies er den Mönchen, und so ward 822 das Kloster aus dem wilden, unzugänglichen Sollinger Walde in das freundliche Wesertal verlegt und dieser neuen Stiftung nach dem französischen Stammkloster der Name gegeben. Im Jahre 836 wurden aus Frankreich die Gebeine des heiligen Vitus unter großer Feierlichkeit dahin übertragen, und als später die erste dürftige, wohl noch aus Holz erbaute Kirche durch Blitzschlag in Flammen aufging, legte der Abt Adalgar im Jahre 873 den Grund zu einem prächtigen, dreitürmigen Steinbau, welcher noch in demselben Jahre eingeweiht ward. Reiche Vergabungen flossen dem Kloster bald von allen Seiten zu. So wurden ihm 834 von seinem Gönner, dem Kaiser Ludwig, die Zelle zu Meppen samt allen ihren zur Bekehrung des osnabrückischen Agredingaus gegründeten Missions- oder Taufkirchen und 855 von Ludwig dem Deutschen die Zelle Visbeck im Oldenburgischen, südwestlich von Wildeshausen, mit ihrem Zubehör an Basiliken und Zehnten geschenkt. Auch der reiche Adel Westfalens und Engerns erwies sich in hohem Grade freigebig gegen das Kloster. Solchen Begünstigungen und Wohlthaten entsprach die segensreiche Wirksamkeit, welche das letztere weit über seine nächste Umgebung hinaus in großartiger Weise entfaltete. Es wurde nicht allein in diesen Gegenden der Hauptsitz christlicher Gesittung und Wissenschaft sondern auch der Ausgangspunkt für eine rührige und opferbereite Missionsthätigkeit, welche sich weit nach Norden bis in die skandinavischen Länder hinein erstreckte. Von hier aus hat der heilige Ansgarius, der Apostel des Nordens, sein großes Werk der Bekehrung unternommen. Er war einer der aus Frankreich herübergekommenen Mönche und hat längere Zeit in Corvey der dortigen Klosterschule vorgestanden, bis er im Jahre 826 als Glaubensbote nach Dänemark und Schweden ging. Nachdem er mehrere Jahre hier im fernen Norden für die Ausbreitung des Evangeliums gewirkt hatte, kehrte er 831 in das fränkische Reich zurück und ward nun zum ersten

Erzbischof der kirchlichen Metropole bestellt, welche Ludwig der Fromme für Nordalbingien und die skandinavischen Länder in Hamburg zu errichten beschlossen hatte. Aber die wachsende Zerrüttung des Reiches, die ihm den notwendigen staatlichen Rückhalt versagte, ließ ihn hier zu keiner erfolgreichen Thätigkeit kommen. Die von ihm in Hamburg erbaute Kirche fiel bei jenem Raubzuge der Normannen im Jahre 845 der Zerstörung anheim, und aus seinem Bischofssitze vertrieben irrte Ansgar schutz- und obdachlos umher, bis er, nach einer unsicheren Überlieferung, bei einer ehrwürdigen bejahrten Frau Namens Ikia eine Zuflucht fand. Diese soll ihm zur Erbauung einer Zelle und zur Bergung der aus der Zerstörung Hamburgs geretteten Reliquien ihr im Walde Ramelslo (Hramesloa) gelegenes Gütchen geschenkt haben, da wo in der Folge das angeblich schon von Ansgarius gegründete Kloster Ramelslo bestand. Besser beglaubigt als die Entstehung dieses im lüneburgischen Bardengau gelegenen Klosters durch Ansgar ist die ihm gleichfalls zugeschriebene Gründung des Jungfrauenklosters Bassum (Birxinon) in der Grafschaft Hoya. Sie gelang ihm, nachdem im Jahre 847 das Hamburger Erzstift nach dem gesicherteren Bremen verlegt worden war, mit Hilfe einer frommen Frau Liutgard, welche der neuen Stiftung ihr gesamtes Erbe darbrachte und sich selbst dem Dienste Gottes weihte. Rimbart, dem Nachfolger Ansgars auf dem erzbischöflichen Stuhle von Bremen, wird die Gründung des gleichfalls im Hoyaischen gelegenen Klosters Bücken (Bukkion) zugeschrieben. Im Lerigau aber, an der Grenze der Grafschaft Hoya gegen Oldenburg, erbauten die Nachkommen Widukinds ein Kloster und statteten es aus ihrem Erbe mit Gütern und Gefällen in reicher Weise aus. Als eigentlicher Gründer desselben erscheint Walbert, der Enkel des westfälischen Heerführers, welcher auf einer Wallfahrt nach Rom vom Papste Leo IV. die Gebeine des heiligen Alexander zum Geschenke erhielt und diese nun nach Wildeshausen an der Hunte brachte. Hier erstand durch ihn und seine Gemahlin Altburga zum Seelenheile seines Vaters Wikbert und seiner Mutter Odrad das neue Kloster, welchem König Ludwig am 20. Oktober 871 zu Frankfurt die Immunität verlieh. Wenige Tage früher (14. Oktober) hatte derselbe König eine andere fromme Stiftung im Sachsenlande bestätigt, das Jungfrauenkloster nämlich, das der Bischof Theoderich von Minden zu Wunstorf unweit des Steinhuder Meeres gegründet und in die Ehre der heiligen Cosmas und Damianus geweiht hatte.

In der Diöcese Hildesheim entstand um dieselbe Zeit das Kloster Lamspringe. Die Gründungsgeschichte desselben ist unsicher. Die Stiftungsurkunde des Bischofs Altfried von Hildesheim vom 1. November 872 ist verdächtig und der Schutzbrief, welchen König Ludwig der Deutsche für das Kloster angeblich am 13. Juni 873 zu Aachen ausstellte, entschieden unecht. Beide Diplome nennen als Begründer des Klosters einen sonst ganz unbekanntem Grafen Rikdag und dessen Gemahlin Imhilde, welche als Ausstattung ihrer einzigen Tochter Rikburgis bei deren Verlobung mit Gott das Kloster gestiftet hätten: Rikburg sei dann dessen erste Äbtissin geworden. Ob diese Angaben in ihren Einzelheiten auf wirklichen Thatsachen beruhen, steht dahin, doch spricht dafür, daß Lamspringe schon in dieser Zeit als geistliche Stiftung bestand, eine Andeutung, welche Agius, der Sohn des Grafen Liudolf, in der auf den Tod seiner Schwester, der Äbtissin Hathumod von Gandersheim, gedichteten Elegie macht. Danach war er in einem unfern des letzteren Ortes gelegenen Kloster Mönch, was man nicht wohl auf ein anderes Kloster als Lamspringe beziehen kann. Bedeutender als dieses, namentlich durch die litterarische Thätigkeit, welche sich später hier entwickelte, war das Jungfrauenkloster Gandersheim. Abgesehen von der hier selbstverständlich in Wegfall kommenden Wirksamkeit auf dem Felde der Mission, stellt es sich dem Kloster Corvey ebenbürtig zur Seite. Gandersheim war eine Stiftung des liudolfingischen Hauses, das eigentliche Familienkloster desselben, an welchem drei Töchter des Gründers nach einander die Stelle der Äbtissin bekleidet haben. Die beiden angeblich vom Grafen Liudolf ausgestellten Stiftungsbriefe sind zwar unecht, doch ist die Gründung des Klosters ohne Zweifel im wesentlichen auf die Weise zustande gekommen, wie diese darüber berichten. Danach unternahm Graf Liudolf, König Heinrichs I. Großvater, mit seiner Gemahlin Oda und im Auftrage des Königs Ludwig des Deutschen im Jahre 844 eine Reise nach Rom und erbat hier für die Gründung eines von ihm beabsichtigten Jungfrauenklosters, für welches er Grundstücke in den Feldmarken von Gandersheim, Rühden und Ahlum bestimmte und in welches seine Tochter Hathumoda als Nonne eintreten sollte, den Segen und die Unterstützung des Papstes Sergius II. Dieser übergab ihm aufer anderen Reliquien Teile von den bis dahin unversehrt erhaltenen Leichnamen der heiligen Bekenner und Päpste Anastasius und Innocentius, und mit diesem kostbaren Schatze kehrte Liudolf in die Heimat zurück. Hier gründete er dann 852 auf seinen

Erbgütern eine klösterliche Genossenschaft, bis zum Auffinden eines geeigneteren Ortes zu Brunshausen im Gau Flenithi. Bischof Altfried von Hildesheim ersah im Jahre 856 eine passendere Stelle am Ufer der Gande, wo Liudolfs Hirten ein kleines, von dichtem Walde umgebenes Dorf bewohnten, und hier wurde nun ein Kloster von größerem Umfange zu bauen begonnen. Die Legende hat diese Übertragung von Liudolfs Stiftung nach Gandersheim in ihrer Weise ausgeschmückt. Sie erzählt, die Hirten an der Gande hätten um das Fest aller Heiligen den Ort, wo jetzt Gandersheim liegt, nachts von vielen tausend Lichtern strahlen sehen, welche mit ihrem Scheine die Waldgegend weithin erhellten, und Liudolf habe, nachdem er sich von der Wahrheit dieses Wunders überzeugt, sein Kloster an den Ort der Lichter zu verlegen beschlossen. Weder Liudolf († 866) noch seine Tochter Hathumoda († 874), die mit des Papstes Erlaubnis durch Bischof Altfried zur ersten Äbtissin eingesegnet worden war, erlebte die Vollendung des Klosterbaues: sie wurden daher noch beide zu Brunshausen begraben. Erst im Jahre 881 konnte das neue Kloster eingeweiht werden. Es geschah durch den Bischof Wigbert von Hildesheim in die Ehre Johannes des Täufers und der heiligen Innocentius und Anastasius, deren Körper auf dem hohen Chore zur gläubigen Verehrung niedergesetzt wurden. Zugleich ward in Gemeinschaft mit Liudolfs Witwe Oda und ihrer Tochter Gerberg, der zweiten Äbtissin, die Klosterzucht durch Wigbert geordnet, und nachdem Gerberg im Jahre 897 gestorben war, führte dieser deren Schwester Christina, Liudolfs dritte Tochter, als Äbtissin ein. — Wenn bei Gandersheims Stiftung Bischof Altfried, wie wir gesehen, hilfreiche Hand leistete, so wird er, der in der Reihe der Hildesheimer Oberhirten den vierten Platz einnimmt, zugleich als der eigentliche Begründer des dortigen Domes mit Recht hochgepriesen. Auch ihm soll die Stelle, wo er zu bauen habe, auf sein eifriges Gebet durch ein Wunder des Himmels bezeichnet worden sein. Der Bau dieses neuen Münsters, der durch die Beschränktheit und Baufälligkeit der alten bereits von Gunthar errichteten Kathedralkirche notwendig geworden war, begann bald nach der Berufung Altfrieds von Corvey auf den bischöflichen Stuhl und ward im Jahre 872 vollendet. Im November dieses Jahres erfolgte die Einweihung dieses Gotteshauses. Von Altfried und seinen Nachfolgern so reich, wie es ihre Kräfte nur irgend erlaubten, ausgestattet, ward es bald der Aufbewahrungsort seltener Reliquien und anderer Kirchen-

schätze, auch einer Büchersammlung, welche Bischof Wigbert († 903) anlegte und Othwin († 984) vermehrte.

Auch in den ehemals thüringischen Gegenden Ostsachsens, im Sprengel von Halberstadt, hat es bereits in der karolingischen Zeit an ähnlichen Werken christlicher Frömmigkeit und christlichen Glaubenseifers nicht völlig gefehlt. Zwar ob das am Nordsaume des Harzes im alten Charuden- oder Hardegau gelegene Frauenkloster Drübeck (Drubiki), das von einer edlen Frau Adelbrin gestiftet und von deren Brüdern, den Grafen Theti und Wikker, vergrößert sein soll, in diese frühe Zeit zurückreicht, mag zweifelhaft erscheinen, da das einzige Zeugnis dafür, der angeblich von Ludwig dem Jüngeren am 26. Januar 877 ausgestellte Schutzbrief, manchen Bedenken unterliegt. Dagegen ist um diese Zeit die Gründung eines anderen Nonnenklosters in dieser Gegend hinlänglich bezeugt. Sie geschah seitens der Tochter jenes ostfälischen Heerführers Hessi, welcher sich bereits im Jahre 775 Karl dem Großen unterworfen hatte und dann später hochbetagt als Mönch in das Kloster zu Fulda trat. Eine seiner Töchter, Gisla, stiftete nach dem Tode ihres Gemahls, des Grafen Unwan, am Eingange in das schluchtenreiche Bodethal, wo noch heute die Wildheit und Grofsartigkeit der Gebirgsnatur überrascht, das Kloster Wendhausen (Wimithohus), dessen erste Äbtissin ihre Tochter Bilihilda wurde. — Wie tief übrigens die Sehnsucht nach Abgeschiedenheit und Weltentsagung, welche die Anschauung der damaligen christlichen Welt beherrschte, schon in einzelne Gemüther eingedrungen war, zeigt das Beispiel der aus diesen Kreisen hervorgegangenen heiligen Liutbirga. Von jener Gisla für die Verwaltung ihres Hauswesens und die Erziehung ihrer Kinder gewonnen, ward sie, obschon diese Wirksamkeit ihr die allgemeine Verehrung erwarb, doch von einem unbezwinglichen Drange ergriffen, sich in der Einsamkeit des Waldes einzig und allein dem Gebet und religiösen Übungen zu weihen. „Fliehe in die Berge wie ein Sperling“, hatte ihr der Herr zugerufen, und dies Wort ward das Verlangen ihrer Seele. Gislas Sohn Bernhard gab endlich ihren dringenden Bitten nach und der Bischof Thiatgrim von Halberstadt weihte sie zur Klausnerin (inclusa). In einem stillen, lieblichen Gebirgsthale, eine halbe Stunde westlich von Blankenburg, da wo später die Anfänge der Abtei Michaelstein entstanden, hat sie, abgeschieden von aller Welt, dreißig Jahre der Buße und Askese verbracht, bis sie zu den Zeiten Ludwigs des Jüngeren aus diesem Leben hinweggenommen wurde.

Die Innigkeit und Glut religiöser Empfindung, die uns hier in einem weiblichen Gemüte entgegentritt, beherrschte damals überhaupt schon weite Kreise des sächsischen Volkes. Sicherlich waren in der Masse desselben noch vielfach die Anschauungen des Heidentums verbreitet: wo aber die christliche Gesinnung wirklich den Menschen ergriffen hatte, da zeigt sich auch jene unbedingte, rückhaltlose Hingabe, wie sie naturfrischen Völkern eigen ist. Trotz der weiteren Entfernung sehen wir fast häufiger als anderwärts die Edeln des Landes nach Rom pilgern, um hier gleich so vielen der stammverwandten angelsächsischen Könige an den Schwellen der Apostel ihre Gebete und Gelübde niederzulegen. Dieselbe Gesinnung spricht auch in beredten Worten aus dem einzigen deutschen Sprachdenkmale von Bedeutung, welches uns aus dieser frühen Zeit erhalten worden ist. Es ist dies die altsächsische Evangelienharmonie, ein in seiner Einfachheit und Großartigkeit einziges Gedicht, das zur Zeit Ludwigs des Frommen und, wie man will, auf dessen Veranlassung von einem sächsischen Geistlichen, vielleicht des von Ludwig gegründeten Stiftes Corvey, in der altvolkstümlichen Form der allitterierenden Langzeile verfaßt wurde. Der Heiland, von dem das Gedicht den Namen trägt, wird hier als reicher, milder und mächtiger deutscher Volkskönig aufgefaßt, der mit seinem Gefolge heil- und segenspendend durch die Lande zieht. Der Schwung und Reichtum der Sprache, der volksmäßige Ton der Darstellung und die echt epische Haltung der Handlung, hinter welcher die Person des Dichters völlig zurücktritt, erheben das Gedicht auf eine von keinem anderen deutschen Sprachdenkmale dieser Zeit auch nur annähernd erreichte Höhe.

Im übrigen sind uns von den Erzeugnissen der litterarischen Thätigkeit, welche zu dieser Zeit in den sächsischen Klöstern geherrscht hat, nur dürftige Trümmer überliefert worden. Auf dem Gebiete der Geschichtschreibung sind es fast nur Lebensbeschreibungen von Heiligen, die oft mehr einen erbaulichen als einen historischen Zweck verfolgen. So verfaßte der heilige Liudger ein Leben seines Lehrers Gregor von Utrecht; Ansgarius, der Apostel des Nordens, schrieb das Leben seines Vorgängers Willehad und fand dann seinerseits einen Biographen in seinem Lieblingsschüler Rimbert. Dazu gesellen sich die Lebensbeschreibungen des heiligen Adalhard und der heiligen Liutbirg, endlich die Biographie, welche der Mönch Agius seiner Schwester Hathumod, der ersten Abtissin von Gandersheim, widmete. Denselben Agius hat man auch, obschon ohne hinreichenden Grund, in

dem sogenannten sächsischen Dichter (poeta Saxo) wieder erkennen wollen. Ein Zeitgenosse des Königs Arnulf, hat es dieser unternommen, das Leben und die Thaten des großen Karl, der seinem Volke mit dem christlichen Glauben die Grundlagen für eine litterarische Bildung geschaffen hatte, in lateinischen Versen zu verherrlichen. Auf eine Bedeutung für die Kenntniss der geschichtlichen Vorgänge in Sachsen kann auch dieses Werk kaum Anspruch erheben, da es im wesentlichen nichts weiter ist als eine poetische Umschreibung der bekannten Annalen, welche man Einhard, dem Biographen Karls des Großen, zuschreibt.

Zweites Buch.

Liudolfinger und Billinger.

Erster Abschnitt.

Das Herzogtum der Liudolfinger.

Als im Jahre 911 der letzte der deutschen Karolinger in ein frühzeitiges Grab sank, konnte es scheinen, als werde der Tod dieses kaum dem Knabenalter entwachsenen Jünglings den Auflösungsprozess, in welchem sich das deutsche Reich befand, vollenden und damit das Schicksal auch des deutschen Volkes besiegeln. Durch die Absetzung Karls des Dicken und die Wahl Arnulfs hatten sich die rein deutschen Stämme aus dem Verbande der karolingischen Monarchie gelöst und einen ausschliesslich auf der Grundlage germanischen Volkstums beruhenden Staat gebildet. Dieser Vorgang bedeutete in dem langen, wechselvollen Ringen widerstrebender Richtungen, welche sich seit Karls des Grossen Tode in dem von ihm gegründeten Reiche bekämpften, den Sieg des Nationalitätsprinzips über den Einheitsstaat, der Sonderinteressen über die Interessen der Gesamtheit. Historisch begründet, wie er sein mochte, barg er doch die Gefahr weiterer Zersetzung, eines allmählichen Zerbröckelns auch der deutschen Nation in ihre Elemente in sich. So lange die kräftige Verwaltung Arnulfs die verschiedenen Stämme, auf deren Vereinigung die Gesamtheit der Nation und die Einheit des Staates beruhten, zusammenhielt, trat freilich diese Gefahr in den Hintergrund; als aber nach seinem Tode die Regierung in die schwache Hand eines unmündigen Kindes gelegt ward, machten sich innerhalb des deutschen Volkes dieselben Tendenzen zentrifugaler Richtung geltend, die den Staat Karls des Grossen aufgelöst hatten, und mit Ludwigs Tode schien das letzte

Band zu zerreißen, welches die Stämme der Bayern, Schwaben, Franken, Thüringer und Sachsen bisher zu einer staatlichen Einheit verbunden hatte. Ihre Hauptförderung fanden diese Bestrebungen in der aus der Schwäche der Reichsregierung sich ergebenden Ohnmacht der Abwehr gegenüber den von Jahr zu Jahr sich mehrenden Angriffen der Nachbarvölker. Normannen, Wenden und Magyaren wetteiferten in verheerenden Raubzügen, die unsägliches Elend über fast alle Gegenden Deutschlands verhängten, und kaum verging ein Jahr, ohne daß die deutschen Grenzen von diesen furchtbaren Feinden überflutet und Schrecken, Mord und Verwüstung weit in das Land hineingetragen wurden. Nichts anderes als die bittere Not der Zeit ließ damals fast bei allen deutschen Stämmen jene nationale Herzogsgewalt wiedererstehen, welche zu beseitigen eine der Hauptaufgaben von Karls des Großen Politik gewesen war.

Auch in Sachsen, wo abweichend von den übrigen deutschen Ländern nie vorher eine solche Herzogsgewalt bestanden hatte, machte sich unter dem Drucke der Zeitumstände das Verlangen nach einer starken und schützenden Zentralgewalt unwiderstehlich geltend, nach einer Hand, welche, über allen Teilen des Landes waltend, die Streitkräfte desselben zusammenfasse, die äußeren Feinde abwehre und niederwerfe, im Inneren Frieden, Recht und Besitz schirme und so eine neue Ordnung der Dinge im Lande begründe. Eine Aufgabe von dieser Bedeutung konnte nur ein einheimisches, durch Abkunft, Güterbesitz und Kriegsrühm über alle anderen Kreise des Landes hervorragendes Geschlecht erfüllen. Die Nachkommen Widukinds schienen dazu am ehesten berufen, aber sie hatten sich durch ihren Anschluß an Lothar, Ludwigs des Frommen ältesten Sohn, dem sächsischen Stamme entfremdet. An ihre Stelle trat, sie bald an Einfluß und Ansehen beim Volke verdunkelnd, ein Fürstenhaus, dessen Ahnherr vielleicht in jenem Bruno zu suchen ist, der uns als Heerführer der Engern gegen Karl den Großen begegnete. Wenigstens scheint auf eine solche Herkunft des Geschlechtes eine Überlieferung hinzuweisen, welche freilich erst zu Anfang des 13. Jahrhunderts aufgezeichnet ist, aber deshalb Beachtung verdient, weil sie aus Gandersheim, der Familienstiftung des liudolfingischen Hauses, stammt. Als erster sicher bezeugter Ahnherr des Geschlechtes, von dem dieses auch den Namen führt, tritt Liudolf hervor. Er lebte zur Zeit Ludwigs des Deutschen und hat als Graf und Heerführer gegen Normannen und

Slaven bereits eine dem Herzogtume nahekommende Stellung behauptet. Die gewöhnliche Annahme macht ihn zu einem Sohne des westfälischen Grafen Ekbert, welchem schon Karl der Große den Oberbefehl im westlichen Sachsen übertragen hatte, und der heiligen Ida, der Begründerin des Klosters Herzfeld. Indes ist nur so viel gewiß, daß Liudolf sich später im Besitz ekbertischer, mutmaßlich durch Erbrecht auf ihn übergegangener Güter, namentlich auch jenes Klosters Herzfeld, befand. Diese Thatsache läßt sich am einfachsten durch die Annahme erklären, daß seine Mutter dem ekbertischen Hause angehört habe. Wie dem auch sei, hochangesehen und reichbegütert war das Geschlecht, welchem Liudolf entstammte. In Westfalen und Engern, an der Ruhr und Lippe bis zur Weser hin, hatte es ausgedehnte Besitzungen, als deren Mittelpunkt das Schloß Kappenberg im Gau Dreini erscheint. Dazu kamen Güter an der Südgrenze des Landes, in der Diemellandschaft, in dem Gau Nihthersi und dem sächsischen Hessengau, und in Ostfalen das reiche Patrimonium, aus welchem Liudolf in der Folge das Stift Gandersheim dotierte. Am Nord- und Südabhange des Harzes bis tief nach Thüringen hinein finden wir die Nachkommen Liudolfs als Herren eines bedeutenden Güterkomplexes. Er selbst hat auch schon in dem nördlichen Sachsen, im lüneburgischen Bardengau, Besitzungen gehabt, welche ihm vielleicht seine Gemahlin, die aus billingischem Geschlechte stammende Oda, als Heiratsgut brachte. Selbst in Nordalbingien jenseits der Elbe lassen sich Spuren liudolfingischen Güterbesitzes nachweisen. Gerade die Ausdehnung dieses Stammgutes über alle Teile des Sachsenlandes mußte das Ansehen des mächtigen Grafen bedeutend steigern. Dazu gesellten sich dann einerseits die engen Beziehungen, welche ihn mit dem regierenden Hause der Karolinger verknüpften, anderseits die selbständige, abgesonderte Stellung, welche Sachsen innerhalb des deutschen Reichsverbandes behauptete. Was jene anlangt, so hatte Ludwig der Deutsche seinen gleichnamigen mittleren Sohn mit einer der Töchter Liudolfs vermählt, eine Verbindung, die den Glanz des sächsischen Grafenhauses nicht wenig erhöhen mußte. Das fest ausgeprägte Stammesbewußtsein aber, welches die Sachsen gegenüber den anderen deutschen Stämmen verband, war vielleicht mehr als alles andere geeignet, die Herstellung einer an Selbständigkeit grenzenden, sich über das ganze Land erstreckenden herzoglichen Gewalt zu fördern. Der fromme Sinn endlich, den Liudolf, wie wir gesehen haben, nicht nur durch mehrfache Klosterstiftungen

sondern auch dadurch bethätigte, daß er einen Sohn und drei Töchter dem Dienste der Kirche weihte, mußte ihm neben dem Ruhme eines gläubigen und freigebigen Beschützers der Kirche auch die anhängliche und dankbare Gesinnung der damals schon in hohem Grade einflußreichen Geistlichkeit gewinnen.

Trotz dieser günstigen Verhältnisse, welche Liudolf gleichsam von selbst zum Oberhaupte des Sachsenlandes zu bestimmen schienen, wird er in gleichzeitigen Quellen noch nirgend als Herzog bezeichnet. Die von ihm behauptete Stellung entspricht offenbar dem Übergange in neue, erst in der Bildung begriffene Verhältnisse: man kann nur sagen, daß sie diejenige aller anderen Grafen im Lande an Bedeutung weit überragte. Erst allmählich ist unter seinen Nachkommen diese Stellung zu einem wirklichen Stammesherzogtume emporgewachsen. Sein ältester Sohn Bruno, auf welchen nach des Vaters Tode (866) die Hauptmasse der von diesem besessenen Güter überging, wird zwar bereits Herzog (dux) genannt, doch scheint dies Wort hier nur das Heerführeramts über die Streitkräfte, wenn nicht des gesamten Sachsens, so doch eines sehr bedeutenden Theiles desselben zu bezeichnen. Er fiel an der Spitze des sächsischen Heerbannes in jener unheilvollen Schlacht gegen die Normannen (880). In seinem Amt, seinen Würden und seinem Güterbesitz folgte ihm sein jüngerer Bruder Otto. Ihm gelang es in der Verwirrung und Zerrüttung, welche den Ausgang der Karolingerzeit in Deutschland kennzeichnen, die ganze öffentliche Gewalt, wie sie bisher im Lande dem Könige zugestanden hatte, in seine Hände zu bringen und so ein Herzogtum in Sachsen herzustellen, welches einer völlig unabhängigen Herrschaft gleichkam. Unter ihm genoß Sachsen zum erstenmal die Segnungen einer festen, sich ihrer Ziele bewußten einheimischen Leitung. Mit seltener Umsicht und Mäßigkeit wußte Otto im Innern den Frieden zu sichern, mit Klugheit und Besonnenheit die militärischen Kräfte des Landes zu sammeln, mit starker Hand die äußeren Feinde von den Grenzen zurückzuweisen. Über die letzteren hinaus erstreckte sich sein Einfluß nach Hessen und Thüringen. Als Burchard, der Markgraf der sorbischen Mark, welche das letztere Land im Osten zu schützen bestimmt war, im Jahre 908 sein Leben im Kampfe gegen die Ungarn verlor, dehnte Otto seine herzogliche Gewalt auch über ganz Thüringen aus. Schon genügte ihm den wendischen Stämmen gegenüber die bloße Verteidigung der Grenze nicht mehr. Die Daleminzier, ein

slavisches Volk an der mittleren Elbe, überzog er mit Krieg und trieb sie zupaaren. Freilich, die Mafsregeln der Abwehr gegen feindliche Einfälle erwiesen sich nicht immer erfolgreich. Als die Ungarn, von den Daleminziern herbeigerufen, im Jahre 906 zum erstenmale in Sachsen erschienen und diesen Einfall zwei Jahre später erneuerten, da versagten der ihnen eigentümlichen Kampfweise gegenüber die Mittel, durch welche Otto sein Land zu schützen gehofft hatte. Mit derselben unbarmherzigen Wildheit wie überall, wohin sie kamen, hausten die heidnischen Barbaren damals auch in Sachsen. Dennoch war das Ansehen, welches Otto im ganzen Reiche genofs, so grofs, dafs sich aller Augen auf ihn wandten, als Ludwig das Kind am 29. September 911 aus dem Leben schied. Man bot ihm die durch das Erlöschen des karolingischen Stammes in Deutschland ledig gewordene Krone an. Aber in kluger Erwägung, dafs zu so schwieriger Aufgabe, wie sie den neuen König erwartete, die rüstige Kraft der Jugend, die ihm fehlte, unentbehrlich sei, lehnte er ab. Seinem Einflusse vor allem war es zuzuschreiben, dafs man Konrad, den aus einem hesischen Grafengeschlechte stammenden Herzog der Franken, wählte.

Ein Jahr nach Konrads Erhebung zum König starb Otto der Erlauchte, wie man diesen ersten wirklichen Herzog von Sachsen aus liudolfingischem Stamme zubenannt hat. Von drei Söhnen, welche ihm seine Gemahlin Hathui geboren hatte, überlebte ihn nur Heinrich, der ihm in der Herzogswürde folgte und später der Retter Sachsens und der Erneuerer des deutschen Reiches werden sollte. In der Vollkraft des Mannesalters, schon unter seinem Vater in den Kämpfen gegen Wenden und Ungarn erprobt, übernahm Heinrich unter Zustimmung des ganzen sächsischen Volkes die Verwaltung des Landes. „Ein treuer Freund seiner Genossen“, so schildert ihn eine fast gleichzeitige Quelle, „niemandem feindlich gesinnt, über keinen sich erhebend, ein Trost der Traurigen und eine Hilfe der Elenden, gewann er nur Lob, keinen Neid, und zahlreiche Freunde, die sich ihm als Gleiche anschlossen.“ Aber der König Konrad hielt die grofse Macht, welche in Heinrichs Hand ruhte, für unverträglich mit der Sicherheit und Wohlfahrt des Reiches. Es scheint, dafs er ihm einen Teil der thüringischen Lehen zu entziehen suchte: sicher ist, dafs er sich der Grafen Burchard und Bardo — wahrscheinlich Söhne des gefallenen sorbischen Markgrafen Burchard — annahm, als diese infolge einer Fehde von Heinrich aus

Thüringen vertrieben wurden. Sagenhafte Berichte wollen selbst wissen, daß er ihm im Bunde mit dem Erzbischofe Hatto von Mainz nach dem Leben getrachtet habe. Im Jahre 915 kam es zum offenen Bruche zwischen dem Könige und dem Herzoge. Ein fränkisches Heer unter Konrads Bruder Eberhard fiel von Hessen aus in Sachsen ein, erlitt aber unter den Wällen der altberühmten Eresburg eine schimpfliche Niederlage, und als dann der König selbst, aus Schwaben herbeieilend, die ganze Kriegsmacht der Franken gegen Heinrich aufbot, schloß dieser sich in seine Pfalz Grona bei Göttingen ein, um durch die Verteidigung dieses an der Südgrenze Sachsens gelegenen festen Platzes das weitere Vordringen der Feinde zu hemmen. Dies ward ihm um so leichter, als damals wieder einmal die Ungarn ihre Raubzüge erneuerten, ganz Sachsen, Thüringen und einen Teil von Hessen grausam verwüsteten und erst unter den Mauern von Fulda umkehrten. Es scheint, daß beide, der Herzog wie der König, die Notwendigkeit erkannten, angesichts solcher Ereignisse von dem unglücklichen Hader abzulassen, der das deutsche Land wehrlos der Wut der heidnischen Barbaren preisgab. Es kam zu einem friedlichen Ausgleich zwischen ihnen, von dessen Einzelheiten wir nicht unterrichtet sind, der aber zweifelsohne Heinrich in dem Vollbesitze der von seinem Vater ererbten Würden und Länder beliefs. Wenige Jahre später (918) starb Konrad, ohne daß es ihm gelungen war, eine kräftige, allgemein anerkannte Reichsgewalt herzustellen und, auf diese gestützt, die zahlreichen äußeren den Bestand des Reiches von allen Seiten bedrohenden Feinde zu bändigen und zurückzuweisen. Diese Aufgabe zu erfüllen hinterließ er seinem Nachfolger, zu dem er — für alle Zeiten ein glänzendes Zeugnis selbstloser Vaterlandsliebe — seinen siegreichen und glücklichen Gegner, den Sachsenherzog, empfahl. Zu Fritzlar im Hessenlande erkoren im folgenden Jahre die Franken und Sachsen Heinrich zu ihrem Könige, und Eberhard, an der Spitze der Franken, lieferte ihm die Reichskleinodien aus, die sein Bruder, der König, ihm mit sterbender Hand zu diesem Zwecke übergeben hatte.

Auch nach seiner Erhebung zum König behielt Heinrich die Verwaltung Sachsens und Thüringens in seiner Hand, und dieses Verhältnis will ohne Zweifel Widukind, sein Geschichtschreiber, mit den Worten kennzeichnen: er sei der erste gewesen, der mit königlicher Macht in Sachsen gewaltet habe. Eine durch und durch tüchtige und verständige Natur, so viel man sieht ohne jeden Anflug von

schwärmerischer Gesinnung, stets den Blick auf das Nächste und Erreichbare gerichtet, erkannte Heinrich in seinem sächsischen Herzogtume die gesicherte Grundlage, von der aus es allein möglich war, das deutsche Reich zu einigen, die Sonderbestrebungen der einzelnen Stämme zu überwinden und die raub- und plünderungslustigen Nachbarvölker im Zaume zu halten. Ohne eine große, festbegründete Hausmacht, so schien es ihm, war diese Lebensfrage der Nation nicht zu lösen. Und darin haben ihm die folgenden Ereignisse völlig recht gegeben. Mehr noch durch verständige Unterhandlung und kluges Nachgeben als durch Mittel der Gewalt und des Zwanges gewann er zunächst diejenigen Stämme, welche sich an seiner Wahl nicht beteiligt hatten, die Bayern und Alemannen, für den Anschluß an das Reich: dann aber richtete er alle seine Anstrengungen darauf, der furchtbaren Ungarneinfälle Herr zu werden, die zu einer fast alljährlich wiederkehrenden Landplage für alle Teile des Reiches, insbesondere auch für Sachsen, geworden waren. Das Glück kam ihm dabei in ungehoffter Weise zuhülfe. Im Jahre 924 überschwemmten die Ungarn, nachdem sie in den ersten Jahren von Heinrichs Regierung ihre Raubzüge vorzugsweise gegen Italien, Frankreich und Lothringen gerichtet hatten, ganz Sachsen mit ihren Reitergeschwadern. Auf ihren kleinen Pferden durch das Land fliegend, sich bald in einzelne Haufen auflösend, dann wieder rasch gesammelt aus Wald und Busch hervorbrechend, überfielen sie die wehrlosen Ortschaften und bezeichneten weit und breit ihren Weg mit namenlosem Elend. Von dem Brande der Märkte und Dörfer rötete sich der Himmel, und so viel Volks ward von ihnen erschlagen, daß sich das Land mit völliger Entvölkerung bedroht sah. „Wie argen Mord sie in jenen Tagen verübten“, ruft der sächsische Geschichtschreiber aus, „wie viele Klöster sie den Flammen übergaben, darüber erachte ich es für besser zu schweigen, als unsere Leiden durch Worte zu erneuern.“ Bei der vorherrschend ebenen Natur des Landes, bei dem völligen Mangel eines ausreichenden Befestigungssystems fanden sie nirgends einen nennenswerten Widerstand. Selbst der König, der ihre Kampfweise von früher her kannte, wagte nicht, ihnen in offenem Felde entgegenzutreten. Er barg sich, nach einigen Nachrichten zudem vom Siechtum ergriffen, in seiner Burg Werla, an der Ocker über dem jetzigen Schladden gelegen, um den Sturm vorübertoben zu lassen. Da wollte sein guter Stern, daß einer von den Häuptlingen der Ungarn seinen Leuten in die Hände fiel und von ihnen ge-

fangen ward. Seine Genossen boten für seine Freilassung ein großes Lösegeld. Heinrich aber wies alle ihre Anerbietungen zurück, wenn sie ihm und seinem Lande nicht einen längeren Frieden gewähren wollten. Für diesen Fall erklärte er sich bereit, nicht nur den gefangenen Fürsten auf freien Fuß zu setzen sondern auch einen jährlichen Tribut zu entrichten. So kam denn ein Waffenstillstand mit den Ungarn zustande: auf neun Jahre gelobten sie gegen die Zugeständnisse des Königs das Sachsenland mit ihren Einfällen zu verschonen.

Und nun begann von Heinrichs Seite jene organisatorische Thätigkeit im Lande, welche dasselbe für die Zukunft vor ähnlichen Verheerungen schützen sollte. Sie erstreckte sich vor allem auf die östlichen Marken Sachsens und Thüringens, denn diese hatten bei einer etwaigen Wiederholung der Ungarneinfälle den ersten Stoß der bislang unwiderstehlichen Feinde auszuhalten. Hier galt es, neue Burgen zu gründen, alte entweder verfallene oder zerstörte Festen wiederherzustellen, bisher offene Ortschaften zu umwallen und so eine Bewehrung des Landes zu schaffen, an welcher nach den gemachten Erfahrungen der Strom der überlegenen Reiter scharen zerschellen mußte. Eine spätere Zeit hat diese ganze Thätigkeit Heinrichs wohl so aufgefaßt, als wenn er das Land mit neuerbauten Städten bedeckt hätte, und die Chroniken des ausgehenden Mittelalters lieben ihn in ihren Bildern darzustellen, wie er, mit der Krone auf dem Haupte, das Scepter in der Hand, den Bau der neuen Stadt leitet, während im Vordergrund die Werkleute an der Arbeit sind und im Hintergrunde Mauern und Türme der werdenden Stadt sich erheben. Davon kann selbstverständlich keine Rede sein, und es ist eine völlige Verkennung der Sachlage, wenn eine große Anzahl niedersächsischer Städte auf ihn ihre Gründung zurückführt. Einzelnes nur ist von Heinrichs rastloser Arbeit, das Land in guten Verteidigungsstand zu setzen, bezeugt. Merseburg, einen wichtigen Grenzpunkt an der Saale, hat er mit schützenden steinernen Mauern umgeben und über dem Orte Quitelingen am Nordsaume des Harzes, wo man neuerdings unter dem Straßpflaster eine großartige, von ihm herrührende Brückenanlage entdeckt hat, ward von ihm auf steilem Felsen eine Feste erbaut, welche dann der ganzen Ansiedelung den Namen Quedlinburg gegeben hat. Vielleicht daß auch die Anfänge Goslars bis in seine Zeit zurückreichen. Durch einen Beschluß des Königs und der Fürsten ward außerdem bestimmt, daß die Klöster, welche durch die dort aufgehäuften

Schätze vorzugsweise die Raublust der Barbaren anlockten, durch Befestigungswerke geschützt werden sollten. In den gröfseren von ihm mit Gräben und Mauern umgebenen Orten, wie in Merseburg, hat er, um die Verteidigung derselben mit Erfolg zu führen, auch wohl schon Burggrafen eingesetzt. Zur Besatzung dieser Grenzfesten war ein Kriegsvolk erforderlich, welches nicht wie der gemeine Heerbann nur zuzeiten unter die Waffen trat sondern zu stetem Kriegsdienste verpflichtet war. Nach Widukinds Zeugnisse bestimmte er dazu je den neunten Mann der heerbannspflichtigen Mannschaft, während die übrigen indes für diese den Acker bestellen sollten. Auch ward der dritte Teil aller Früchte in den befestigten Orten niedergelegt. „Tag und Nacht“, so fährt der sächsische Geschichtschreiber fort, „ward allenthalben gebaut und geschantzt, damit das Volk im Frieden lerne, was in den Nöten des Krieges gegen die Feinde not thue.“ Aber auch das zum Felddienste bestimmte Heer hat Heinrich nach einer gewissen Richtung hin, teilweise wenigstens, umgestaltet. Mit der Verteidigung der festen Plätze allein war es den Ungarn gegenüber nicht gethan. Man mußte ihnen auch in offenem Kampfe entgegentreten, und dies konnte mit Erfolg nur geschehen, wenn man der leichten Reiterei, aus welcher ihre Heere durchweg bestanden, mit derselben Waffe zu begegnen vermochte. So ward Heinrich, wenn nicht der Schöpfer, so doch der Erweiterer des schweren Rosdienstes bei den Sachsen. Die schwere Reiterei, welche bislang nur aus den Vasallen und ihren Leuten bestand, erhielt durch ihn eine allgemeinere Bedeutung und hinter ihr trat in der Folge das Fußvolk des alten Heerbannes fast völlig zurück.

Nach vierjährigem Bauen und Rüsten in den Grenzlanden und nach nicht minder eifrigem Üben seiner Sachsen und Thüringer im Reiterkampfe beschloß Heinrich durch einen Krieg gegen die slavischen Nachbarvölker die Stichhaltigkeit seiner militärischen Reformen zu erproben. Sie bewährten sich auf das glänzendste. Im Jahre 928 wurden die wendischen Stämme zwischen Elbe und Oder der deutschen Herrschaft unterworfen, ein Jahr darauf der Böhmenherzog Wenceslaw durch einen Angriff auf seine Hauptstadt Prag zur Tributpflichtigkeit gebracht und die von Heinrich schon früher bekämpften Daleminzier zwischen der mittleren Mulde und Elbe durch die Eroberung ihrer Burg Gana für ihr Bündnis mit den Ungarn gezüchtigt. Die weiter nordwärts wohnenden Stämme der Redarier, Wilzen und Abo-

dritten erlagen um dieselbe Zeit den Waffen der sächsischen Grenzgrafen, die der König an den bedrohtesten Stellen der östlichen Marken eingesetzt hatte, und der Aufstand, in welchem sie sich bald darauf gegen die deutsche Zwingherrschaft erhoben, ward durch den großen Sieg der Sachsen bei Lenzen (Lunkini) unter den Grafen Thietmar und Bernhard rasch und glücklich unterdrückt. Noch aber stand der große Entscheidungskampf mit den Ungarn aus. Als der neunjährige Waffenstillstand mit ihnen abgelaufen war, erschienen, wie bisher alljährlich, ihre Gesandten vor dem König, um den vereinbarten Tribut zu fordern. Dieses Mal aber schickte sie Heinrich mit leeren Händen heim. Da wälzte sich im Frühling des Jahres 933 ein gewaltiges Heer der wilden Feinde gegen die Marken Thüringens und Sachsens heran. In dem zuerst von ihnen überschwemmten Thüringen teilten sie sich in zwei Heerhaufen, von denen der eine von Süden und Westen her in Sachsen einzudringen versuchte. Aber während dieser, von den Thüringern angegriffen, teils dem Schwert derselben teils dem Hunger und der noch winterlichen Kälte erlag, führte Heinrich selbst ein schnell gesammeltes Heer der Sachsen zum Entsätze der Burg des thüringischen Grafen Wido herbei, welche die in Thüringen zurückgebliebenen Ungarn zu belagern begonnen hatten. Bei einem Orte Riade — er ist wohl in dem damals sumpf- und riedreichen Thale der Helme nördlich vom Kyffhäuser zu suchen — lagerte der König, als die Ungarn, nachdem sie die Belagerung aufgehoben und nach ihrer Sitte ihre zerstreuten Haufen durch Feuerzeichen zusammengerufen hatten, zum Angriff sich rüsteten. Durch die verstellte Flucht der ihnen entgegen-gesandten leichtbewaffneten Thüringer zu keckem Vordringen verlockt, trafen sie auf die schwer gepanzerte Reiterei, welche der König selbst in den Kampf führte. Nach kurzem Handgemenge stoben sie in wilder Flucht auseinander, von den siegreichen Sachsen acht Meilen weit bis gegen Merseburg hin verfolgt, wo die Saale noch einen Rest der Fliehenden verschlang. Es war am 15. März, daß dieser denkwürdige Sieg erfochten ward, der Sachsen für die Regierungsdauer Heinrichs von den Raubzügen der Ungarn befreite und den der König in richtiger Erkenntnis seiner Bedeutung in dem Saalbaue seiner Pfalz zu Merseburg in lebensgroßen Bildern verherrlichen ließ. Vielleicht hat dieser letztere Umstand die Veranlassung gegeben, daß man nach einem Menschenalter schon den Ort der Schlacht nach Merseburg verlegte, eine Annahme, der man lange kritiklos gefolgt ist.

Noch einmal ist dann Heinrich im folgenden Jahre zu Felde gezogen, um auch die nördlichen Grenzen des Sachsenlandes gegen die Übergriffe des Dänenkönigs Gorm des Alten zu sichern. Hier stellte er die in Verfall geratene schleswigsche Mark wieder her, durch welche einst Karl der Große Nordalbingien zu schützen gesucht hatte. Das Land zwischen Eider und Schlei mußten die Dänen dem deutschen Könige abtreten. Bald füllte sich dasselbe unter dem Schutze des Königs und seines Markgrafen mit sächsischen Kolonisten. Auch die Mission in den nördlichen Ländern, welche seit Ansgars und Rimberts Zeiten geruht hatte, lebte jetzt durch Erzbischof Unni wieder auf. Nicht nur nach Dänemark sondern auch über das Meer hinüber nach Schweden sandte er, um den normannischen Heiden das Evangelium zu verkünden, seine Prediger.

So konnte Heinrich am Ende seiner Tage auf eine Reihe der glänzendsten Erfolge zurücksehen. Die Einigung aller deutschen Stämme mit Einschluß der Lothringer zu einem mächtigen, wohlgegliederten Reiche, die Siege über Dänen, Wenden und Ungarn, jene unbändigen Barbarenvölker, welche unablässig den Frieden des Erdteils störten und die christlichen Länder mit Raub, Mord und Verwüstung erfüllten, die Sicherung der deutschen Grenzen, vor allem Sachsens, durch eine Reihe wirksamer Verteidigungswerke, diese Thaten lassen es wohl als gerechtfertigt erscheinen, wenn Widukind Heinrich „den größten König von Europa“ nennt. Wenige Jahre nur hat er die letzten großen Erfolge gegen die Ungarn und Dänen, welche seine langjährigen Bemühungen krönten, überlebt. Er starb am 2. Juli 936 zu Memleben an der Unstrut und ward in Quedlinburg, der Stadt, die er vor allen anderen geliebt und wo er die Gründung eines später von seinem Sohne vollendeten und reich ausgestatteten Frauenklosters begonnen hatte, begraben.

Die Regierung Ottos des Großen, seines Sohnes und Nachfolgers, trägt einen von derjenigen Heinrichs durchaus abweichenden Charakter. Hatte dieser durch seine kluge und verständige Politik, durch die Milde seiner Gesinnung und selbst durch seine gewinnende Persönlichkeit die deutschen Stämme zu einem immerhin nur lose verbundenen Ganzen geeinigt, so gründete Otto, freilich unter unsäglichen Mühen und Kämpfen, eine Reichsgewalt, vor deren Majestät die einzelnen Teile in gleichmäßiger Unterordnung sich zu beugen gezwungen waren. So führte seine Regierung einerseits zwar das Werk des Vaters zu glorreichem Abschluss, ging aber anderseits durch die Unterwerfung Italiens und

durch die Erneuerung des römischen Kaisertums weit über die Gedanken und Absichten des letzteren hinaus. Aus dieser veränderten Stellung des Königtums zu der Nation und den einzelnen Stämmen, aus denen diese bestand, mußte sich über kurz oder lang auch für Sachsen eine Änderung seiner bisherigen Beziehungen zum Reiche ergeben. Wir haben gesehen, wie Heinrich als König sich der herzoglichen Gewalt über Sachsen und Thüringen nicht entäußerte sondern sie als die geeignetste Handhabe zur Einigung des deutschen Volkes unter einer Herrschaft betrachtete. Die großartigen und umfassenden Pläne, welche Otto zu verwirklichen suchte, die Bekehrung und Germanisierung des Wendenlandes im Nordosten, seine Eroberungspolitik im Westen, sein Bestreben, nach dem Beispiele Karls des Großen auf der Vereinigung Deutschlands mit Italien die Herrschaft über das Abendland zu begründen, das alles mußte es ihm auf die Länge unmöglich machen, das Herzogtum Sachsen gleich seinem Vater selbst zu verwalten. Nicht gleich zu Anfang seiner Regierung wird ihm die Notwendigkeit, nach dieser Richtung hin eine Änderung zu treffen, klar geworden sein, aber in dem Maße, wie sich seine hochstrebenden politischen Pläne weiter entwickelten, wird sie sich ihm als unumgänglich aufgedrängt haben. Schon bald nach seinem Regierungsantritt hielt er es für angemessen, in den sächsischen Grenzgegenden an Stelle der Legaten, welche bisher die Aufsicht über die unterworfenen wendischen Stämme geführt hatten, Markgrafen mit erweiterten Amtsbefugnissen einzusetzen, welche nicht nur wie jene die Grenze schützen sondern den Wenden gegenüber angriffsweise verfahren und ihre völlige Unterjochung anstreben sollten. Für die der Bremer Diocese zugewiesene Grenzlandschaft, zu deren Schutze einst schon Karl der Große die Sachsenmark, den Limes Saxonicus, errichtet hatte, ernannte er den Grafen Hermann aus billingschem Geschlechte zum Verwalter, und fast zu gleicher Zeit übertrug er dem aus den nordthüringischen Gegenden stammenden Grafen Gero eine ähnliche Stellung an der Saale und mittleren Elbe. Beide Männer haben das ihnen vom Könige erwiesene Vertrauen während einer langjährigen, erfolg- und ruhmreichen Verwaltung in vollem Maße gerechtfertigt, aber zunächst hat ihre Erhebung unter Ottos eigenen Landsleuten viele verletzt, eine reiche Saat des Hasses und der Mißgunst ausgestreut und ihm die ersten schweren Kämpfe bereitet, die er im Innern des Reiches zu bestehen hatte. Während Wichmann, Hermanns älterer Bruder, sich

verstimmt und beleidigt, vom Könige zurückzog, erhob Thankmar, der Sohn Heinrichs I. aus dessen erster Ehe, sogar gegen den Bruder die Waffen, weil er sich selbst auf das Amt, welches dieser Gero übertragen hatte, Hoffnung gemacht hatte. Und indem sich beide dann mit dem durch Ottos Strenge gleichfalls gegen diesen erbitterten Herzoge Eberhard von Franken verbanden, kam es zu jenem ersten gröfseren Aufstande gegen den König, der seine Teilnehmer hauptsächlich unter den Sachsen fand und durch die Eroberung der den Empörern in die Hände gefallenen Eresburg, bei welcher Thankmar das Leben einbüfste, sein Ende erreichte.

Inzwischen regten sich, offenbar durch diese inneren Wirren ermutigt, auch wieder die alten Reichsfeinde. Schon auf die Kunde von Heinrichs Tode hatten die Ungarn zu Anfang des Jahres 937 einen abermaligen Einbruch in Sachsen versucht, waren aber ohne Mühe von dem Könige an den Grenzen des Landes zurückgewiesen worden. Jetzt erschienen sie, während Otto in Westfalen gegen die Aufständischen kämpfte, um die Mitte des Jahres 938 in gröfserer Anzahl als zuvor. Im Schwabengau, da wo die Bode das Harzgebirge verläfst, schlugen sie ihr Lager auf, und von da ergossen sich ihre leichten Reitergeschwader plündernd, brennend und mordend über das Land. Allein so wirksam erwiesen sich auch dieses Mal die Wehreinrichtungen des verstorbenen Königs, dafs man auch ohne Ottos persönliches Erscheinen in der bedrohten Landschaft ihrer Herr ward. Der eine Teil ihres Heeres, welcher von der Bode nordwestwärts auf der großen Heerstraße zwischen Elm und Huy gegen die Ocker vordrang, erlitt unter den Mauern der Feste Steterburg bei Wolfenbüttel durch die Besatzung derselben, die auf die vom Regen durchnäfsten und vom langen Ritte ermüdeten Feinde einen herzhafte Ausfall wagte, eine schwere Niederlage: der andere gen Norden aufgebrochene Heerteil ward von einem Wenden, der ihm als Wegweiser dienen sollte, in die Sümpfe des Drömling (Thrimining) geführt, wo er von den herbeieilenden Sachsen umzingelt und bis auf den letzten Mann niedergemacht wurde. Als die an der Bode zurückgebliebenen Ungarn von diesem Mißgeschick ihrer Genossen Kunde erhielten, brachen sie schleunigst ihre Lagerzelte ab und eilten auf dem kürzesten Wege in ihre Heimat zurück. Es war der letzte Einfall, den sie in das sächsische Land gewagt haben: von dieser Zeit an ist Norddeutschland, wo sie so üble Erfahrungen gemacht hatten, von ihnen verschont geblieben.

Aber während diese siegreiche Abwehr der gefürchteten Feinde den Sachsen aus eigener Kraft gelang, während dann die von Otto eingesetzten Markgrafen unter den ihrer Macht-sphäre zugewiesenen Wendenvölkern große Erfolge errangen, Gero namentlich sich Brandenburgs, der Hauptfeste der mittelmärkischen Stämme, bemächtigte und hier von Otto bald durch die Errichtung der Bistümer Havelberg und Brandenburg der Grund für den Aufbau der christlichen Kirche im Lande gelegt ward, dauerte der innere Hader im Reiche fort und nahm der Widerstand gegen die Waltung des Königs durch die Verbindung von dessen eigenem jüngeren Bruder Heinrich mit den Herzögen Eberhard von Franken und Giselbert von Lothringen eine höchst gefährliche Gestalt an. Und selbst als Ottos Entschlossenheit und Glück über diesen Aufstand triumphiert hatten und die Empörung durch den Tag von Andernach niedergeworfen war, zeigten sich, zumal in Sachsen, Symptome einer durch Heinrich geflissentlich geschürten meuterischen Gesinnung, welche selbst vor dem Gedanken des Königsmordes nicht zurückbebt. Otto sollte am Osterfeste, welches er 941 in Quedlinburg zu feiern gedachte, ermordet und Heinrich an seiner Stelle zum König ausgerufen werden. Allein der Mordplan mißlang. Otto ließ, nachdem er das Fest in herkömmlicher frommer und feierlicher Weise begangen hatte, die Verschwörer, unter denen sich vornehme und angesehene Männer Sachsens befanden, verhaften und überlieferte sie dem Beile des Henkers. Einer von ihnen Namens Erich zog, indem er sich mitten unter die Häscher des Königs stürzte und von ihren Lanzen durchbohrt den Tod fand, den Untergang im ehrlichen Kampfe einer schmachvollen Hinrichtung vor. Dem Grafen Liuthar rettete nur die Fürbitte seiner Freunde das Leben: er hat später seine Schuld durch Umwandlung seines Erbgutes Walbeck bei Helmstedt in ein Mönchskloster zu sühnen gesucht. Die Schädel der damals hingerichteten sächsischen Edelen werden noch heute auf dem Rathhause zu Quedlinburg aufbewahrt.

Weniger lebhaft als an jenen Kämpfen, welche die ersten Regierungsjahre Ottos erfüllten, haben sich die Sachsen an dem großen, mit beispielloser Erbitterung geführten Bürgerkriege beteiligt, der zwei Jahre nach seiner Rückkehr von seinem ersten Heerzuge nach Italien im südlichen und westlichen Deutschland gegen ihn losbrach und in welchem sein eigener Sohn und sein Eidam die leitenden Rollen übernahmen. Doch ist auch dieser Krieg nicht ohne aufrührerische Regungen vonseiten einzelner unruhiger Köpfe unter den

Sachsen vorübergegangen. Es waren namentlich zwei Brüder aus billingschem Hause, Ekbert und Wichmann, Söhne des älteren Wichmann und Neffen des Markgrafen Hermann, welche sich nicht nur zu offenem Abfall von dem Könige verleiten ließen sondern auch, während dieser in Süddeutschland mit wechselndem Glück stritt, ganz Sachsen durch ihre Umtriebe und verbrecherischen Pläne beunruhigten. Der Groll dieser Jünglinge, besonders des trotzigen Wichmann, richtete sich hauptsächlich gegen den Oheim Hermann, dessen treuen Händen der König während seiner Abwesenheit die Aufrechterhaltung des Friedens im Sachsenlande anvertraut hatte. Sie haßten ihn als den glücklichen Emporkömmling, der den Ruhm und das Ansehen ihres Vaters verdunkelt hatte und den sie als den Räuber ihres Erbteils und der väterlichen Schätze anklagten. Aber Hermann wußte ihren Wühlereien mit Klugheit und Umsicht zu begegnen. Mit welcher Geduld er ihre Beschuldigungen ertrug und mit welcher Besonnenheit er ihre Anschläge vereitelte, ist kaum zu sagen. Als sie sich dann später dem Oheim unterwerfen mußten und über sie Gericht gehalten wurde, da rettete nur Ottos Milde die Irregeleiteten vor einer entehrenden Strafe, die auf Hermanns Antrag über sie verhängt worden war. Der König, ihre Jugend erwägend, erließ ihnen die Strafe, aber er stellte Wichmann unter strenge Aufsicht innerhalb des Umkreises der königlichen Pfalz. — Inzwischen ging der Krieg in Süddeutschland seinem Ende entgegen. Der abermalige Einfall, durch welchen die Ungarn, die Zwietracht in Deutschland sich zunutze machend, im Jahre 954 ganz Bayern, Schwaben, Franken und Lothringen furchtbar heimsuchten, beschleunigte die Beilegung des unseligen Haders, die aufständischen Söhne suchten die Gnade und Verzeihung des Vaters, und als dann im folgenden Jahre die Barbarenhorden in größerer Anzahl als je zuvor in Bayern einbrachen, erfocht Otto an der Spitze des wieder geeinten Deutschland auf dem Lechfelde bei Augsburg jenen ewig denkwürdigen Sieg, der die Kulturländer des Westens für alle Zeiten von dieser schrecklichen Plage befreite. Für Sachsen aber sollten der nun glücklich beendete Bürgerkrieg und der Kampf gegen die heidnischen Barbaren noch ihre Nachspiele erhalten.

Die Wenden, welche durch Ottos politische Maßregeln und durch die Siege seiner Markgrafen zu einer solchen Abhängigkeit herabgedrückt waren, daß man das von ihnen bewohnte weite Land zwischen Elbe und Oder und selbst über diese hinaus bereits als eine Provinz des deutschen

Reiches betrachtete, glaubten die augenblickliche Zerrüttung des letzteren und die Ungarnnot zu einem mit aller Macht unternommenen Versuche benutzen zu müssen, die verlorene, von ihnen über alles hochgehaltene Freiheit zurückzugewinnen. Schon im Jahre 954, zu derselben Zeit, da die Ungarn die süddeutschen Länder verheerten, brach einer ihrer Stämme los. Die Ukrer, in der heutigen Ukermark ansässig, warfen das fremde Joch ab und verjagten die deutschen Priester und Missionäre. Aber Gero und der Herzog Konrad von Lothringen, der sich inzwischen mit Otto versöhnt hatte, brachten sie bald wieder zur Unterwerfung. Nun aber zeigte sich, daß die Wenden bis in die unmittelbare Umgebung des Königs hinein verdächtige Einverständnisse unterhielten. Wichmann stand noch immer unter der besonderen Aufsicht, welche Otto nach jenem Streite mit Hermann Billing über ihn verhängt hatte. Jetzt wufste er die Wachsamkeit seiner Wächter zu täuschen und sich durch die Flucht diesem unwillig ertragenen Zwange zu entziehen. Als bald eilt er in die sächsische Heimat, bemächtigt sich mehrerer Burgen, verbindet sich mit seinem Bruder Ekbert und sucht das Land zum Aufstande gegen den König zu bringen. Aber Hermanns Wachsamkeit und Eifer machen diesem verräterischen Treiben seiner Neffen bald ein Ende. Von ihm bedrängt, fliehen sie über die Elbe zu den Wenden, wo sie bei zwei Wendenfürsten, Nako und Stoinef, Zuflucht und gastliche Aufnahme finden. Schon längst gegen die deutsche Herrschaft erbittert, rufen diese ihr Volk, die Wenden der Hermannschen Mark, zu den Waffen. Mit reißender Schnelligkeit verbreitete sich der Aufstand über das Land: vergebens suchte Hermann mit den eilig zusammengerafften Streitkräften, die ihm zur Hand waren, dem Abfall zu wehren. Vor der Burg Suthleiscranne, in welche sich seine Neffen und ihre Beschützer geworfen hatten, mußte er umkehren. Und nun ergossen sich, gleich nach Ostern 955, die Wenden unter Wichmanns Führung ihrerseits sengend und brennend über das sächsische Land. Zu schwach, um ihnen den offenen Kampf bieten zu können, gab Hermann selbst den Sachsen, welche sich in großer Anzahl mit Weib und Kind in die Stadt der Cocaresmier geflüchtet hatten, den Rat, mit den Slaven in Unterhandlung zu treten, um einen billigen Frieden zu erhalten. So kommt ein Vertrag zustande, wonach die freien Männer mit ihren Weibern und Kindern ungehindert, doch ohne Waffen, die Stadt verlassen, die unfreien Leute aber mit aller Habe der Einwohner zurückbleiben sollten. Aber die Wenden halten

ihn nicht. Als sich ihnen die Thore der Stadt öffnen, nehmen sie einen zufällig sich erhebenden Streit zum Vorwande, um den Vertrag zu brechen, fallen über die wehrlosen Deutschen her, töten die Männer und führen die Weiber und Kinder in die Knechtschaft. Und während so die Wenden der nördlichen Mark sich von der deutschen Herrschaft befreien und, von den billingischen Brüdern geleitet, die Sachsen im eigenen Lande bedrängen, erheben sich fast zu der nämlichen Zeit auch die wendischen Stämme der südlichen Mark Geros und bringen dem hier während des letzteren Abwesenheit den Befehl führenden Grafen Thiadrich eine empfindliche Niederlage bei.

Da erschien der König, nachdem er die Ungarn bei Augsburg niedergeworfen hatte, selbst im Wendenlande. Wichmann und Ekbert wurden für Feinde des Reiches erklärt, ihren Gefährten aber, falls sie zu ihren Landsleuten zurückkehren und sich unterwerfen wollten, die Gnade des Königs angeboten. Als dann Otto mit gewaltiger Heeresmacht alles verwüstend in das wendische Land einbrach, kam es am Flusse Raxa — vielleicht der heutigen Recknitz im Mecklenburgischen — zu einer entscheidenden Schlacht, in welcher die Wenden aufs Haupt geschlagen wurden und ihr Führer Stoines bei der Verfolgung das Leben verlor. Eine Reihe weiterer Feldzüge, zum Teil von dem König in Person unternommen, war indes noch nötig, um die Kraft dieses Wendenaufstandes völlig zu brechen, zumal der von neuem ausbrechende Hader in dem Hause der Billinger dem Widerstande der Wenden einen erneuten Aufschwung verlieh. Denn von den beiden Brüdern, welche ihr eigener unruhiger und trotziger Sinn in die Verbannung getrieben, hatte Ekbert zwar die Gnade des Königs gesucht und gefunden, Wichmann aber vermochte es nicht über sich, seinen Stolz zu beugen. Er benutzte die Gelegenheit, da Sachsen von Mannschaft entblößt war, um trotz der über ihn verhängten Acht in das Vaterland zurückzukehren. Heimlich besucht er Haus und Hof und zieht dann, nachdem er sein Weib umarmt, abermals hinaus in die Fremde zu den Wenden, die er zum Ausharren in ihrem Widerstande gegen die deutsche Herrschaft ermahnte. Noch einmal mußte gegen ihn ein Heer geführt werden, welches die Wenden in einem blutigen Treffen überwand. Jetzt endlich demüthigte sich Wichmann und erlangte durch die Vermittelung Geros, der seinen Sohn mit Wichmanns Schwester vermählt hatte, die Verzeihung des Königs. Es ward ihm gestattet, fürder im Vaterlande in Frieden zu leben und seines väterlichen

Erbes zu genießen, nachdem er einen furchtbaren Eid hatte schwören müssen, daß er nie, sei es durch Rat oder That, sich wieder gegen die Majestät des Reiches und des Königs vergehen wolle. Nach zwei abermaligen Feldzügen, die in den Jahren 959 und 960 gegen die Wenden unternommen wurden, war der Widerstand derselben endlich gebrochen und konnte man den langen gefährlichen Aufstand als beendet ansehen. Das wendische Volk sank in die alte Knechtschaft zurück, und wieder schalteten die Deutschen als Herren in dem unterworfenen Lande.

Ein Jahr darauf brach Otto zu seinem zweiten Zuge nach Italien auf, dieses Mal um sich in Rom die Kaiserkrone aufs Haupt zu setzen. Ehe er Deutschland verließ, ordnete er in der Voraussicht einer mehrjährigen Abwesenheit die Angelegenheiten des Reiches. Indem er die Fürsten bewog, den damals erst sechsjährigen Sohn seiner zweiten Gemahlin Adelheid zum Nachfolger zu wählen und dessen Obhut mit der Reichsregierung den Erzbischöfen von Mainz und Köln anvertraute, glaubte er am besten für das Wohl der Gesamtheit zu sorgen. Das eben erst beruhigte Sachsen aber hat er zu gleicher Zeit dadurch vor neuen Erschütterungen zu bewahren gesucht, daß er die Verwaltung desselben in die treuen und erprobten Hände des Billingers Hermann legte. Mit einer ähnlichen stellvertretenden Aufsicht über das Land war Hermann auf längere oder kürzere Zeit schon mehrmals von Otto betraut worden: jetzt aber handelte es sich um eine bleibende Maßregel, welche in Sachsen zugleich den inneren Frieden aufrecht zu erhalten und das Land nach außen zu sichern und zu schirmen bestimmt war. Otto entschloß sich, das bisher mit der Krone unmittelbar verbunden gewesene sächsische Herzogtum aus seiner Hand zu geben und, wenn auch in beschränkterem Umfange und mit geringerer Machtbefugnis, als es einst unter seinem Vater bestanden hatte, auf den Billinger zu übertragen. Abgesehen davon, daß der König Hermanns unbedingter Treue und Hingabe unter allen Umständen sicher zu sein glaubte, schienen diesen auch Abkunft, Güterbesitz und langjährige Erfahrung von allen Sachsen als den geeignetsten Mann zu dem schwierigen Amte zu empfehlen. Im Hochsommer 961, kurz ehe der König das von ihm zusammengesogene, zu einem großen Teile auch aus Sachsen bestehende Heer über die Alpen führte, ist diese wichtige Veränderung ins Leben getreten. Indem sie das nördliche Deutschland wieder der unmittelbaren Einwirkung des Königs entzog und hier eine Lage schuf, welche unter ver-

änderten Umständen auch eine Veränderung in der Stellung des sächsischen Volkes zu der obersten Gewalt im Reiche herbeiführen mußte, hat diese politische Maßregel des Königs länger als zwei Jahrhunderte hindurch auf das Sonderleben des Stammes den mächtigsten Einfluß geübt, sein Verhältnis zu dem deutschen Reiche beherrscht und seinen Geschicken großenteils die bestimmende Richtung gegeben.

Zweiter Abschnitt.

Die ältesten Billinger.

Zu den Zeiten Karls des Großen wurde Amalung, ein im Bardengau begüterter sächsischer Edeling, der sich dem Frankenkönige angeschlossen und die Taufe empfangen hatte, bei Gelegenheit eines der zahlreichen Aufstände der Sachsen von diesen aus seiner Heimat vertrieben. Er ging nach Hessen und ließ sich zu Wolfsanger bei Kassel nieder, in jenen fränkisch-sächsischen Grenzgebenden, wo eine aus beiden Stämmen gemischte Bevölkerung lebte. Da ihm hier aber der Aufenthalt verleidet ward, zog er weiter und siedelte sich unter dem Schutze Karls des Großen zu Waldisbechi zwischen der Werra und Fulda im fränkischen Hessengau an. Hier gewann er mit großer Anstrengung einen Teil des buchonischen Waldes dem Anbau und der Kultur. Er ist der Stammvater des billingischen Geschlechtes, von dem ein späterer Nachkomme jetzt durch Otto den Großen mit dem Herzogtume Sachsen belehnt ward. Denn Amalungs Enkel, der mit Immihilt vermählte Graf Wichmann, war der Großvater jenes Grafen Billing, in welchem man den Vater Hermanns wohl mit Recht zu erkennen gemeint hat. Ein anderer Zweig des Geschlechtes war durch Amalungs Enkelin Oda, die Gemahlin des Grafen Liudolf und Mitstifterin von Gandersheim, mit dem Hause der Liudolfinger versippt. Früh aus ihrer sächsischen Heimat nach Hessen und Thüringen ausgewandert, galten die Billinger den späteren Annalisten der ottonischen Zeit als ein Geschlecht von fränkischer Abkunft, und dies um so mehr, als

sie in jenen Landschaften besonders reich begütert erscheinen. Amalungs ältester Sohn Bennith hat zwar einen großen Teil des von seinem Vater urbar gemachten Landes zwischen Werra und Fulda in der Länge und Breite von zwei und im Umkreise von sechs Meilen der Abtei des heiligen Bonifazius zu Fulda überwiesen, gleichwohl finden wir seine Nachkommen auch später noch im Besitze zahlreicher Güter im nördlichen Hessen und in ganz Thüringen, wo sie sich bis zur Saale hin erstreckten. Dazu gesellte sich das bedeutende Eigen, welches sie in allen Teilen Sachsens, in Westfalen Engern und Ostfalen, besaßen. Hauptsächlich in der letzteren Landschaft, ihrer eigentlichen Heimat, waren sie überaus begütert. In Teilen des Gau's Wigmodia und in dem nordalbingischen Lande, weiterhin im Bardengau, wo ihre Haupthöfe Wichmannsburg und Hermannsburg lagen, wo schon zu Karls des Großen Zeit Bardowiek eine hervorragende Stellung unter den deutschen Handelsorten behauptete und Hermann Billing dann die Feste Lüneburg erbaute, haben sie schon in vergleichsweise früher Zeit das Grafenamt verwaltet: in der Folge aber haben sie im Umkreise von Sachsen nicht weniger als zwanzig Komitate besessen. Und wenn auch von jenen Gütern nach der frommen Sitte der Zeit manches durch ihre Freigebigkeit geistlichen Stiftungen überwiesen ward, wie denn namentlich die Klöster Kemnade an der Weser und S. Michaelis zu Lüneburg ihnen ihre Gründung und Ausstattung verdanken, so läßt sich doch unschwer erkennen, daß sie nicht nur durch Abkunft und Ansehen sondern auch durch reichen Grundbesitz unter den übrigen edeln Geschlechtern des Landes hervorragten. Erst eine spätere Zeit hat die Fabel von Hermanns niederer Herkunft und seinem bescheidenen Erbe, dem Bauernhofe Stübeckeshorn bei Soltau, ersonnen.

Zu den von Hermann besessenen Eigengütern und den von ihm verwalteten Reichsämtern, welchen letzteren namentlich auch die ihm schon früher übertragene Markgrafschaft gegen die Dänen und nördlichen Slaven beizuzählen ist, kam nun noch die von Otto für Sachsen neu errichtete herzogliche Gewalt. Denn als eine politische Neuerung, nicht als eine Wiederherstellung des früheren Herzogtums Sachsen, ist diese aufzufassen. Das alte Stammesherzogtum in Sachsen, wie es die Liudolfinger besaßen und wie es seit der Thronbesteigung Heinrichs I. aufgehört hatte oder vielmehr mit der Krone unmittelbar verbunden worden war, kennzeichnet sich als eine Vertretung des gesamten Stammes gegenüber der Reichsgewalt. Nicht dasselbe kann man von

dem Dukate der Billinger behaupten: im Gegenteil bezeichnet dieser im umgekehrten Sinne recht eigentlich eine Stellvertretung des Königs und des Reiches gegenüber dem sächsischen Stamme. Das neue Herzogtum ist nicht aus der Initiative des letzteren hervorgegangen, sondern der König hat den neuen Herzog eingesetzt, da er bei seiner häufigen Abwesenheit aus Deutschland zur Wahrung und Ausübung der königlichen Rechte eines nicht zeitweiligen sondern dauernden Vertreters bedurfte. Diese Stellung hat Otto damals Hermann übertragen, indem er dieselbe wohl an das markgräfliche Amt anknüpfte, welches der letztere in den Gegenden des nordöstlichen Deutschland schon seit längerer Zeit besaß. Die Gewalt, welche Hermann im Lande ausübte, war ihm vom Könige, nicht von seinen Stammesgenossen anvertraut: sie unterschied sich demnach wohl in ihrem Umfange, nicht aber in ihrer Bedeutung von derjenigen der übrigen Markgrafen und selbst der gewöhnlichen Grafen. Diese, zumal die mächtigeren Grafenhäuser, die Brunonen, die Nordheimer, Haldensleber und Stader Grafen, welche ihrerseits zum Teil wieder sächsische Marken verwalteten, standen vollkommen unabhängig neben dem Herzoge, denn nicht von ihm sondern vom Könige unmittelbar empfangen auch sie das von ihnen verwaltete Amt. Von dem staatsrechtlichen Unterschiede, welcher zwischen dem neu errichteten Herzogtume und demjenigen der Liudolfinger bestand, haben auch selbst die späteren Quellen noch eine Ahnung, der sie in ihrer Weise Ausdruck zu geben suchen. Als Herzöge Nordsachsens, auch wohl der Bardengauer werden die Billinger von ihnen bezeichnet, und die Braunschweiger Reimchronik nennt das von ihnen verwaltete Fürstentum „dat nuve Lant, daz umbe de Elve lach“ und an einer andern Stelle „daz Osterherzochtum an Saxen“. Aber es lag in der Natur der Sache, daß sich das neue Reichsamt in der Hand des billingischen Hauses bald befestigte und erweiterte. Der ungestörte Übergang desselben von dem Vater auf den Sohn durch vier Generationen hindurch mußte dazu nicht weniger beitragen als der allmähliche Erwerb einer großen Anzahl erblicher, durch ganz Sachsen verstreuter Komitate sowie sehr bedeutender Reichs- und Kirchenlehen. Dies alles, verbunden mit der von ihnen verwalteten Grenzmark gegen die Wenden, welche ihnen als den Stellvertretern des Königs Tribut zahlen und die Heeresfolge leisten mußten, bildete die Grundlage des neuen Herzogtums. Auf ihr fußend haben dann die Billinger nach und nach ihrem Herzogtume eine erweiterte Aus-

dehnung und eine erhöhte Festigkeit zu geben gewußt, so daß sie ihren Nachfolgern in der herzoglichen Gewalt eine Stellung hinterließen, welche diese wieder ihrerseits zu weitergehenden Ansprüchen zu berechtigen schien und aufforderte.

Es scheint, daß Hermanns abermalige Erhöhung den Haß seines Neffen Wichmann von neuem anfachte. Anfangs zwar hielt er sich ruhig. Als es aber den Anschein erhielt, daß die Kämpfe, welche Otto jenseits der Alpen zu bestehen hatte, diesen längere Zeit von Deutschland und Sachsen fernhalten würden, vergaß er des Eides, den er geschworen hatte, und begann wieder das alte unstäte und abenteuernde Leben. Er verließ Sachsen, begab sich zum Dänenkönig Harald Blauzahn und suchte diesen zum Kriege gegen die Deutschen aufzureizen. Aber Harald, der dem leidenschaftlichen Manne nicht traute, schenkte seinen Anträgen kein Gehör. Als dann Wichmann einige Genossen um sich sammelte und mit diesen die Landstraßen unsicher machte, ward dieser Friedensbruch von Hermann an einigen der Beteiligten mit dem Strange gestraft, während Wichmann und sein Bruder nur mit Mühe einem ähnlichen Schicksale entgingen. Noch einmal ging dann Wichmann zu seinen alten Freunden, den Wenden. Da diese gerade mit den Polen Krieg führten, nahmen sie ihn mit Freuden auf, denn sie wußten die kriegerischen Eigenschaften des Flüchtlings wohl zu schätzen. An ihrer Spitze besiegte er den Polenkönig Mieceslaw in zwei blutigen Treffen, tötete dessen Bruder im Zweikampfe und machte reiche Beute. Aber der Gewinn dieser Kämpfe kam nicht ihm sondern dem von ihm so glühend gehaßten sächsischen Volke und seinem Herzoge zugute. Durch jene Niederlagen geschwächt und gedemütigt, unterwarf sich Mieceslaw der Hoheit des deutschen Reiches und wurde ein Vasall des Kaisers. Wichmann hat sich dann noch mehrere Jahre geächtet und heimatlos im Wendenlande umhergetrieben, bis er in einem abermaligen Kriege der östlichen Wendenstämme gegen die Polen am 22. September 967 einen nicht unrühmlichen Tod fand. Von den Polen in einen Hinterhalt gelockt und auf der Flucht von ihnen umringt, weigerte er sich, seine Waffen zu strecken, und nachdem er mehrere seiner Gegner im verzweifelten Kampfe getötet hatte, empfing er endlich wehrlos selbst den Todesstreich. Sein Schwert und seine Rüstung sandte man, wie er sterbend gefleht hatte, dem Kaiser nach Italien, „damit dieser, über den Fall des Feindes frohlockend, zugleich den Tod des Blutsverwandten beweine“. Sein Erb-

gut verteilte Otto unter die billingschen Familienklöster Kemnade und S. Michaelis zu Lüneburg.

Hermann hat den Fall des Neffen noch sechs Jahre überlebt, ein strenger und unbestechlicher Richter, ein eifriger Schützer des Landfriedens und ein ebenso unermüdlicher Wächter der äußeren Grenze. Als er wenige Wochen vor dem Ende seines kaiserlichen Herrn, am 27. März 973, zu Quedlinburg aus dem Leben schied, nahm er den Ruhm eines tapferen, klugen und gerechten Fürsten mit in das Grab, welchen ihm, obschon er im Banne der Kirche starb, selbst die Geistlichkeit nicht hat vorenthalten können. „Seit er das Herzogtum in Sachsen erworben hatte“ — so sagt Adam von Bremen — „waltete er im Lande mit Strenge und Gerechtigkeit, und voll Eifers nahm er sich bis zu seinem Ende des Schutzes der heiligen Kirche an.“ In seiner Stiftung, dem Michaeliskloster zu Lüneburg, ist er bestattet worden. Das Herzogtum ging auf seinen älteren Sohn Bernhard (Benno) I. über, während der jüngere Liudger sich mit einer Grafschaft in Westfalen begnügen mußte. Auch dem neuen Herzoge rühmen die Schriftsteller der Zeit manche gute Eigenschaft, namentlich Klugheit und Frömmigkeit, nach, doch wird er von Adam daneben der Habsucht und Härte geziehen, welche ihn zu argen Erpressungen gegen das seiner Obhut anvertraute Volk verleiteten. Durch seine Gemahlin Hildigard war er mit dem mächtigen Hause der Grafen von Stade verschwägert, einem jener großen sächsischen Geschlechter, welche bereits damals neben den Billingern bedeutsam hervortreten und hier eine kurze Berücksichtigung beanspruchen.

Zu ihnen gehören zunächst, in Ostfalen angesessen und im Nordthüringau vorzugsweise begütert, die Grafen von Walbeck. Man sucht ihren Stammvater in einem jener beiden Liuthare, welche bei Lenzen gegen die Wenden fielen. Sicher gehört dem Geschlechte derjenige Liuthar an, der sich mit anderen Sachsen 941 gegen das Leben Ottos I. verschwor und dann sein Stammgut Walbeck an der Aller kirchlichen Zwecken widmete. Sein gleichnamiger Sohn ward im Jahre 983 mit der Nordmark belehnt, aber obschon er dieses Reichthum auf seinen Sohn Werinher vererbte, so verlor dieser dasselbe doch im Jahre 1009 durch kaiserlichen Spruch. Ein Neffe Werinhers war der Bischof Thietmar von Merseburg, der bekannte Geschichtschreiber der ottonischen Zeit. Die Grafen von Walbeck gehörten zu den vornehmsten Geschlechtern Sachsens und waren selbst mit dem liudolfingischen Kaiserhause verwandt: an Einfluß und

Ansehen beim Volke standen sie keinem andern nach. Ihnen benachbart und mit ihnen in dem Besitze der Nordmark abwechselnd finden wir ein anderes nicht minder bedeutendes Grafenhaus, welches sich später nach seiner Hauptburg Haldensleben, dem jetzigen Althaldensleben an der Bever, benannte. An der Spitze ihrer Geschlechtsreihe steht der Markgraf und Herzog Theoderich. Nach des Markgrafen Gero Tode (965) folgte er diesem in den nördlichen Strichen von dessen großem Amtssprengel, welche von nun an ein besonderes Reichslehen, die Nordmark, bildeten, verlor diese Stellung aber infolge seiner wenig glücklichen Kriegführung gegen die Wenden im Jahre 983 an den vorher erwähnten Liuthar von Walbeck. Sein Sohn Bernhard I. hat dann wieder den Walbecker Werinher in der Verwaltung der Nordmark abgelöst, und diese blieb auch in den beiden folgenden Generationen im Besitze des Hauses, bis Markgraf Wilhelm, Bernhards Enkel, 1056 in der Schlacht bei Prizlava von den Wenden erschlagen ward. Dem Haldenslebener Hause stand die Grafschaft in dem östlichen Derlingau und in dem sich daranschließenden mittleren Teile des Nordthüringaus zu, und hier lagen auch seine reichen Allode. Auf einem der letzteren, dem an der Nordspitze des Elmwaldes gelegenen Hofe Lutter, hatte der fromme Eifer der Grafen eine Klosteranlage begonnen, welche dann Kaiser Lothar, ihr Erbe, neu begründete und erweiterte.

Den Grafen von Haldensleben folgten in der Verwaltung der Nordmark die Grafen von Stade, ein unbändiges Geschlecht, von dessen Mitgliedern mehrere ein gewaltsames Ende gefunden haben. Auch sie waren dem ottonischen Königshause durch verwandtschaftliche Bande verbunden. Als einen Blutsverwandten Ottos I. bezeichnet Thietmar von Merseburg ihren Ahnherrn, den Grafen Heinrich den Kahlen, und in demselben Verhältnisse standen die späteren Generationen zu den Königen und Kaisern aus dem fränkischen Hause. In den Gegenden, wo sich zwischen den Mündungen der Elbe und Weser das deutsche Land am weitesten in die Nordsee hinaus erstreckt, vereinigten sie in ihrer Hand einen überaus bedeutenden Hausbesitz mit einer Reihe von Grafschaften, welche in den Gauen des Bremer und Verdener Sprengels zerstreut waren. Im Gau Heilanga, wo ihre Wohnsitze Stade und das im Jahre 1001 vom Grafen Heinrich dem Guten in ein Kloster verwandelte Harsefeld (Roseveld) lagen, im Gau Mosidi, wo sie Harburg, im Gau Hosingabi, wo sie Freiburg erbauten, ferner in

den Gauen Waltsatia, Wigmodia und dem am linken Ufer der Weser nördlich der Hunte gelegenen Gau Ammeri haben sie gräfliche Rechte ausgeübt. Dazu kam im transalbingischen Lande die Grafschaft über Dithmarschen, die ihnen um die Mitte des 11. Jahrhunderts nach dem Aussterben des dort einheimischen Grafengeschlechtes zuteil ward, und im Jahre 1056 das Reichslehen der Nordmark, welches sie bis kurz vor ihrem eigenen Erlöschen verwaltet haben. Durch Heirat erwarben sie außerdem eine große Anzahl von Gütern in Mitteldeutschland, an der unteren Saale, in Thüringen auf dem Eichsfelde und selbst in Ober- und Unterfranken.

Durch Adel der Abkunft, großen Grundbesitz, seine politische Bedeutung und selbst durch seine verwandtschaftlichen Beziehungen zu den sächsischen und fränkischen Königen stellt sich das Haus der Brunonen den Stader Grafen ebenbürtig zur Seite. Gleichheit der in beiden Familien gebräuchlichen Eigennamen, sowie die Lage der brunonischen Besitzungen scheinen auf einen Zusammenhang desselben mit den Liudolfingern hinzuweisen, doch läßt sich dafür kein streng historischer Beweis führen. Mit den salischen Kaisern aber waren die Brunonen der späteren Generation insofern eines Blutes, als beide Geschlechter von Gisla, der Enkelin des Königs Konrad von Burgund, abstammten, welche sich in erster Ehe mit dem Grafen Bruno von Braunschweig, in dritter Ehe aber mit dem Kaiser Konrad II. vermählt hatte. Und so hervorragend war ihre politische Stellung, daß ihnen von späteren Schriftstellern im Gegensatz zu dem billingischen Dukate ein besonderes Herzogtum an der Weser, im Lande der Engern, zugeschrieben wird. Ist auch darauf kein großes Gewicht zu legen, so war doch ihre Macht in eben diesen Gegenden und in den sich daranschließenden Teilen von Ostfalen eine solche, daß sie diejenige aller anderen hier ansässigen Geschlechter verdunkelte. In der Hildesheimer Diocese, zwischen Leine und Ocker, lassen sich Gau bei Gau die Grafschaften der Brunonen nachweisen, und selbst über die Ocker hinaus, über einen Teil des halberstädtischen Derlingaues erstreckte sich ihre gräfliche Gewalt. Dazu wurden ihnen später noch die Markgrafschaften in Friesland und Meißen verliehen, so daß die letzten Brunonen nicht nur in Sachsen sondern im Reiche eine Machtstellung einnahmen, welche Ekbert II. wohl dazu ermutigen konnte, seine Hand nach der Krone auszustrecken. Unter den von ihnen besessenen Eigengütern erscheint schon früh, bald durch sein

rasches Aufblühen für das Land bedeutsam, der Ort, nach welchem das Geschlecht sich zu nennen liebte, das Herrendorf oder der Haupthof Bruneswiek (Braunschweig) mit der daneben gelegenen Burg Thanquarderode. Dem in der letzteren schon früh begründeten Chorherrenstifte fügte Ekbert II. eine ähnliche geistliche Anstalt hinzu, die er dem heiligen Cyriakus weihte, und seine Schwester Gertrud baute dicht dabei das Benediktinermönchskloster S. Egidii und stattete dasselbe aus ihrem Erbe in ungewöhnlich reicher Weise aus.

In dem westlichen Sachsenlande ragten noch immer durch Reichtum und Einfluß die Nachkommen Widukinds, des sächsischen Heerführers gegen Karl den Großen, hervor. Aus diesem Geschlechte hatte sich Heinrich I. einst die zweite Gemahlin, Ottos des Großen Mutter, erkoren. Sie war die Tochter des westfälischen Grafen Theoderich, von dessen Bruder Immed das in Westfalen hochangesehene und reichbegüterte Geschlecht der Immedinger abstammte. Aber nicht nur dort, auch in Engern und dem ostfälischen Lande hatten die Immedinger große Besitzungen. Die Tradition schreibt ihnen die Gründung des Klosters Ringelheim im Hildesheimschen zu. Zwei der bedeutendsten Kirchenfürsten der spätottonischen Zeit sind aus diesem Hause hervorgegangen: Bischof Meinwerk von Paderborn und Erzbischof Unwan von Bremen. Ersterer hat fast sein gesamtes Erbe, darunter die Burg Plesse bei Göttingen, seinem Bistum überwiesen und auch die Bremer Kirche verdankt der Freigebigkeit Unwans manche Bereicherung.

Wichtiger durch die politische Rolle, welche sie, zumal zur Zeit des großen Sachsenkrieges gegen Heinrich IV., gespielt haben, erscheinen die ein und derselben Wurzel entsprossenen Grafen von Nordheim und Katlenburg. In den jetzigen Fürstentümern Göttingen und Grubenhagen lagen ihre Stammbesitzungen: dort besaßen die Nordheimer die Grafschaft in den Gauen Rittiga, Morunga und Sulbergi, hier walteten die Katlenburger als Grafen in dem Lisgau, welcher sich nordostwärts weit hinauf bis zu den höchsten Gipfeln des Harzes erstreckte. Als gemeinsamer Ahnherr beider Geschlechter ist Graf Siegfried I. zu betrachten, welcher 982 zuerst urkundlich im Besitze der Grafschaft im Rittigau erwähnt wird. Von ihm stammen durch seinen älteren Sohn Benno die Grafen von Nordheim, durch seinen jüngeren Sohn Udo aber die Grafen von Katlenburg ab: jene erhielten von den Stammgütern des Hauses

den Haupthof Nordheim, diese den Haupthof Eimbeck. Benno erwarb zu den vom Vater ererbten Komitaten durch kaiserliche Gunst noch die vom Grafen Dodiko bislang verwaltete Grafschaft Warburg hinzu, welche sich über das sächsische Hessen und über Teile der Gaue Nihthersi, Netga und Patherga erstreckte: auch im Auga an der Weser, wo Corvey gelegen war, erscheint er in einer gräflichen Stellung. Sein einziger Sohn war jener Otto von Nordheim, der nach Heinrichs III. Tode das Herzogtum in Bayern erlangte und als der gefährlichste Gegner Heinrichs IV. bekannt ist. Mehr noch als die anderen vornehmen Häuser Sachsens hat der Nordheimer Stamm sich durch reiche Vergabungen an die Kirche ausgezeichnet. Den Grafen von Katlenburg verdankten das Alexanderstift zu Eimbeck und das Kloster Katlenburg ihre Entstehung, und der Nordheimer Zweig des Geschlechtes hat außer dem Stifte S. Blasien zu Nordheim eine ganze Reihe von Klöstern, Lippoldsberge an der Weser, Amelungsborn und das berühmte Bursfelde, gegründet.

Dies sind die bedeutendsten der sächsischen Fürstenhäuser, die neben den Billingern zur Zeit der liudolfingischen und salischen Kaiser einen in mancher Beziehung bestimmenden Einfluß auf die Geschehnisse Sachsens ausgeübt haben. Durch gleiche Abkunft oder durch Verschwägerung vielfach unter einander versippt, sahen sie sich zugleich durch das allen gemeinsame Stammesbewußtsein, welches sie als Sachsen erfüllte, auf gleiche Interessen hingewiesen und dem Reiche gegenüber zu einmütigem Handeln veranlaßt. Nicht immer zwar haben sie diese Einmütigkeit bethätigt, aber wo sie die Unabhängigkeit des Landes oder ihre Sonderstellung in demselben bedroht glaubten, haben sie doch in der Verteidigung ihrer wirklichen oder vermeintlichen Rechte zusammen gestanden. Auf ihrer reichstreuen Gesinnung beruhte die friedliche Entwicklung des Landes im innern und dessen Sicherheit nach außen. Kam jene, wie zu Heinrichs IV. Zeit, ins Wanken, so mußten diese schweren Erschütterungen und Gefahren entgegengehen. Ein eigentümliches Geschick hat gewollt, daß sie fast alle zu der nämlichen Zeit, gegen Ausgang des 11. Jahrhunderts, im Mannsstamme erloschen. Ihr durch Erbgang in weiblicher Hand vereinigter Besitz hat dann die Grundlage zu der späteren Machtstellung des welfischen Hauses in Norddeutschland geschaffen und den Hauptstock für den Territorialbestand der Lande Braunschweig und Hannover abgegeben.

So lange das sächsische Haus der Liudolfinger die Krone des Reiches trug, die Sachsen sich also nicht als Unterthanen sondern als den herrschenden Stamm fühlten, der Deutschland und Italien unter der Walthung eines aus ihrer Mitte hervorgegangenen Geschlechtes geeinigt hatte, machte sich unter den sächsischen Großen nur selten ein Widerstreben gegen die Reichsgewalt und deren Träger geltend. Sie haben vielmehr dem sächsischen Königshause in den Katastrophen, welche dessen Herrschaft wiederholt, zumal bei den einzelnen Regierungswechseln, bedrohten, treu zur Seite gestanden. Namentlich die Billinger erwiesen sich als ebenso eifrig in der Unterstützung des königlichen Hauses wie unermülich in der Verteidigung des Landes nach außen. Noch immer bedrängten die Normannen zeitweilig die nördlichen Grenzen des Reiches, ergossen sich auch wohl, wie einst in den Tagen seiner Ohnmacht und seines Verfalls, plündernd und verheerend über die benachbarten Gaue. Otto II. sah sich im Jahre 974, als er eben den Thron bestiegen hatte, genötigt, die Macht des Reiches gegen den Dänenkönig Harald aufzubieten, der mit des großen Otto Tode die Zeit gekommen wähnte, sich der Abhängigkeit von der deutschen Herrschaft zu entziehen. Schon hatten die Dänen die von den Sachsen zum Schutze des Landes angelegten Befestigungen eingenommen und das Wiglesdor, das einzige Thor, welches durch sie hindurch nach Süden führte, erbrochen, als Otto an der Spitze des deutschen Heeres erschien und, den klugen Ratschlägen des Sachsenherzogs Bernhard sowie des Grafen Heinrich von Stade folgend, den deutschen Grenzwall zurückeroberte. Aber nicht immer waren die Kämpfe mit den nordischen Grenznachbarn so glücklich. Noch einmal sollte sich zur Zeit von Ottos III. Regierung die alte Normannennot mit allen ihren Greueln erneuern. Wieder hatten die friesischen und sächsischen Küstengegenden furchtbar unter der Geißel dieser Seeräuber — Askomannen (Schiffsmänner) nannte sie das Volk — zu leiden, und selbst bis tief in das Binnenland hinein erstreckten sich ihre Raubzüge. Im Jahre 994 liefen zu der nämlichen Zeit zwei starke Wikingerflotten in die Mündung der Weser und Elbe ein. Hier, an der Elbe, suchten ihnen an der Spitze des eilig zusammengerafften Heerbannes die Grafen Heinrich, Udo und Siegfried von Stade, Söhne Heinrichs des Kahlen, zu wehren. Aber sie mußten ihre Kühnheit teuer bezahlen. In dem Kampfe, welcher am 23. Juni auf der Elbe erfolgte, ward Udo erschlagen, Heinrich und Siegfried aber gerieten mit vielen

Genossen, darunter ein Graf Ethelger, in die Gefangenschaft der Feinde und wurden von ihnen, an Händen und Füßen gefesselt, auf ihre Schiffe geschleppt. Auf die Kunde hiervon trat Herzog Bernhard, der Schwager der Grafen, mit den Normannen sogleich in Unterhandlung, um die Gefangenen aus ihrer Haft zu befreien. Sie forderten das ungeheure Lösegeld von 7000 Pfunden, begnügten sich jedoch, bis dieses aufgebracht sein würde, mit der Stellung von Geiseln, zu denen Heinrich seinen einzigen Sohn Siegfried, Siegfried aber, der keinen Sohn hatte, den damals achtzehnjährigen Neffen Thietmar, den Sohn seiner Schwester, der später als Bischof von Merseburg in seiner Chronik diese Ereignisse der Nachwelt überliefert hat, anboten. Aber während man die große Summe, zu welcher selbst der König beisteuerte, zusammenzubringen bemüht war, gelang es dem älteren Siegfried, sich durch verwegene Flucht der Gefangenschaft zu entledigen und das nicht ferne Harsefeld zu erreichen. Die ihm nachsetzenden Normannen aber erstürmten Stade, wo sie ihn verborgen glaubten, und als sie sich darin getäuscht sahen, hieben sie in barbarischer Wut den übrigen Gefangenen, darunter auch dem jüngeren Siegfried, Nasen, Ohren und Hände ab und warfen die also Verstümmelten an den Strand. Dann lichteten sie die Anker, um so schnell wie möglich davonzusegeln. Aber noch hatten sie nicht die Elbmündung gewonnen, als Herzog Bernhard sie mit dem inzwischen von ihm gesammelten Heere einholte und ihnen eine vernichtende Niederlage beibrachte. Nur wenige von ihnen entkamen dem rächenden Schwerte der Sachsen. Zu der nämlichen Zeit erreichte auch den andern Haufen der Normannen, welcher in die Wesermündung eingedrungen war, sein Geschick. Bis nach Leesum (Liastmona), östlich von dem heutigen Vegesack, waren sie plündernd und mordend gelangt, ohne auf einen Feind zu stoßen. Von da wandten sie sich ostwärts, um quer durch das Land ziehend ihren Genossen an der Elbe die Hand zu reichen. Heriward aber, ein gefangener sächsischer Dienstmann, den sie sich zum Wegweiser nahmen, führte sie in das Glinstermoor im Süden von Bremervörde, wo sie in dem trügerischen Sumpflande von der des Bodens und seiner Gefahren kundigen sächsischen Landwehr überfallen und nach zweifeltem Kampfe niedergemacht wurden. Zwanzigtausend Normannen sollen hier den Tod gefunden haben, und noch lange wufsten die Lieder der Sachsen davon zu berichten, wie Heriward den Askomannen zu ihrem Verderben den Weg gewiesen. Dennoch erreichten die Einfälle der Normannen

damit keineswegs ihr Ende. In einzelnen Abteilungen sind sie auch später noch bis tief in das sächsische Land eingedrungen. Weit im Süden, da wo sich Ocker und Aller vereinigen, sah sich Bernward von Hildesheim veranlaßt, zum Schutze seines Bistums gegen sie die Mundburg zu erbauen, welche dann glücklich einen Angriff der heidnischen Feinde abwehrte. Und noch an einer andern Stelle — Wirinhold wird sie genannt —, wo sie öfters ihren Lagerplatz wählten, um von dort das umliegende Land auszurauben, hat er eine ähnliche Befestigung angelegt. Ja, so grofs war noch immer die Furcht vor ihnen, daß Erzbischof Liawizo von Bremen die Kostbarkeiten seiner Kirche weit landeinwärts nach dem Kloster Bücken bei Hoya flüchtete und diesen Ort dann mit schützenden Mauern umgab. Allmählich aber haben infolge dieser und ähnlicher Verteidigungsanstalten, auch wohl weil England die kühnen Seeräuber mehr anlockte als das ärmere Deutschland, die Normannen ihre verheerenden Einfälle in das sächsische Gebiet eingestellt.

Nicht dasselbe kann man von den Wenden, den östlichen Nachbarn der Sachsen, sagen. Otto der Grofse und seine Markgrafen hatten ihnen gegenüber grofse Vorteile errungen. Bis zur Oder hin waren die wendischen Stämme der deutschen Herrschaft unterworfen, Bistümer in ihrem Lande errichtet und dadurch der Anfang zu ihrer allmählichen Germanisierung und Bekehrung gemacht worden. Aber diese Erfolge gingen alsbald wieder verloren, als das deutsche Kaisertum unter Otto II. seine erste Niederlage in Italien erlitt. Im Jahre 983, als die Kunde von der unglücklichen Schlacht bei Cotrone und von des Kaisers Mifsgeschick in Italien auch in diesen fernen nördlichen Gegenden sich verbreitete, zu einer Zeit, da Herzog Bernhard mit Mühe die Schleswiger Mark gegen die Dänen verteidigte, erhoben sich die Wenden mit seltener Einmütigkeit gegen die deutsche Zwingherrschaft: zuerst die Stämme der ehemaligen geronischen Mark, welche in raschem Anlaufe die in ihrem Lande gegründeten Bischofssitze Havelberg und Brandenburg einnahmen und zerstörten und alle Spuren des Deutschtums weit und breit vertilgten. Zugleich fielen auch die Abodriten, Wagrier und übrigen Stämme der billingischen Mark vom deutschen Reiche ab, verheerten unter ihren Fürsten Mistewoi und Mizzidrog ganz Nordalbingien mit Feuer und Schwert und legten Hamburg in Asche. Herzog Bernhard, der damals gegen die Dänen zu Felde lag, vermochte nicht ihrer Wut zu steuern. So war das Wenden-

land in seiner ganzen Ausdehnung wieder frei geworden. Zwei Jahrhunderte hindurch hat dann ein selten unterbrochener, ergebnisloser Krieg zwischen den beiden feindlichen Nationen gewüthet, der von beiden Seiten mit unmenschlicher Wildheit und erbarmungsloser Grausamkeit geführt ward. Wohl haben die Deutschen im Verlaufe dieser Zeit an einzelnen Stellen des Wendenlandes wieder festen Fuß gefaßt, aber von durchgreifendem Erfolge ist das nicht gewesen, und so oft sie auch ihre Waffen in das feindliche Gebiet trugen, ebenso oft sind die deutschen Grenzgaue von verwüstenden Streifzügen der Wenden heimgesucht worden. Erst mit dem 12. Jahrhundert trat hier infolge der kriegerischen und politischen Thätigkeit Albrechts des Bären und Heinrichs des Löwen ein Umschwung zugunsten des Deutschtums und der christlichen Kirche ein.

Im Gegensatz zu diesen wenig befriedigenden äußeren Verhältnissen muß die innere Lage des Landes während der Zeit, da Bernhard I. das Herzogtum verwaltete, als eine im ganzen nicht ungünstige bezeichnet werden. Von Störungen des inneren Friedens verlautet wenig und die Beziehungen der sächsischen Fürsten, zumal ihres Herzogs, zu der kaiserlichen Familie, waren die besten und erscheinen durch keinen Hauch gegenseitigen Mißtrauens getrübt. Als Otto II. zu jenem Zuge nach Italien aufbrach, der so unglücklich enden sollte, empfahl er den kaum geborenen Sohn der Obhut des Sachsenherzogs, und als ihn dort ein frühzeitiger Tod ereilte, hat während Ottos III. Minderjährigkeit neben dem Erzbischofe Willigis von Mainz, auch einem Sachsen von Geburt, niemand auf die Reichsregierung einen größeren Einfluß ausgeübt als Bernhard. Einem jungen Geistlichen aus vornehmerm sächsischen Hause, der sich als Bischof von Hildesheim später einen Namen gemacht hat, vertraute man die Erziehung des königlichen Knaben an und der sächsische Graf Hoiko hat ihn in den ritterlichen Künsten der Zeit unterwiesen. Mehrmals haben die sächsischen Fürsten auch Gelegenheit gehabt, für die Interessen des Kaiserhauses mit der That einzutreten. Sie vorzüglich waren es, an deren Widerstande die ehrgeizigen Pläne Heinrichs des Zänkers, sich der Vormundschaft über Otto III. oder gar der Krone zu bemächtigen, scheiterten. Schon hatte Heinrich zu ihrer Verwirklichung viele Anhänger im Reiche und selbst in Sachsen manche Stimmen, namentlich in den Reihen der hohen Geistlichkeit, gewonnen. Als er aber 984 persönlich nach Sachsen kam und zu Quedlinburg,

wo er das Osterfest beging, sich von seiner Partei als König begrüßen liefs, auch von den Fürsten der Böhmen, Polen und Abodriten schon den Huldigungseid entgegennahm, mußte er erfahren, dafs er die Rechnung ohne den Wirt gemacht habe. Denn inzwischen hatten sich unter der Leitung des Herzogs Bernhard die sächsischen Fürsten in großer Zahl und aus allen Theilen des Landes auf der Hesleburg, dem jetzigen Hohen-Assel im Amte Saider, versammelt und hier dem jungen Könige Otto von neuem den Eid der Treue geschworen. Als Heinrich dies erfuhr, brach er mit grossem Gefolge von Quedlinburg dahin auf, um die Versammelten entweder durch Überredung für sich zu gewinnen oder mit Gewalt auseinanderzusprennen. Von der Pfalz Werla, bis wohin er gelangte, sandte er nach der nur drei Meilen entfernten Hesleburg den Bischof Poppo von Würzburg, damit er von jenen beiden Wegen zuerst denjenigen der Überredung versuche. Aber schon unterwegs traf dieser auf die sächsischen Fürsten, welche wohlgerüstet gegen Heinrich heranzogen. Nur mit Mühe erlangte er von ihnen einen kurzen Waffenstillstand und die Anberaumung einer Tagesfahrt nach Seesen (Seusun), wo über die brennende Frage weiter verhandelt werden sollte. Als sich Heinrich hier nicht einstellte sondern das Land verlies, um nach Bayern zurückzukehren, zogen die Sachsen vor die Burg Ala — jetzt heifst der Ort Ölsburg —, eine Besizung des Grafen Ekbert, der zu den wenigen Anhängern Heinrichs in Sachsen gehörte, erstürmten dieselbe, befreiten Ottos II. Schwester Adelheid, welche Ekberts Obhut anvertraut worden war, und zogen mit den erbeuteten Schätzen fröhlich heim. Heinrich hat dann, unterstützt von den Böhmen, noch einmal versucht, von Osten her in Sachsen einzudringen, aber bei Eythra (Iteri) an der Elster traten ihm die sächsischen Fürsten wiederum in den Weg und nötigten ihn, nicht nur diese Absicht aufzugeben sondern auch überhaupt auf seine hochfliegenden Pläne zu verzichten. Wenige Wochen später mußte er zu Rohra (Rara) im Hennebergischen den jungen König, dessen er sich bemächtigt hatte, seiner Mutter und Großmutter ausliefern, dem königlichen Namen, den er sich angemafst hatte, entsagen und alle Reichsvasallen, die ihm gehuldigt hatten, des ihm geleisteten Eides entbinden.

Eine Wendung von noch eingreifenderer Bedeutung erhielten die Angelegenheiten des Reiches wiederum durch den sächsischen Adel, als zwanzig Jahre später mit Otto III. die männliche Nachkommenschaft des großen Otto erlosch. Damals trat Herzog Heinrich von Bayern, der Sohn jenes

Heinrichs des Zänkers und der einzige noch übrige Sproß des liudolfingischen Hauses, als Bewerber um die erledigte Krone auf, indem er seine Ansprüche durch die Berufung auf seine Abstammung von Heinrich I. zu begründen suchte. Aber er fand in dem Markgrafen Ekkehard von Meissen einen gefährlichen Nebenbuhler. Ekkehard hatte keine Erbansprüche geltend zu machen, aber er galt für den ausgezeichnetsten Kriegsmann von ganz Sachsen und Thüringen. „Die Zierde des Reiches und den Schrecken seiner Feinde“ nennt ihn der Chronist Thietmar. Auf die Stimmen der Sachsen glaubte er um so sicherer zählen zu können, als seine Gattin die Schwester des einflußreichen Herzogs Bernhard war. Auch das Stammesbewußtsein der Sachsen, die sich Heinrichs Vater schon so wenig willfährig erwiesen hatten, mochte er in Anschlag bringen. Allein von einer Seite, wo er es am wenigsten erwartet zu haben scheint, trat ihm ein verhängnisvoller Widerspruch entgegen. In früheren Tagen hatte er die Tochter Liutgardis mit Werinher, dem Sohne des Markgrafen Liuthar von der Nordmark, verlobt, diese Verbindung dann aber ohne Schein eines Grundes wieder gelöst. Werinher entführte infolge davon seine ehemalige Braut aus dem Nonnenkloster zu Quedlinburg, wo sie von ihrem Vater untergebracht worden war, mußte sie diesem aber nach dem Urteile der Reichsfürsten wieder zurückstellen und in Magdeburg mit seinen Genossen sich einer demütigenden Bufe unterwerfen. Seit dieser Zeit haßte Liuthar den hochmütigen Ekkehard und erwartete sehnlichst die Gelegenheit, sich an ihm rächen zu können. Diese schien jetzt gekommen. Auf einer Versammlung zu Frohse, wo Ekkehard die sächsischen Fürsten für sich zu gewinnen hoffte, wußte er die Bemühungen desselben zu vereiteln. „Merkst du nicht, daß dir das vierte Rad am Wagen fehlt“, rief er ihm höhnisch zu, als jener ihn wegen seiner Unwillfährigkeit zur Rede setzte. Ekkehard, der durch sein hochfahrendes Wesen bald auch die anderen sächsischen Fürsten verletzte, sah sich in seinen Hoffnungen bitter getäuscht. Unwillig verließ er das östliche Sachsen und wandte sich nach Westfalen, wo in Duisburg ein Fürstentag zur Beratung der Wahl angekündigt worden war. Als er jedoch in Paderborn die Nachricht erhielt, daß er zu dieser Versammlung zu spät kommen werde, kehrte er um und trat den Rückweg in die Heimat an. Doch schon umlauerte der Mord seine Schritte. In Nordheim fand er bei dem Grafen Siegfried gastliche Aufnahme: Ethelinde, die Gemahlin desselben, warnte ihn vergebens vor den An-

schlagen ihrer Söhne, die auf seinen Tod sännen. Unbekümmert um ihren Rat aber vorsichtig zur Abwehr gerüstet, setzte Ekkehard mit seinem kleinen Gefolge längs dem Südrande des Harzes seine Reise fort. So gelangte er am Abend des 30. April 1002 nach dem Kloster Pöhlde (Paliti) bei Herzberg, wo er zu übernachten beschloß. In einer aus Holz gebauten Keminatete legte er sich nach genommener Mahlzeit mit wenigen Begleitern zur Ruhe, während die Mehrzahl seiner Leute im oberen Stock die Lagerstatt aufsuchte. Als sie nun alle, von Müdigkeit überwältigt, in Schlaf gesunken waren, fielen plötzlich die Verschworenen, an ihrer Spitze die Nordheimer Grafen Siegfried und Benno mit ihren Stiefbrüdern Heinrich und Udo von Katlenburg, über sie her. Ein gewaltiger Lärm erhebt sich, der Ekkehard aus dem Schlafe weckt. Um besser um sich schauen zu können, wirft er seine Kleider und was ihm sonst zur Hand ist, in den Kamin und stößt das Fenster auf. Aber bei dem flackernden Feuerscheine erkennen ihn die Mörder: sie erklettern die Fenster und erbrechen die Thür. Seine wenigen Gefährten sind bald überwältigt: er selbst endet, von der Lanze des Grafen Siegfried im Nacken getroffen, sein ruhmreiches Leben. Dem Leichnam hieben die Mörder, nachdem sie ihn geplündert, das Haupt ab. Alfker, der Abt des Klosters, hielt die Leichenschau und las für den Erschlagenen die üblichen Seelenmessen. So ward Heinrich von Bayern von demjenigen Mitbewerber um die Krone befreit, den er am meisten zu fürchten hatte. Im Sommer desselben Jahres kam er dann selbst nach Sachsen. Zu Merseburg hatte er am Tage Jakobi (25. Juli) mit den sächsischen Fürsten eine Besprechung. Sie waren bereit, ihm zu huldigen, aber sie verlangten vorher eine feierliche Bestätigung ihres Landesrechtes. Herzog Bernhard führte für sie das Wort. Heinrich, dem die Gabe der Rede in hohem Maße zugebote stand, lobte sie wegen der treuen Anhänglichkeit an die früheren Könige und versprach ihrem Wunsche gemäß eine milde und gerechte Regierung, indem er das bei ihnen geltende Gesetz und Herkommen ausdrücklich als zu Recht bestehend anerkannte. Dann erst nahm Herzog Bernhard die heilige Lanze und überreichte sie unter dem Jubel der Umstehenden dem neuen Herrscher, auf das er hinfort als oberster Richter im Lande walte, worauf die Vasallen des Reiches ihm den Lehenseid leisteten.

Neun Jahre nach diesen Ereignissen, welche Heinrich II. den Weg zum Throne bahnten, starb Herzog Bernhard am

9. Februar 1011 zu Corvey. Im Herzogtume folgte ihm sein Sohn Bernhard II. Nach der Lebensbeschreibung des Bischofs Meinwerk von Paderborn soll er der Fürsprache des letzteren seine Erhebung zu danken gehabt haben, allein das Herzogtum der Billinger war bereits in dem Bewußtsein des sächsischen Volkes so fest gewurzelt, daß sich der Übergang desselben von dem Vater auf den Sohn von selbst verstand. Bernhard II. wird uns von Adam von Bremen als ein hochmütiger, grausamer und habsüchtiger Mann geschildert, der durch seine Härte die Wenden zum Abfalle vom Christentume getrieben und die Kirche in Sachsen, zumal das Erzbistum Bremen, unablässig bedrängt habe. „Er vergafs“, sagt der Bremer Domscholaster, „sowohl seines Großvaters Demut wie seines Vaters Frömmigkeit, und seit er dem Lande als Herzog vorstand, hörte die Zwietracht allerorten nicht auf.“ Allein man darf nicht vergessen, daß bei dieser Schilderung einseitiges kirchliches Interesse den Pinsel geführt hat. Schon zu jener Zeit begann unter Erzbischof Unwan das Streben der Bremer Kirche, innerhalb der Grenzen des Bistums jede fremde richterliche Gewalt zu beseitigen und überall die Grafschaft in die Hände des Erzbischofs zu bringen. Dieses Streben aber mußte unausbleiblich zu einem Zerwürfnis mit dem billingischen Hause führen, welches mehrere Komitate in dem Bremer Sprengel verwaltete und in Hamburg selbst, dem alten Sitze des Erzstiftes, eine Burg neben der des Erzbischofs besaß. In der Folge, zur Zeit des Erzbischofs Adalbert, haben diese Verhältnisse einen schweren und verhängnisvollen Kampf zwischen dem Erzbistum und der herzoglichen Gewalt, auf deren einträchtigem Zusammenhalten doch allein die Überlegenheit der Deutschen in diesen Gegenden beruhte, heraufbeschworen. Die ersten Spuren dieses Haders zeigen sich bereits in der veränderten Stellung, welche Bernhard gegenüber der Bremer Kirche einnahm. Es kam dazu, daß die Billinger überhaupt mit unverholener Mißgunst auf die Bevorzugungen sahen, welche Heinrich II. den sächsischen Bischöfen gewährte. Dies führte im Jahre 1019 selbst zu einem allerdings schwächlichen Aufstandsversuche gegen den König. Zuerst ergriff Thietmar, der Bruder des Herzogs Bernhard, die Waffen, ein gewalthätiger Mann, der in stetem Hader mit dem Bischofe Meinwerk von Paderborn lebte. Allein er ward bald zur Unterwerfung gebracht, und als dann noch im Winter desselben Jahres Bernhard selbst sich gegen den Kaiser erhob, die Schalksburg bei Minden, das heutige Hausbergen, befestigte und

zu einem ernsthaften Kampfe rüstete, kam durch die Vermittlung der Kaiserin und der Bischöfe von Bremen und Paderborn eine vorläufige Ausgleichung zustande, welche das damals schon drohende Zerwürfniß zwischen der Reichsgewalt und den großen Fürstenhäusern der Sachsen noch einmal vertagte. Erst unter Heinrichs II. drittem Nachfolger, als Bernhard († 29. Juni 1059) eben aus dem Leben geschieden war, ist dieses Zerwürfniß zum Ausbruch gekommen und hat dann im Zusammenhange mit der ganzen politischen und kirchlichen Lage des Reiches zu einer der bedeutungsvollsten Wendungen in der deutschen Geschichte geführt.

Dritter Abschnitt.

Die späteren Billinger.

Mit dem Tode Heinrichs II. hatte die oberste Gewalt im Reiche ihre Träger gewechselt. Nicht nur ein anderes Geschlecht führte jetzt das Scepter, auch der Volksstamm, der einst das Reich aufgerichtet hatte und dann länger als ein Jahrhundert hindurch die leitende Macht desselben gewesen war, trat von dieser bevorzugten Stellung zurück. Die Sachsen hatten nach einigem Schwanken der Wahl des fränkischen Konrad zugestimmt und ihm, von ihrem Herzoge geführt, im Verein mit den übrigen deutschen Stämmen auf den Stuhl Ottos des Großen erhoben. Es war sicherlich nicht ohne Widerstreben geschehen, daß sie das von ihnen so lange behauptete Vorrecht der Herrschaft aufgaben. Aber sie mochten sich, namentlich die hier allein in Betracht kommenden Kreise der Kirchenfürsten und der großen Dynastengeschlechter, damit trösten, daß inzwischen teils durch die Freigebigkeit der Ottonen, teils durch den langsamen Assimilierungsprozeß der Zeit die alten Grundlagen der königlichen Macht in Sachsen, die Regalien und andere Nutzungsrechte nicht minder wie das große Haus- und Reichsgut, welches die Liudolfinger hier besaßen, fast vollständig in ihre Verwaltung gekommen und damit dem Königtume die Handhabe verloren gegangen war, um mit einiger Aussicht

auf Erfolg die Majestät des Reiches in diesen Gegenden des Nordens zur Geltung zu bringen. Eine lange Reihe Vergabungen von Gütern, Grafschaften, Immunitäten und Gefällen bezeichnet namentlich die Regierung Heinrichs II. Das große Domanium der Ottonen, welches sich einst über alle Teile Sachsens erstreckt hatte, war bis auf kümmerliche Reste zusammengeschmolzen. Nur um den Harz herum, auch wohl im Inneren des Gebirges, waren die altberühmten Königspfalzen teilweise noch in die Hand der salischen Kaiser übergegangen und die ausgedehnten Bannforsten und Jagdgründe des Harzes selbst galten ihnen als ein von ihnen hochzuhaltender Besitz. Hier lag am Nordsaume desselben zu Füßen des erreichen Rammelsberges, dessen Metalladern schon zu Ottos des Großen Zeit aufgedeckt sein sollen, Goslar, wohin Heinrich II. die Pfalz Werla mit ihrem reichen Zubehör verlegt hatte und wo zu seiner Zeit eine auf die unterirdischen Schätze des Rammelsberges gegründete Industrie in wunderbar schneller Entwicklung emporzublühen begann. Hier erhob sich auch auf dem nördlichen Rande des scharf eingeschnittenen Bode-thales das kaiserliche Jagdhaus Bodfelde, um welches sich meilenweit nach allen Richtungen hin schweigender Wald ausdehnte und wo Heinrich III. später einem frühzeitigen Tode erlag.

Die salischen Kaiser — zuerst in voller Klarheit Heinrich III. — erkannten, wie wichtig es für sie und die ganze Stellung des Königtums in Sachsen sei, diese Reste des früher so bedeutenden Reichsgutes festzuhalten und von hier aus in bezug auf das, was davon verloren gegangen war, eine Restaurationspolitik zu versuchen, welche sich, da man die der Kirche überwiesenen Besitzungen und Rechte nicht wohl zurückfordern konnte, hauptsächlich gegen die großen Adelsgeschlechter Sachsens richten mußte. In diesem Sinne ist die großartige Thätigkeit Heinrichs III. für Goslar aufzufassen. Es wird von ihm berichtet, er habe diesen Ort zum Mittelpunkt seiner Herrschaft, zur „eigentlichen Heimat“ des deutschen Königtums erheben wollen, und Adam von Bremen schreibt ihm geradezu die Erbauung der Stadt zu, die er aus einer kleinen Mühle oder Jägerhütte zu solcher Bedeutung erhoben habe. Ist dies auch ein Irrtum, so steht doch fest, daß Goslar sein rasches Aufblühen wesentlich Heinrich III. verdankt. Hier hat er während seiner Regierung fast jahrein jahraus geweiht und eine Reihe glänzender Reichstage abgehalten, hier ist ihm die Mutter gestorben und jener Sohn geboren worden,

dessen Leben sich zu einer ununterbrochenen Reihe fruchtloser Kämpfe gestalten sollte. Neben dem Kaiserpalaste, der, wenn auch in einer etwas späteren Erneuerung, als der älteste noch erhaltene Profanbau Deutschlands in unserer Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt hat, gründete Heinrich einen prachtvollen Dom, den er mit kaiserlicher Freigebigkeit ausstattete und seinen persönlichen Schutzheiligen, den Aposteln Simon und Judas, weihte. Seine Gemahlin aber rief das dicht vor der Stadt gelegene Kollegiatstift auf dem Petersberge ins Leben. Auch die Anfänge einer regelmäßigen Befestigung Goslars werden mit großer Wahrscheinlichkeit auf Heinrich III. zurückgeführt.

Mit Sorgen und steigendem Unmuth sahen die Sachsen, zumal die Fürsten derselben, diese Anstalten des Kaisers. Schon lange daran gewöhnt, sich als einen Stamm für sich zu betrachten, welchem nicht nur Heinrich II. sondern auch dessen Regierungsnachfolger die alten Satzungen und Rechtsgewohnheiten, „das grausame Sachsenrecht“, wie es Wipo nennt, hatten gewährleisten müssen, hatten sie sich während Konrads II. Regierung in stolzer Abgeschlossenheit von den allgemeinen deutschen Angelegenheiten ferngehalten. Jetzt kam ihnen die Ahnung, daß der herrschgewaltige Kaiser entschlossen sein könne, dieser Sonderstellung ein Ende zu machen, und in dieser Voraussetzung wurden sie bestärkt durch das vertraute Verhältnis desselben zu dem Erzbischofe Adalbert von Bremen, mit dem sich Heinrich in seinen politischen Plänen berührte. Dem Hause der sächsischen Pfalzgrafen von Goseck entsprossen, war Adalbert nach Rankes Ausspruch „eine der glänzendsten und großartigsten Gestalten, die aus dem deutschen Bistum überhaupt hervorgegangen sind“. Mit einer gewinnenden Liebenswürdigkeit und einer hinreißenden Macht der Rede verband er ein ausgebreitetes Wissen, einen schöpferischen Geist und jenen idealen, nach den höchsten Zielen strebenden Sinn, der ihm mit Heinrich III. gemein war und ihn mit den Träumen von einem auf die Bremer Kirche zu gründenden Patriarchate für den ganzen Norden des Erdtheils erfüllte. Mit Unwillen sah er, wie die Billinger die Zeit nach Heinrichs II. Tode erfolgreich benutzt hatten, ihre herzogliche Gewalt nach allen Seiten hin zu erweitern, Besitzungen und Gerechtsame der seiner Obhut anvertrauten Kirche sich anzueignen und diese überhaupt in eine von dem Herzogtume abhängige Stellung herabzudrücken. Er war entschlossen, sich diesen Bestrebungen zu widersetzen, und hier war der Punkt, wo seine und Heinrichs III. Politik sich begegneten.

Die Billinger ihrerseits empfanden es als eine schwere Bedrohung, daß Heinrich gerade diesen Mann der Bremer Kirche zum Oberhaupte gegeben hatte. „Nicht als geistlicher Oberhirt“, meinte Herzog Bernhard, „sondern als Spion und Aufpasser, dem man keinen frohen Tag gönnen dürfe, sei ihnen der Erzbischof ins Land geschickt.“ Bald kam es zwischen beiden Parteien zu Händeln und selbst zu Feindseligkeiten. Zum Schutze seines Landes baute Adalbert mehrere Burgen, der Herzog aber legte in Hamburg gegenüber der Altstadt, die der Erzbischof bewohnte, die „neue Burg“ an der Alster an. Von hüben und drüben suchte man sich so viel Schaden wie möglich zu thun. Die Spannung wuchs, als im Jahre 1048 Heinrich III. selbst nach Bremen kam und sich die Kunde verbreitete, daß sich auch der Dänenkönig Suend Estrithson dort einstellen würde. Die Billinger waren der Überzeugung, daß hier gemeinsame Unternehmungen zu ihrer Unterdrückung geplant werden sollten. So groß war ihre Erbitterung, daß Thietmar, des Herzogs Bruder, einen Mordanschlag gegen den König schmiedete: wenigstens ward er von Adalbert solcher verräterischer Pläne beschuldigt. Er erbot sich, seine Unschuld durch gerichtlichen Zweikampf gegen seinen Ankläger, einen von seinen eigenen Dienstmannen Namens Arnold, zu erweisen. Aber am Michaelistage erlag er zu Pöhlde, wo der Kampf stattfand, den Waffen seines Gegners. Sein gleichnamiger Sohn hat dann an dem Sieger eine grausame Rache genommen, indem er ihn zwischen zwei Hunden an den Beinen aufhing und ihn so in barbarischer Weise zu Tode marterte. Dafür ward er von dem Kaiser für vogelfrei erklärt und ist dann verschollen. Seit dieser Zeit verfolgten die Billinger den Bremer Erzbischof mit wildem Haß, und mit demselben Ingrimme sahen sie auf das fremde Königshaus, welches in Sachsen das frühere, zu einem Schatten verblasste Ansehen der Krone wiederherzustellen und das verschleuderte Reichsgut zurückzugewinnen trachtete.

Heinrich III. würde bei längerer Lebensdauer vielleicht diese Aufgabe erfüllt haben, aber er starb in der Blüte der Jahre und hinterließ einen Sohn, der noch im Knabenalter stand und daher nicht sogleich die Zügel der Regierung ergreifen, noch weniger aber mit Aussicht auf Erfolg die Politik des Vaters fortsetzen konnte. Wie einst bei Ottos II. Tode trat eine Regentschaft ein, wie damals übernahm diese und die Vormundschaft über den jungen König die Mutter desselben, eine Ausländerin. Aber für Sachsen hatten sich

seitdem die Verhältnisse wesentlich geändert. Die sächsischen Großen, selbst die Mehrheit der Bischöfe, welche zu Ottos II. Zeit die Reichsregierung mit voller Hingabe unterstützt hatten, standen dieser jetzt verstimmt und mißtrauisch gegenüber. Ihnen schien jetzt die Zeit gekommen, auf die Führung der Reichsgeschäfte einen bestimmenden Einfluß zu gewinnen und diesen dann zur Erweiterung ihrer Gerechtsame, zu völliger Verdrängung der kaiserlichen Gewalt aus Sachsen auszubeuten. Mag der eigentliche Urheber des Planes, den jungen König seiner Mutter zu rauben und damit das Reichsregiment ihren Händen zu entwenden, auch der herrschsüchtige Erzbischof Anno von Köln gewesen sein, die Ausführer und unmittelbaren Werkzeuge für denselben suchte und fand er in den Kreisen der sächsischen Fürsten. Der Brunone Ekbert von Braunschweig, ein Blutsverwandter des jungen Königs, und Otto von Nordheim, den die Kaiserin Agnes durch Verleihung des Herzogtums Bayern vergeblich an sich zu fesseln versucht hatte, waren es, welche in Gemeinschaft mit Anno im März 1062 den Sohn durch Trug und Gewalt der Mutter entführten. Die Scene auf dem Rhein bei Kaiserswerth ist allgemein bekannt. Als der damals elfjährige Heinrich die Absicht der Verschworenen merkte, als das Schiff, auf welches man ihn gelockt hatte, trotz seines Flehens den Lauf stromaufwärts gen Köln fortsetzte, sprang er ins Wasser und würde ertrunken sein, wenn ihn nicht Ekbert mit eigener Lebensgefahr den Fluten entrissen hätte.

Das Reichsregiment kam nun an die Bischöfe und Fürsten. Kleinmütig und verzagt wagte die Kaiserin-Witwe nicht einmal den Versuch, die Räuber ihres Sohnes zur Rechenschaft zu ziehen und diesen selbst zurückzuerlangen. Anno von Köln übernahm mit dem Amte eines Erziehers des jungen Königs auch die Leitung der Staatsgeschäfte. In welchem Sinne man diese zu führen gedachte, erhellt aus dem Beschlusse, daß die laufenden Geschäfte stets von demjenigen Bischofe erledigt werden sollten, in dessen Sprengel der König sich gerade aufhielt. Anno aber und neben ihm von den Laienfürsten Otto von Nordheim waren trotzdem die eigentlichen Regenten, bis jener 1063, sich nur die Sorge und Obhut für die Person des Königs vorbehaltend, den Erzbischof Adalbert von Bremen an den Hof zog und dieser bald auf Heinrich einen bestimmenden Einfluß gewann. Nie vielleicht im Verlaufe der deutschen Geschichte war das Königtum zu einer so schmachvollen Erniedrigung herabgesunken wie zu dieser Zeit, da ehrgeizige Priester dasselbe

mißbrauchten, Habsucht und Verrat das Steuer führten und eine unheilvolle Saat blutigen Hasses in der jungen Seele des künftigen Herrschers emporwuchs. Von der brutalen Rücksichtslosigkeit, mit welcher die unmittelbare Umgebung des Königs auftrat, von der sittlichen Verwilderung zugleich, welche in den Kreisen dieser geistlichen und weltlichen Fürsten eingerissen war, legt jener Auftritt ein trauriges Zeugniß ab, der infolge des Rangstreites zweier hoher Prälaten am Pfingstabend 1063 den Dom zu Goslar in ein Schlachtfeld verwandelte und mit Blut überschwemmte. Unter den Augen des Königs, der vergebens dem Frevel zu wehren suchte, gerieten die Vasallen des Bischofs von Hildesheim und des Abtes von Fulda mit Schwert und Dolch an einander. Das Gotteshaus füllte sich mit Leichen, der Hymnus verstummte unter Zornesrufen und Todesröcheln. Von einem erhöhten Platze herab feuerte der Bischof selbst die Wut seiner von Ekbert von Braunschweig geführten Dienstleute an und verhiess ihnen schon in voraus die Absolution der Kirche. Das Leben Heinrichs IV. selbst war in diesem wilden Gemetzel bedroht, der trotzdem unter dem Druck seiner Berater diesen frevelhaften Friedensbruch an seinen Urhebern nicht zu ahnden wagte. Aber der Eindruck solcher Szenen haftete tief in seinem Gemüte, und er mußte nicht der Sohn seines Vaters gewesen sein, hätte er für die Tage seiner Volljährigkeit sich nicht daraus eine politische Lehre gezogen.

Diese Zeit war endlich für ihn gekommen, als er am 29. März 1065 in Worms nach alter germanischer Sitte mit dem Schwert umgürtet ward. Damit gelangte Adalbert von Bremen, der hinter Annos Rücken die Wehrbarmachung des Königs betrieben hatte, in den Vollbesitz von Heinrichs Gunst; allein sein Hochmut und die Habsucht, von der auch er nicht frei war, führten schon im folgenden Jahre seinen Sturz herbei. Wieder waren es Anno von Köln und Otto von Nordheim, welche Heinrich unter hochverrätherischen Drohungen zwangen, sich seines bisherigen Ratgebers zu entäufeln. Der von seiner Höhe herabgestürzte Erzbischof mußte nun die ganze Wut seiner rachsüchtigen Feinde, insbesondere der Billinger, erfahren. Herzog Bernhard II. war am 29. Juni 1059 gestorben, aber seine Söhne Ordulf und Hermann, von denen jener die Verwaltung des Herzogtums übernahm, hatten den Haß des Vaters gegen Adalbert und die Bremer Kirche geerbt. Ordulf hatte noch zu Lebzeiten seines Vaters die Besitzungen des Erzstiftes in Friesland furchtbar verheert und die dortigen Gotteshausleute

grausam mißhandelt. Vergebens suchte Adalbert anfangs durch den Bann der Kirche, den er gegen Ordulf schleuderte, dann durch eine Klage bei dem Könige seine Besitzungen und Unterthanen zu schützen. „Denn“, sagt Adam, „der König, das Kind, diente unseren Grafen nur zum Gespötte“. Er übertrug daher, um beide Brüder zu trennen, dem Grafen Hermann bedeutende Lehen der Kirche, aber das führte nur zu neuem Hader und zu ärgerer Bedrückung. Hermann überfiel und plünderte Bremen, raubte ungestraft im Lande und zerstörte die von dem Erzbischofe zu dessen Schutze erbauten Festen. Die Not der Bremer Kirche erreichte ihren Gipfel, als Adalbert jetzt vom Könige seinen zahlreichen Feinden preisgegeben ward. Von Magnus, dem Sohne Ordulfs, mit dem Tode bedroht, mußte er aus Bremen entfliehen und sich längere Zeit auf seinem Gute Lochtum im Hildesheimischen verbergen. Seine Hofburg und sein Hausrat wurden von den Billingern geplündert, welche sich in Bremen festsetzten und hier wie in einer eroberten Stadt hausten. Es blieb dem Erzbischofe nichts übrig, als sich durch teilweise Anerkennung ihres Raubes mit ihnen abzufinden. Nachdem ein Drittel des Kirchengutes schon früher an Udo von Stade verliehen worden war, erhielt Magnus Billing jetzt das zweite Drittel im Umfange von mehr als tausend Hufen. Dem Erzbischofe blieb nur der kümmerliche Rest und das mehr als zweifelhafte Versprechen seines Peinigers, die friesischen Grafschaften aus den Händen ihrer Usurpatoren befreien und der Bremer Kirche zurückstellen zu wollen.

Man kann sich nicht wundern, daß nach solchen Erfahrungen des Königs Abneigung und Argwohn gegen die Reichsfürsten wuchs und daß er in anderen Kreisen der Gesellschaft Halt und Stütze suchte. Seit dieser Zeit umgab er sich mit Leuten niederen Standes und machte diese zu seinen Genossen und Vertrauten. Es waren das meistens Mitglieder jener Reichsministerialität, welche hier zum erstenmale bedeutungsvoll in die Geschicke Deutschlands eingreift und in der Folge, zur Zeit der staufischen Kaiser, in Deutschland wie in Italien eine so hervorragende Rolle gespielt hat. Keck und rücksichtslos, nur auf den Vorteil ihres Herrn bedacht, wurden diese jungen Leute bald die maßgebende Faktoren am königlichen Hofe und erregten deshalb bei der Aristokratie der Fürsten eine tiefe Abneigung und ein unbezwingliches Mißtrauen. Auf ihren Rat, dem in militärischen Dingen wohl zu trauen war, begann Heinrich jene umfassende Thätigkeit, welche zum Zweck

hatte, das Reichsgut in Sachsen durch Burganlagen zu schützen und sein Besitzrecht auf die dazu gehörigen Ländereien, Forsten und Gefälle kräftig wieder zur Geltung zu bringen. Er knüpfte damit an die Politik seines Vaters wieder an, die der Tod so jäh unterbrochen hatte, aber er verfuhr, jung und leidenschaftlich wie er war, dabei um so mehr mit rücksichtslosem, überstürzendem Eifer, als während seiner Minderjährigkeit die königlichen Rechte vielfach erneute Beeinträchtigung und Verkümmern erfahren hatten. Und nun erschien im Jahre 1069, durch den Einfluß jener Räte des Königs zurückberufen, Adalbert von Bremen wieder am Hofe und ward, erbittert durch die lange Reihe von Demütigungen, die er erfahren, von neuem die Seele der Regierung. Er schürte mit der leidenschaftlichen Glut einer in ihren stolzesten Hoffnungen getäuschten Seele den Haß des Königs gegen die Sachsen, deren Führer ja auch seine grimmigsten Feinde waren. Burg an Burg erhob sich bald in den südlichen Strichen des Landes, im Umkreise des Harzes und in dem benachbarten Thüringen. Lambert von Hersfeld hat uns die Namen dieser Burgen aufbewahrt. Wigantestein, vielleicht das spätere Wendelstein bei Memleben an der Unstrut, lag in Thüringen: die übrigen umschlossen in dichter Reihe den Harz auf seiner Nord- und Südseite, dort Harzburg und Heimbürg, hier Asenberg (die Hasenburg unweit Groß-Bodungen), Moseburg und Sassenstein (erstere auf dem Moseberge nördlich von Sachsa, letztere auf dem gleichnamigen schroffen Gipsfelsen zwischen Sachsa und Walkenried), Spatenberg bei Sondershausen und Vockerode (die spätere Ebersburg zwischen Neustadt und Stolberg). Es ist nicht schwer zu erkennen, welchen Ortschaften vor allen anderen der Schutz dieser Festen gelten sollte. Es waren das die alten Königshöfe des liudolfingischen Hauses: Memleben, Nordhausen, Pöhlde, Duderstadt und Quedlinburg, die einst Heinrich I. seiner Gemahlin als Wittum überwiesen hatte. Als die erste und gewaltigste aber dieser Burgen erscheint die zur Beschirmung und Beaufsichtigung des wichtigen Goslar bestimmte Harzburg. Auf hohem, weit in das Land vorspringenden Berge gelegen, zu welchem nur ein einziger schwer zugänglicher Weg hinaufführte, an den übrigen Seiten von dichtem Walde umschattet, der sich ununterbrochen viele tausend Schritte bis zu den Grenzen Thüringens hinzog, war sie mit ungemainer Pracht und großem Aufwande erbaut. Im Innern erhoben sich wahrhaft königliche Gebäude und ein reich ausgestattetes Münster, mit solchem Schmuck geziert und

mit einer solchen Zahl von Geistlichen besetzt, daß es mancher bischöflichen Kirche gleichkam. So schildert ein Zeitgenosse diese königliche Burg, in welcher Heinrich jetzt mit Vorliebe weilte, indem er bald hier, bald in dem benachbarten Goslar, mitten in Sachsen, häufiger als in irgendeinem andern Teile des Reiches Hof hielt.

Als Adalbert an den Hof des Königs zurückkehrte, waren diese Mafsregeln, welche die alten ottonischen Pfalzen am Harz und in Thüringen wiederherstellen und ihre wirtschaftliche Bedeutung erhöhen sollten, in vollem Gange. Nach altem Landrecht mußte das sächsische Volk dazu selbst Dienste und Leistungen thun. Kein Wunder, daß die Sachsen diese Festen, deren Bewachung Heinrich seinen fränkischen und schwäbischen Dienstleuten anvertraute, als Zwingburgen betrachteten, die ihnen zur Unterdrückung ihrer Freiheit ins Land gebaut würden. Mit weit größeren Sorgen aber erfüllten sie den Adel des Landes, zumal die großen Fürstenhäuser, die sich wohl bewußt waren, welche Einbuße das Reichsgut durch sie erlitten habe. Bald verlautete wieder von einer Verschwörung gegen den König, und als Anstifter derselben bezeichnete man Otto von Nordheim. Ein Mann von anrühigem Lebenswandel, aber ritterlichen Standes, beschuldigte den Herzog, daß er ihn zum Morde Heinrichs habe dingen wollen. Er erbot sich, mit den Waffen in der Hand für die Wahrheit seiner Anklage einzustehen. Da Otto auf die Einrede, welche die Bescholtenheit des Mannes ihm an die Hand gab, verzichtete, so verurteilte ihn das aus sächsischen Fürsten zusammengesetzte Hofgericht dazu, den angebotenen Zweikampf anzunehmen. Aber er suchte, als die ihm gesetzte Frist abgelaufen war, Ausflüchte und verfiel infolge davon nach dem einstimmigen Spruche der Fürsten in die Acht des Reiches. Das Herzogtum in Bayern erhielt sein Eidam Welf, der ihm sogleich die Tochter Ethelinde in schimpflicher Weise zurückschickte. Nach kurzem Widerstande, nachdem seine Burgen Hanstein an der Werra und der Desenberg an der Diemel gefallen waren, mußte Otto die Gnade des Königs suchen, die ihm durch die Vermittelung Adalberts von Bremen zuteil wurde. Zu Pfingsten 1071 erschien er mit dem ihm verbündeten Magnus Billing, dessen Vater soeben gestorben war, in Halberstadt vor dem Könige und unterwarf sich. Heinrich behielt beide Fürsten vorläufig in leichter Haft.

Es war ein Moment, da der König und seine Umgebung der Erreichung des von ihnen angestrebten Zieles nahe schienen. Die beiden mächtigsten sächsischen Fürsten be-

fanden sich in Heinrichs Gewalt, und wenn dieser auch im folgenden Jahre Otto wieder in Freiheit setzte, so mochte er hoffen, daß die Milde, mit welcher er ihn behandelte, diesen gefährlichsten unter seinen Widersachern für die Zukunft entwaffnen würde. Um so weniger war er geneigt, gegen Magnus, den die Sachsen als ihren geborenen Herzog betrachteten, gleiche Gnade walten zu lassen. Ihn, den Be-rauber und Bedränger der Bremer Kirche, behielt er nicht nur in Haft sondern er entriß seinem Oheime Hermann damals auch durch Überfall Lüneburg, das wichtigste Besitztum der Billinger. Zugleich hatte er mit dem Dänenkönige, dem alten Feinde der letzteren, zu Bardowiek eine geheime Besprechung und bot zum Reichskriege gegen die Polen ein mächtiges Heer auf. Die Sachsen meinten nicht anders als daß der letzte Tag ihrer lange behaupteten Freiheit gekommen sei. Und in der That liefs die ganze Lage der Dinge die Aussicht auf einen erfolgreichen Schlag gegen die sächsische Unabhängigkeit, wenn dieser jetzt geführt ward, im hohen Grade verheißungsvoll erscheinen.

Da trat ein Ereignis dazwischen, das niemand, am wenigsten der König selbst, erwartet haben mochte. Was seit Jahrhunderten, seit den Tagen Karls des Großen nicht geschehen war, das ganze Volk der Sachsen, nicht nur die Fürsten und der Adel, erhob sich in Waffen, und an die Spitze dieses großen Aufstandes trat der einzige Mann, der in stande war, ihn zu organisieren und siegreich zu leiten: Otto von Nordheim. Das Bild dieses sächsischen Edelings ist uns in den Berichten der Zeitgenossen nur in widersprechenden Zügen überliefert worden, aber selbst aus ihnen leuchtet hervor, daß er eine großartig veranlagte Natur gewesen sein muß. Von glänzender Begabung für die Künste der Unterhandlung, ein Kriegermann dabei, wie es in Sachsen keinen zweiten gab, im Besitz einer Beredsamkeit, welche die Massen willenlos mit sich fortrifs, schien er für die Rolle eines demagogischen Führers wie geboren. In seltener Weise paarten sich in ihm Gegensätze, die sonst unvereinbar scheinen: eine Kühnheit des Entschlusses, welche geraden Weges auf ihr Ziel losgeht, und eine Verschlagenheit, die ihre Absichten sorgfältig vor den spähenden Augen anderer zu verhüllen weiß. Häufig treulos und zweideutig, erscheint sein Handeln zu jeder Zeit selbstsüchtig. In diesem naiven Egoismus, der die Natur seines Wesens war, bebt er selbst vor den verworfensten Mitteln nicht zurück, wenn es gilt, seine Zwecke zu erreichen. Der persönliche Haß gegen Heinrich und dessen Umgebung, der Stachel ge-

täuschten Ehrgeizes vielleicht auch eine Regung patriotischen Stammesgefühls scheinen ihm die Waffen in die Hand gedrückt zu haben.

Heinrich weilte wieder einmal in seinem geliebten Goslar, als ihm gemeldet ward, daß 60 000 Sachsen, von ihren Fürsten geführt, gegen seine Pfalz heranzögen. Sie hatten sich in der Stille gerüstet und, statt gegen die Polen zu Felde zu ziehen, wandten sie jetzt ihre Waffen gegen den König. An ihrer Spitze standen außer Otto, der als der Leiter der ganzen Bewegung erscheint, fast alle Bischöfe des Landes, sowie von den Laienfürsten der nördliche Markgraf Udo von Stade, der noch nicht waffenfähige Markgraf Ekbert II. von Meissen, ein Sohn des 1068 verstorbenen älteren Ekbert, der alte Markgraf Dedi von der Lausitz, der sächsische Pfalzgraf Friedrich, Graf Adalbert von Ballenstedt, vor allem auch der Billinger Hermann, der über die lange Haft seines Neffen und die Besetzung der Lüneburg tief erbittert war. Heinrich ward durch diesen Aufstand völlig überrascht. Er raffte was er an Kleinodien zur Hand hatte, auch die Reichsinsignien, zusammen und suchte hinter den festen Mauern der Harzburg Schutz vor dem entfesselten Sturme. Hier sah er sich von der Hauptmacht der Sachsen umlagert, während andere Haufen derselben die übrigen Burgen des Königs einschlossen und Graf Hermann gen Norden eilend Lüneburg, das Stammschloß seiner Väter, zurückeroberte. In dieser verzweifelten Lage entschloß sich Heinrich zu dem gefährlichen Versuche, die Harzburg, um nach dem Süden zu entkommen, heimlich zu verlassen. Er gelang über alle Erwartung. In der Nacht vom 8. auf den 9. August brach er in geringer Begleitung auf, und es glückte ihm die Wachsamkeit der sächsischen Belagerer zu täuschen. Ein der Gegend kundiger Jägermann führte den kleinen Zug: noch heute heißt der von der Harzburg in das Gebirge leitende Pfad „der Kaiserstieg“. So gelangte man unter Mühsal und Gefahren, durch dichten Wald, über Gestrüpp und Klippen, nach Eschwege an der Werra und am 13. August nach Hersfeld, von wo Heinrich den Befehl erlief, den gefangenen Magnus Billung in Freiheit zu setzen. Denn die Sachsen hatten gedroht, im anderen Falle die in ihre Gewalt gefallene schwäbische Besatzung von Lüneburg samt ihrem Führer, dem jungen Grafen Eberhard von Nellenburg, nach Sachsenrecht als Friedensbrecher über die Klinge springen zu lassen. Seit dieser Zeit war bei den Sachsen das Sprichwort im Schwange, „daß ein Sachse so viel wert sei wie siebzig Schwaben“.

Es begann nun eine Zeit gegenseitiger Rüstung und daneben herlaufend ein Spiel diplomatischer Ränke und trügerischer Verhandlungen. Den Sachsen war alles daran gelegen, die Entscheidung so lange zu verzögern, bis die von ihnen umlagerten Festen, zumal die tapfer verteidigte Harzburg, in ihre Hände gefallen sein würden. Und hier nun bewährte sich das diplomatische Geschick Ottos von Nordheim auf das glänzendste. Heinrich setzte als selbstverständlich voraus, daß gegen die sächsischen Rebellen ihm die Streitkräfte des übrigen Reiches, welche sich inzwischen zum Polen-Feldzuge gesammelt hatten, ohne weiteres zur Verfügung ständen. Aber er mußte schon damals die Treulosigkeit auch der süddeutschen Fürsten erfahren. Während die Sachsen ihr altes Bündnis mit den Thüringern erneuerten, beschloß man einen Fürstentag in Gerstungen zu halten, wo der Streit des Königs mit dem sächsischen Volke verhandelt und womöglich geschlichtet werden sollte. Aber der Verrat umlauerte den König auf allen Seiten. Schon verhandelten die Fürsten heimlich mit seinem eigenen Schwager, dem Herzoge Rudolf von Schwaben, um diesen an Heinrichs Stelle zum Könige zu erheben. Und während Rudolf noch unentschlossen schwankte, trat ein gewisser Reginger öffentlich mit der Anklage hervor, daß ihn Heinrich zur Ermordung der Herzöge Rudolf von Schwaben und Berthold von Kärnthen habe dinge wollen. Es war der große Trumpf, den die verschworenen Fürsten ausspielten, um Heinrich auch moralisch in der öffentlichen Meinung zu vernichten, die letzte notwendige Vorbereitung zu der bereits in Aussicht genommenen Wahl Rudolfs. Allein sie verfehlte trotzdem ihre Wirkung. In seiner gerechten Entrüstung über die Tücke seiner Feinde, welche Trug auf Trug, Verleumdung auf Verleumdung häufend ihm ohne Grund und Beweis seine Krone zu rauben suchten, erbot sich Heinrich, seines königlichen Vorrechtes vergessend, mit dem Schwerte in der Hand die Lügenhaftigkeit der Beschuldigung zu beweisen, und als Rudolf den Zweikampf ablehnte, übernahm es einer von Heinrichs Getreuen, Ulrich von Kosheim, den Verleumder in ehrlichem Gottesgerichte zu züchtigen. Doch noch ehe der anberaumte Tag erschien, fand Reginger im Wahnsinn ein elendes Ende, ein Ereignis, welches vielen als ein unmittelbarer Urtheilsspruch Gottes in dieser dunklen Sache erschien.

Der König brachte dann wirklich ein kleines Heer zusammen, mit dem er im Januar 1074 nach Thüringen aufbrach, um seine Burgen zu entsetzen. Aber mit überlegener

Macht lagerten sich ihm die Sachsen bei Vacha an der Werra gegenüber. Heinrich war entschlossen, eine Schlacht zu wagen. Da weigerten sich im letzten Augenblicke die Fürsten seines Heeres, zu fechten. Es kam zu neuen Unterhandlungen, welche auf sächsischer Seite hauptsächlich Otto von Nordheim führte. Heinrich sah sich genötigt, die Forderungen der Sachsen zu gewähren: Otto sollte das Herzogtum Bayern zurückerhalten, die königlichen Burgen in Sachsen gebrochen, den Sachsen ihre alten Rechte gewährleistet und ihnen unter Ausschluss der Fremden die Entscheidung ihrer Angelegenheiten selbst überlassen werden. Diese Abmachungen fanden in Gerstungen statt, wohin der König inzwischen sein Lager verlegt hatte. Heinrich ging dann nach Sachsen, um die Friedensbedingungen hier selbst in Ausführung zu bringen. Als er nach Goslar kam, das er vor sieben Monaten in schimpflicher Flucht hatte verlassen müssen, erfuhr er, wie tapfer sich seine Burgmannen auf der Harzburg gehalten, wie übel sie dem umliegenden Lande mitgespielt, wie sie in kühnem Ausfall den Bürgern von Goslar eine blutige Niederlage beigebracht hätten. Da wurde Heinrich das Herz schwer, daß er die herrliche, mit so großen Kosten erbaute Burg der Zerstörung preisgeben sollte. Er zögerte, den Befehl dazu zu erteilen, er bat die sächsischen Fürsten, nur diese Burg zu verschonen, er beteuerte, daß er sie nicht zur Unterdrückung des Volkes sondern zur Abwehr der Reichsfeinde erbaut habe. Aber wenn auch die sächsischen Herren nicht unabgeneigt waren, in die Erhaltung der Burg zu willigen, vorausgesetzt daß sie ihnen in Verwahrung gegeben würde, die sächsischen Bauern wollten davon nichts wissen. So begann denn die Niederlegung der Mauern, die Verschüttung der Gräben, die Abtragung der Wälle: nur die kirchlichen Gebäude, das Münster und die Kurien der Domherren, sollten unangetastet bleiben. Heinrich, der es nicht über sich gewinnen konnte, Zeuge der Zerstörung seines eigenen Werkes zu sein, verließ Sachsen mit dem erhöhten Gefühle des Hasses gegen das störrige, unbeugsame Volk und dessen hab- und selbstsüchtige Fürsten. Aber kaum hatte er dem Lande den Rücken gewandt, als sich die Bauern in der Umgegend der Harzburg zusammenrotteten und in wildem Aufruhr die Verwüstung auch der noch übrigen Gebäude auf der Burg übernahmen. Die von den Fürsten aufgestachelte Leidenschaft des gemeinen Mannes zerrifs hier den Zaum, mit welchem jene sie zu bändigen gemeint hatten. Schon längst von Mißtrauen gegen ihre Führer erfüllt, glaubten diese

Leute, die so schwer durch die Streifzüge der Harzburger Besatzung geschädigt worden waren, in bezug auf die Burg nichts gethan zu haben, ehe nicht alles dem Erdboden gleichgemacht wäre. Sie strömten in hellen Haufen den Berg hinauf, raubten was ihnen in die Hände fiel, Schätze und Schmucksachen des Königs, zertrümmerten die Altäre, zerschlugen Kruzifixe und Reliquien und verbrannten die der Eile wegen nur aus Holz hergestellte Kirche mit ihren Nebengebäuden. So weit ging ihre barbarische Wut, daß sie mit kirchenschänderischen Händen die Gräber aufwühlten, die Leichen von des Königs kleinem Bruder und von seinem erstgeborenen früh verstorbenen Sohne, die hier begraben lagen, herausrissen und die Gebeine in ihrem Frevelmuth in den Wind streuten.

Die sächsischen Fürsten erschrakten. Sie erkannten sofort, welche schwere Folgen dieser Friedensbruch für sie haben könnte, wenn der König ihn zu seinen Gunsten auszubeuten verstand. Sie waren beflissen, ihre Unschuld an dem Frevel zu beteuern und die strenge Bestrafung der Kirchenschänder zu versprechen. Aber Heinrich begriff die Gunst des Augenblicks. Laut erhob er Klage gegen die Treulosigkeit des sächsischen Volkes: den Beistand der Kirche rief er gegen die Berauber und Verwüster derselben an, alle Fürsten des Reiches forderte er auf, ihm die schuldige Heeresfolge gegen die Rebellen zu leisten. Im Sommer des Jahres 1075 hatte er ein stattliches Heer beisammen: selbst der zweideutige Rudolf von Schwaben hatte nicht gezögert, sich anzuschließen. Am 8. Juni brach er von Breitenbach gegen die Sachsen auf. Diese erwarteten ihn an der Unstrut, dem Grenzflusse, welcher ihr Land von den Thüringern schied, in der Nähe von Nängelstedt und Homburg. Denn nachdem sie erkannt, daß der König unter allen Umständen den Kampf wolle, hatten auch sie sich gerüstet und ein zahlreiches Kriegsvolk auf die Beine gebracht, mit dem sie die Entscheidungsschlacht zu bestehen gedachten. Es war merkwürdig, einen wie verschiedenen Anblick die beiden Heere gewährten. Der König hatte die Blüte der Ritter- und Vasallenschaft aus den südlichen und westlichen Herzogtümern des Reiches um sich versammelt: der Kern seines Heeres bestand aus jener schwer gewaffneten Reiterei, zu welcher sich seit Heinrichs I. Tagen die Lehensmannschaft auch in Deutschland durchweg entwickelt hatte. Die Masse des sächsischen Heeres dagegen bildeten die freien Bauern, welche noch immer in der alten unbehilflichen und zugleich mangelhaften Weise des karolingischen Heer-

bannes gerüstet waren und in deren undisziplinierte Reihen Zucht und Ordnung zu bringen Otto von Nordheim vergebens sich abmühte: von allen sächsischen Kriegern waren nur die Fürsten und deren Dienstgefolge beritten und in einer ihren Gegnern ebenbürtigen Weise bewaffnet. Es schien, als wenn hier an den Ufern der Unstrut zwei durch Jahrhunderte getrennte Kulturepochen zum Entscheidungskampfe gerüstet einander entgegenträten. Der Ausgang und die Art und Weise, wie dieser Kampf geführt ward, erinnern lebhaft an die große Niederlage der stammverwandten britannischen Sachsen durch die Lehnritterschaft der Normannen, welche fast um die nämliche Zeit das Schicksal Englands entschied.

Dem Könige gelang es, seine Gegner vollständig zu überraschen. Unbekümmert um die im Kriege gebräuchlichen Vorsichtsmaßregeln hatten die Sachsen versäumt, Beobachtungsposten auszustellen. Die Hitze des Sommertages — es war der 9. Juni — hatte sie veranlaßt, sich ihrer Waffen und zum Teil selbst ihrer Kleidung zu entledigen. So lagen sie in ihren Zelten und auf den Lagerplätzen und vergnügten sich beim Becher und Spiele, als die dicht aufsteigenden Staubwolken den Heranmarsch des königlichen Heeres verkündeten. Es folgte eine Scene maßlosen Schreckens und unbeschreiblicher Verwirrung. Halbkleidet und nur teilweise gerüstet, greifen die sächsischen Fürsten und ihr reisiges Gefolge zu den Waffen, zumal zu den von ihnen mit Vorliebe geführten Schwertern, und eilen dem heranrückenden Feinde in aufgelöster Ordnung entgegen. Aber sie bewähren in dem Zusammentreffen, welches erfolgte, auch jetzt den Ruhm ihrer altberühmten Streitfertigkeit. Die Schwaben, welche den ersten Stofs auszuhalten hatten, werden jämmerlich zugerichtet und lassen eine Menge Toter und Schwerverwundeter auf dem Platze. Zwei Söhne des Grafen Eberhard von Nellenburg fanden hier den Tod, auch Markgraf Ernst von der bayerischen Ostmark, der manchen Sieg über die Ungarn davongetragen hatte. Der Schwabenherzog Rudolf selbst kam in die äußerste Lebensgefahr: nur die Güte seiner Rüstung schützte ihn vor den mörderischen Streichen, welche Udo von Stade, sein Verwandter, nach seinem Haupte führte. Aber trotz ihrer Tapferkeit und trotz der Umsicht und Unermüdlichkeit, mit welcher Otto von Nordheim an der Spitze einer auserlesenen Jünglingsschar, vor allen anderen hervorleuchtend, Ordnung und Halt in das regellose Handgemenge zu bringen suchte, sahen sich die Sachsen doch bald von der Menge

ihrer Gegner überwältigt. Als die Franken und Lothringer in den Kampf eingriffen, vermochten sie nicht länger der Übermacht zu widerstehen und wandten sich zur Flucht, die den Fürsten durch die Schnelligkeit ihrer Rosse sämtlich gelang. Sie hatten überhaupt fast gar keine Verluste erlitten: nur Graf Gebhard von Süpplingenburg, der Vater des späteren Kaisers Lothar, war in dem wilden Kampfe gefallen. Desto schlimmer erging es dem Landsturm der sächsischen Bauern, welche im Lager den Ausgang des Gefechtes erwarteten. Sie wurden fast alle — 13000 an der Zahl — von den eindringenden Rittern erschlagen, und furchtbar rächte Heinrich hier die Unbill, die er von diesem trotzigem Sachsenvolke hatte erfahren müssen.

Der König hatte einen glänzenden Sieg erfochten. Plündernd und verheerend durchzog er nach der Schlacht Thüringen und die südlichen Gegenden Sachsens; dann entliefs er das Heer, nachdem er die Fürsten eidlich verpflichtet hatte, sich im Oktober, sobald die Ernte vorüber sei, zu einer abermaligen Heerfahrt gegen die Sachsen einzustellen. Unter diesen waren inzwischen Hader und Zwietracht in hellen Flammen ausgebrochen. Die Fürsten warfen den Bauern vor, daß sie in der Schlacht unthätig dem Kampfe zugeschaut, diese jenen, daß sie durch ihre Flucht sie schutz- und ratlos dem Schwerte der Feinde preisgegeben hätten. Es kam zu wilden, tumultuarischen Auftritten, und nur mit Mühe vermochten Bischof Burchhard von Halberstadt und Otto von Nordheim den Sturm zu beschwören. Die Fürsten, welche selbst besorgten, von dem empörten Volke dem König ausgeliefert zu werden, beratschlagten mit einander, was zu thun sei, da Heinrich darauf bestand, daß sie sich bedingungslos in seine Hand gäben. Die abenteuerlichsten Pläne sind da aufgetaucht. Einige rieten, die von dem König erbauten und dann von den Sachsen zerstörten Burgen wiederherzustellen und hinter ihren Mauern vorläufig Schutz zu suchen, bis sich Heinrichs Zorn gelegt habe. Andere meinten, man solle die heidnischen Liutizier in das Land rufen, noch andere, man solle, da der König doch einmal beschlossen habe, den ganzen Stamm der Sachsen auszurotten, das Land zur Einöde machen und jenseits der Elbe unter den Wenden eine neue Heimat suchen. Auch der Vorschlag, einen sächsischen König zu wählen, der allein Einheit und Ordnung in die Kriegführung bringen könne, ist damals gemacht worden und wahrscheinlich von Otto von Nordheim — denn nur an ihn konnte dabei gedacht werden — ausgegangen. Als aber Heinrich im

Oktober wieder mit großer Heeresmacht in Thüringen erschien und sich bei Gerstungen lagerte, da bequerten sich, von dem gemeinen Volke dazu gedrängt und auf das Zureden der übrigen Reichsfürsten, die stolzen sächsischen Großen und Herren zur Unterwerfung. In der weiten Ebene, welche sich, von der Helbe durchflossen, zwischen Groß-Ehrich und Sondershausen ausdehnt, gaben sich die Rebellen bei Hohen-Ebra und Spier vor den Augen des königlichen Heeres in die Gewalt Heinrichs. Einzelnen, ihrem Range nach, wurden sie vor den König geführt: zuerst die Bischöfe, Wezil von Magdeburg und Bucco (Burchard) von Halberstadt, dann der ehemalige Herzog von Bayern, Otto von Nordheim, Herzog Magnus von Sachsen, dessen Oheim Graf Hermann, der Pfalzgraf Friedrich, Graf Dietrich von Katlenburg, Graf Adalbert von Ballenstedt und die anderen. Der König übergab sie Männern seines Vertrauens zu enger Haft, bis über sie durch gemeinsame Beratung mit den Fürsten das Weitere entschieden sein würde. Später aber ließ er sie in entlegene Teile des Reiches, nach Schwaben, Bayern, Burgund und selbst nach Italien abführen.

In diesem Augenblicke, da Heinrich auf dem Gipfel des Erfolges zu stehen schien, da er zu Weihnachten 1075 in Goslar wieder mit dem alten königlichen Glanze Hof hielt, seinen zweijährigen Sohn Konrad zu seinem Nachfolger im Reiche erwählen ließ und den inzwischen seiner Haft entlassenen Otto von Nordheim die stellvertretende Verwaltung des gedemüthigten Sachsens übertrug, trat durch das Zerwürfniß mit der römischen Kurie und durch die Einnischung Gregors VII. in die deutschen Wirren die entscheidende Wendung in seinem Leben ein. Über die enge Begrenzung einer wesentlich provinziellen Angelegenheit hinaus erwuchs der Streit mit den Sachsen jetzt plötzlich zu einer Frage von universeller Bedeutung, zu dem gewaltigsten Kampfe, der je die abendländische Welt bewegt und erschüttert hat. Näher auf diesen weltgeschichtlichen Kampf einzugehen, würde für eine Landesgeschichte, wie diese, unangemessen sein: für unseren Zweck genügt es, diejenigen Momente aus ihm hervorzuheben, welche für die weitere Entwicklung der Dinge bei den Sachsen von Bedeutung gewesen sind. Noch weilte Heinrich in Goslar, als Legaten des Papstes bei ihm mit einem Schreiben des letzteren und mit mündlichen Aufträgen erschienen, welche den schon lange glimmenden Funken der Zwietracht zwischen dem Oberhaupte der Kirche und dem deutschen Könige zu heller Flamme entfachten. In dem Schreiben ward dem König andeutungs-

weise das Schicksal Sauls vor Augen gestellt; der mündliche Auftrag der Gesandten aber ging dahin, ihn nach Rom vor eine Synode zu laden, um sich hier von den vielen gegen ihn erhobenen Beschuldigungen zu reinigen, widrigenfalls ihn sofort die Strafe des Bannfluches treffen würde. Heinrich antwortete auf diese Herausforderung mit der Berufung einer Synode von deutschen Bischöfen, welche am 24. Januar 1076 die Absetzung Gregors aussprach, und nun erklärte dieser am 22. Februar den König für des Thrones verlustig, entband alle seine Unterthanen des ihm geleisteten Treueides und schleuderte gegen ihn den großen Bann der Kirche, indem er zugleich jedermann verbot, dem mit den Banden des Anathema Umstrickten fürder zu dienen. Bald zeigte sich, daß der Papst die Lage der Dinge richtiger erkannt hatte als der König. Mit rasender Schnelligkeit griff der Abfall von Heinrich um sich, namentlich unter den treulosen und ränkesüchtigen Fürsten des oberen Deutschland. Sie setzten alsbald die Führer des sächsischen Aufstandes, welche der König ihrer Hut anvertraut hatte, in Freiheit, und diese eilten, das Herz voll Bitterkeit und Haß wegen der langen Haft, die sie erduldet hatten, in die Heimat, um auch hier von neuem die Fahne der Empörung zu erheben. Heinrichs rascher Feldzug nach Sachsen mißlang. Bald gesellte sich auch Otto von Nordheim wieder zu seinen Gegnern, um „für die Freiheit seines Volkes zu streiten“, und die Burgen, die er in Heinrichs Auftrage im Lande wieder hergestellt hatte, fielen, von ihm verraten, den Aufständischen mühelos in die Hände. Die Zahl von Heinrichs Feinden wuchs: durch alle Provinzen des Reiches verbreitete sich der Abfall und überall erhob der Verrat sein Haupt. Schon verhandelten die Fürsten wieder, wie in früherer Zeit, über die Absetzung Heinrichs und über die Wahl eines andern Königs an seiner Stelle. Otto von Nordheim, Welf von Bayern und Rudolf von Schwaben strebten mit gleichem Ehrgeize nach dieser Würde. Am 16. Oktober hielten die Herzöge und Fürsten einen Tag in Tribur, zu welchem sich auch päpstliche Legaten einstellten. Zu der Wahl eines Gegenkönigs kam es hier freilich noch nicht, aber Heinrich, der mit geringer Heeresmacht in dem nahen Oppenheim stand und von hier aus nach Tribur seine Boten sandte, mußte geloben, sich in allen Stücken dem Spruche des Papstes zu unterwerfen, welcher im folgenden Jahre selbst nach Deutschland kommen sollte, um vor einer großen Reichsversammlung zu Augsburg zusammen mit den Fürsten die Entscheidung in

Heinrichs Sache zu fällen. Zugleich ward dem letzteren bedeutet, daß er unter allen Umständen bis zum nächsten Jahrestage der über ihn verhängten Exkommunikation (22. Febr. 1077) die Lossprechung von derselben erlangt haben müsse: gelänge ihm dies nicht, so habe er nach den alten Pfalzgesetzen Krone und Reich verwirkt und man werde dann sogleich zur Wahl eines neuen Königs schreiten. Da faßte Heinrich, von allen verlassen und zurückgewiesen, um dem Papste und seinen Gegnern in Deutschland die gegen ihn gebrauchte wirksamste Waffe zu entwenden, den Entschluß zu jener denkwürdigen Winterfahrt über die Alpen, die ihn als Büfser, in härenem Gewande, seines königlichen Schmuckes beraubt, in die Burg von Canossa führte. Er zwang dadurch den Papst, ihn vom Banne zu lösen, aber als er nun aus Italien heimkehrte, um die Zügel der Regierung in Deutschland wieder zu ergreifen, hatten die Fürsten inzwischen gegen die Verabredung und im Widerspruch mit ihren geschworenen Eiden einen Gegenkönig erwählt: Rudolf von Schwaben.

Es entbrannte nun ein furchtbarer Bürgerkrieg, der seine Schrecken und seine Verwüstungen über alle Teile Deutschlands fast in gleichem Maße ergoß und die so schon wankende Ordnung des Reiches auf das tiefste zerrüttete. Heinrich war von seiner demütigenden Fahrt als ein anderer Mann zurückgekommen, — gereifter, besonnener und fest entschlossen, den Kampf um seine Krone auf Tod und Leben aufzunehmen und zu bestehen. Und er hat ihn geführt unermüdet und unverdrossen, oft besiegt aber niemals völlig überwunden, mit einer Thatkraft und einer Beharrlichkeit, welche der höchsten Bewunderung wert sind. Aus Süddeutschland, wo die Wurzeln seiner Hausmacht lagen, mußte Rudolf bald weichen. Aus den Reichsministerialen in Schwaben, die ihm schon früher so nahe gestanden hatten, erkor Heinrich (1079) den Nachfolger seines von ihm geächteten Gegners im Herzogtum Schwaben, jenen Friedrich von Büren, der dann der Stammvater des glorreichen Geschlechtes der Staufer geworden ist. Mochten die süddeutschen Herzöge auch in den Reihen von Heinrichs Gegnern kämpfen, dieser gewann doch bald hier so vollständig die Oberhand, daß Rudolf sich fast allein auf Sachsen beschränkt sah. Denn die Sachsen beharrten nach wie vor in der alten trotzigen Feindschaft gegen den König. Dieser hatte, um dem Lande den Frieden zu geben, diejenigen sächsischen Fürsten, welche noch in seiner Gewalt waren, darunter den Erzbischof von Magdeburg und den

Herzog Magnus, aus eigener Entschliessung noch vor seiner Fahrt nach Italien aus ihrer Haft entlassen: sie hatten ihm eidlich gelobt, dahin zurückzukehren, wenn sie das Sachsenvolk nicht im Zaume zu halten vermöchten. Aber, uneingedenk ihrer Schwüre, machten sie jetzt mit ihren Landsleuten gemeinsame Sache. Noch einmal wurden die Sachsen die Seele des Widerstandes gegen den rechtmäßigen König. Mit ihnen siegte Otto von Nordheim in den Schlachten von Melrichstadt und von Flarcheim, während der von Rudolf selbst geführte Teil des Heeres durch den kühnen und kräftigen Angriff des Königs zersprengt ward. Und als dann am 15. Oktober 1080 jene letzte Entscheidungsschlacht an der Elster geschlagen ward, welche Rudolf das Leben kostete, verlief der Kampf genau in derselben Weise. Schon hatte König Heinrich die ihm gegenüberstehenden Haufen seiner Gegner niedergeworfen, schon trug man den an der Hand und im Unterleibe schwerverwundeten Rudolf aus dem Getümmel, schon stimmten die im Lager zurückgebliebenen Geistlichen das Te Deum an: da stellte Otto von Nordheim, der seine berittene Mannschaft hatte von den Pferden steigen lassen, an der Spitze derselben und des sächsischen Fußvolkes durch rechtzeitiges Eingreifen in den Kampf die verlorene Schlacht wieder her und erfocht einen vollständigen Sieg.

Inzwischen hatte Gregor den Kirchenbann gegen Heinrich erneuert und dieser darauf mit der Aufstellung Wiberts von Ravenna als Gegenpapst geantwortet. Da ihm jetzt nichts mehr am Herzen lag, als Wibert nach Rom zu führen und hier, am Sitze des Papstes selbst, die Sache zur Entscheidung zu bringen, bot Heinrich, ehe er nach Italien aufbrach, den Sachsen Frieden an. Durch Rudolfs Tod schien das Haupthindernis eines solchen aus dem Wege geräumt zu sein. Heinrich schlug ihnen vor, da sie durchaus einen eigenen König haben wollten, seinen Sohn Konrad zu wählen und so wenigstens seinem Hause die Krone zu lassen: er selbst wolle in diesem Falle versprechen, ihr Land nie mehr zu betreten. Allein Otto von Nordheim, der jetzt wohl wieder selbst an die Erlangung der Königswürde denken mochte, wies diese Anträge mit der höhnischen Antwort zurück: „von einem bösen Stiere falle nur ein böses Kalb, daher verlange er weder nach dem Sohne noch nach dem Vater“. Noch einmal versuchte Heinrich zu Anfang des Jahres 1081 eine Verständigung mit den Sachsen: auf einem Tage zu Kaufungen verhandelten seine Gesandten mit den sächsischen Fürsten über die Bedingungen derselben. Aber auch dieses Mal verhinderte Ottos

Auftreten das Zustandekommen des Friedens. Während dann Heinrich seinen Zug nach Italien unternahm und die Sachsen, kaum daß er die Alpen überschritten hatte, plündernd und verheerend in Ostfranken einfielen, erfolgte, nicht ohne die Teilnahme der letzteren, die Wahl Hermanns von Salm aus dem Geschlechte der Grafen von Luxemburg zum Gegenkönig (9. August 1081). Otto von Nordheim hatte dieser Wahl weder beigewohnt, noch stimmte er ihr nachträglich zu. Er sah sich nochmals in seinen ehrgeizigen Bestrebungen getäuscht und dachte nun daran, mit dem König seinen Frieden zu machen. Darin begegnete er sich mit den Billingern. Von diesen hatte in der Schlacht bei Melrichstadt Herzog Magnus mit genauer Not das Leben gerettet, sein Oheim Hermann aber war auf der Flucht von den Thüringern ergriffen und dem Könige ausgeliefert worden. Heinrich entließ ihn aus der Gefangenschaft, nachdem er versprochen hatte, den Gegenkönig nicht länger zu unterstützen und seinen Einfluß zur Beruhigung des Landes geltend zu machen. Dieses Mal hielt er Wort. Seitdem neigten sich die Billinger zum Frieden. Sie sagten sich ganz von den Aufständischen los und suchten eine neutrale Stellung zwischen den Gegnern zu behaupten. Wenn jetzt auch Otto von Nordheim die Waffen niederlegte, so schien die Ruhe des Landes trotz des neuen Gegenkönigs gesichert. Boten gingen zwischen ihm und den Freunden des Königs hin und her, und im November 1081 schickte sich Otto selbst an, mit diesen eine letzte Besprechung zu haben und die Verhandlungen zum Abschlusse zu bringen. Auf dem Wege dahin stürzte er mit dem Pferde und erlitt einen Schenkelbruch, der ihn einen ganzen Monat lang am Gehen hinderte. Er glaubte darin eine Warnung des Himmels zu erkennen und brach die Verhandlungen mit den Getreuen des Königs ab. Aber er blieb seitdem ruhig und hielt sich fern von dem wüsten Treiben der Parteiung, einzig darauf bedacht, durch Werke der Frömmigkeit die Gnade und Barmherzigkeit Gottes zu erlangen. Die Gründung der Benediktinerabtei S. Blasii zu Nordheim hat er noch zustande gebracht, dann ist er am 11. Januar 1083 gestorben. Ein Jahr vorher hatte der Tod einen anderen von Heinrichs Gegnern, den Markgrafen Udo von Stade, ereilt, und im Jahre 1086 folgte ihnen der Billinger Graf Hermann, der unter den Ersten und Eifrigsten gewesen war, das sächsische Volk gegen Heinrich IV. aufzuregen. Es schien, als wenn mit dem Verschwinden dieser Häupter des Aufruhrs von der Bühne der letztere selbst in sich zu-

sammenbrechen müsse. Der trotzige und verwegene Geist, der die Stimmung des sächsischen Volkes beherrscht hatte, war mit Otto dahingeschwunden: niemand vermochte ihn zu ersetzen. In ihm hatte Heinrich seinen gefährlichsten Gegner, der Gegenkönig seine sicherste Stütze verloren. Sachsen, des langen blutigen Haders müde, fing an, sich zu beruhigen, Hermanns Ansehen sank zu einem wesenslosen Schatten herab.

Dennoch gab es noch immer im Lande unversöhnliche und ehrgeizige Männer, welche entschlossen waren, den Widerstand gegen den Kaiser bis zum Äußersten fortzusetzen. Zu jenen gehörte der Bischof Burchard von Halberstadt, Heinrichs unerbittlichster Gegner unter den Sachsen, „die Fahne und Posaune des Aufruhrs“, der dreizehnmal persönlich gegen den Kaiser zu Felde gezogen war; zu diesen, gefährlicher, unberechenbar in seinen Entschlüssen, stets zum Wechsel der Partei bereit, der Brunone Ekbert, welcher, dem König nahe verwandt, selbst nach der Krone streben zu dürfen meinte. Er war der Sohn jenes älteren Ekbert, der einst den jungen Heinrich aus den Fluten des Rheins gerettet hatte, ebenso selbstsüchtig, ehrgeizig, treu- und gewissenlos wie Otto von Nordheim, ohne jedoch dessen große persönliche Eigenschaften zu besitzen und ohne sich einer ähnlichen Popularität zu erfreuen. Obschon bei dem Ausbruch des ersten Aufstandes gegen den König noch ein Knabe, hatte er doch sich an demselben beteiligt. Heinrich hatte ihm dafür die Mark Meißen, die von seinem Vater auf ihn übergegangen war, genommen und sie dem Böhmenkönige Wratislaw verliehen, seine Allode aber an Udalrich von Godesheim gegeben. Aber Ekbert eroberte im Jahre 1076 die Mark zurück und söhnte sich im Jahre 1080 mit seinem Oheim aus. Damals begann er, ein achtzehnjähriger Jüngling, jene zweideutige Rolle zu spielen, die ihn bald die eine, bald die andere Partei ergreifen ließ. Während die Heere der beiden Gegenkönige die blutigen Schlachten des Jahres 1080 schlugen, hielt er sich bereit, aus der Niederlage des einen oder anderen seinen Vorteil zu ziehen, vom Kampfe fern. Dann aber schloß er sich Heinrich an und erhielt, als dieser sich zu seiner Romfahrt anschickte, im Jahre 1081 die ihm früher abgesprochene Mark Meißen zurück. Ja der König stellte ihm noch höhere Ehren in Aussicht, wenn er während seiner Abwesenheit seine Treue betätigen würde. Kaum aber war Heinrich über die Alpen gezogen, da wechselte Ekbert schon wieder die Partei. Er trat offen zu dem inzwischen zum Gegenkönig erwählten

Hermann von Salm über und begann sein altes Ränkespiel von neuem. Von einem brennenden Ehrgeize verzehrt, hoffte er in dem Hader der beiden Gegenkönige und bei dem parteizerrütteten Zustande des Landes den Weg zu finden, der ihn selbst zum Throne führen sollte. Als Heinrich, aus Italien heimgekehrt, im Sommer 1085 mit einem Heere in Sachsen erschien — sein großer Gegner Gregor war soeben gestorben —, da wagten die Anhänger Hermanns kaum einen Widerstand. Der Gegenkönig selbst und die Bischöfe von Magdeburg und Halberstadt flohen über die Elbe zu den Dänen, Ekbert aber unterwarf sich dem Kaiser und erlangte dessen Verzeihung. So sehr traute er letztere seinen Versprechungen und so sicher wähnte er sich in Sachsen, daß er sein Heer entliefs. Da verlangte Ekbert plötzlich, daß allen Geächteten ihre Güter zurückgegeben würden, und als Heinrich dies abschlug, griff er zu den Waffen. Der Kaiser, völlig überrascht und selbst für sein Leben besorgt, floh aus Sachsen, Hermann und die Bischöfe kehrten dahin zurück. Mit einem Schlage waren die jahrelangen Bemühungen Heinrichs vernichtet.

Er erkannte, daß er den Widerstand der sächsischen Rebellen nur durch Waffengewalt werde brechen können. Mit einem rasch gesammelten Heere fiel er zu Anfang des Jahres 1086 in Thüringen ein und drang bis zur Bode vor. Auf dem Wege dahin liefs er zu Wechmar bei Gotha über Ekbert von sächsischen und thüringischen Fürsten Gericht halten. Sie erklärten ihn als Eidbrüchigen und Rebellen, der dem Kaiser selbst nach dem Leben getrachtet habe, für einen Feind des Reiches und seiner Güter und Lehen für verlustig. Die von ihm bisher besessenen Grafschaften in Friesland wurden dem Bischofe von Utrecht verliehen. So schleppte sich dieser unselige Krieg, immer von neuem entbrennend, aus einem Jahre in das andere. Die Gegner des Kaisers nahmen noch einmal alle ihre Kräfte zusammen: bei Bleichfeld unweit Würzburg brachten sie ihm unter Welfs und Ekberts Führung eine empfindliche Niederlage bei (11. August 1086). Aber schon im folgenden Jahre stand Heinrich wieder mit Heeresmacht an den Grenzen Sachsens. Abermals unterwarf sich ihm Ekbert, um ihn abermals zu täuschen. Gegen die Wiedereinsetzung in seine Markgrafschaft und seine übrigen Lehen erbot er sich, seine Landsleute zur Niederlegung der Waffen zu bewegen. In Hersfeld warf er sich dem Kaiser zu Füßen, leistete von neuem den Eid der Treue und erhielt seine Mark und seine Grafschaften zurück, nachdem er sich ver-

pflichtet hatte, die Sachsen zum Gehorsam gegen Heinrich zurückzubringen. Aber schon am folgenden Tage liefs er diesem sagen, er könne ihm die gemachten Versprechungen nicht halten und seinen Landsleuten das gegebene Wort nicht brechen. Zu dieser Änderung seines Sinnes hatten ihn die Vorstellungen der in der Nähe weilenden Bischöfe von Magdeburg und Halberstadt dadurch vermocht, dafs sie ihm ihren Beistand zur Erlangung der Königswürde zusagten. Der Kaiser, der inzwischen sein Heer entlassen hatte, sah sich schmähhlich hintergangen. Ohne etwas erreicht zu haben, kehrte er nach Bayern zurück. Ekbert aber geriet alsbald mit seinen Verbündeten an einander, welche ihrerseits ihre Versprechungen nicht hielten, sondern sich, sobald die Gefahr vorüber war, wieder dem Gegenkönige Hermann zuwandten. Noch einmal unterwarf er sich dem Kaiser, stellte für seine Treue Geiseln und brach nun, um den Bischof Burchard zu züchtigen, um die Fastenzeit 1088 verheerend in das Halberstädtische ein. Der Bischof bat um einen Waffenstillstand bis zum Palmsonntage: er wolle mit seinen Freunden in Goslar sich besprechen, was bei der veränderten Lage der Dinge zu thun sei. Nachdem ihm dieser zugestanden war, traf er am Dienstag vor Palmarum mit grossem Gefolge in Goslar ein, zugleich mit ihm Erzbischof Hartwig von Magdeburg, Graf Konrad von Beichlingen, ein Sohn Ottos von Nordheim, und andere Gesinnungsgenossen. Vorher aber hatte Ekbert die Bürger gegen den Bischof, dessen Hartnäckigkeit jeden Ausgleich mit dem Kaiser verhindere, aufgereizt. Am zweiten Tage der Verhandlung rothen sich diese zusammen, dringen in die Herberge des Bischofs und verwunden den Wehrlosen zu Tode. Seine Begleiter brachten den Sterbenden nach dem nahen Kloster Ilseburg, wo er verschied und begraben ward.

Im Sommer desselben Jahres noch erschien der Kaiser in Sachsen. Fast alle Fürsten des Landes beeilten sich, ihm zu huldigen: nur Ekbert blieb aus. Heinrich, der von dem unbeständigen Manne neue Ränke fürchten mochte, beschied ihn vergebens nach Quedlinburg. Da liefs der Kaiser von den Sachsenfürsten, die um ihn waren, über ihn Gericht halten. Graf Siegfried von Nordheim, der Sohn Ottos, sprach das Urtheil, welches Ekbert für einen Feind des Reiches erklärte, über ihn die Acht verhängte und seine Güter und Lehen als verfallen dem Kaiser überwies. Heinrich ging, um diesen Spruch der Fürsten zu vollstrecken, nach Thüringen und lagerte sich in Verbindung mit dem Herzoge Magnus und anderen vor Ekberts Burg Gleichen.

Hier ward er am Weihnachtsabend von dem zum Entsatze seiner Feste herbeieilenden Markgrafen überfallen und erlitt eine schwere Niederlage. Der Bischof Burchard von Lausanne blieb auf dem Platze, die seiner Obhut anvertraute heilige Lanze fiel in Ekberts Hände, und mit reicher Beute und vielen Gefangenen, unter denen sich auch der Erzbischof Liemar von Bremen befand, kehrte dieser als Sieger heim. Aber die Tage des wilden, unbändigen Mannes waren trotzdem gezählt. Jetzt verkündete Heinrich, womit er noch immer gezögert hatte, das gegen ihn gefällte Urteil seiner Landsleute, denen er bei seinem abermaligen Zuge nach Italien es überliefs, den Friedensstörer unschädlich zu machen. Von nun an war Ekberts Raubtieres. Wohl erfocht er noch einige Vorteile. Bischof Udo von Hildesheim fiel in seine Gefangenschaft und mußte erleben, daß Ekbert einem der von ihm für seine Freilassung gestellten Bürgen das Haupt vom Rumpfe schlagen liefs. Aber lichter und lichter wurden die Reihen seiner Anhänger, Verrat und Treulosigkeit übten auch an ihm jetzt ihre rächende Vergeltung. Als er sich zur Belagerung einer dem Kaiser ergebenen Stadt — vielleicht ist Quedlinburg gemeint — anschickte, rastete er auf dem Wege dahin in einer einsamen Mühle an der Selke und schickte den Eigentümer derselben nach einem benachbarten Dorfe, um für sich und seine von der Hitze des Tages ermüdeten Begleiter einen Labetrunk zu holen. Der Müller traf bei dieser Gelegenheit auf einen Trupp Bewaffneter, welche ihn über den Zweck seiner Eile ausforschten. Als diese, welche heimlich dem Kaiser ergeben waren, von dem Manne erfuhren, wer ihn ausgeschiedt habe, eilen sie nach kurzer Beratung, so schnell ihre Pferde sie tragen konnten, nach der Waldmühle, überraschen dort den ermüdeten Markgrafen und erschlugen nach hartem Kampfe des Kaisers grimmigsten Feind (3. Juli 1090). Sein Leichnam ward nach Braunschweig gebracht und hier in dem von ihm gegründeten Stifte des heiligen Cyriacus beigesetzt. Später hat man seine Gebeine, die noch die tiefe Spur der Schwerthiebe zeigten, in die Krypta des dortigen Domes übergeführt.

So endete, achtundzwanzigjährig, der letzte männliche Sprofs des brunonischen Grafenhauses, zugleich der letzte Gegner von Bedeutung, welchen Heinrich IV. im Sachsenlande noch zu fürchten hatte. Der Aufruhr gegen den Kaiser und der langjährige Bürgerkrieg, der das Land verwüstet und mit Trümmern bedeckt, die Menschen mit töd-

lichem Hasse gegen einander entflammt hatte, ging damit in Sachsen zu Ende. Als ein nur geringfügiges Nachspiel desselben erscheint die Befreiung der nach Ekberts Tode in Heinrichs Gewalt gefallenen Burg zu Braunschweig. Heinrich betrachtete nämlich gemäß dem gegen Ekbert gefällten Urteilspruche nicht nur die Lehen sondern auch die Allode des brunonischen Hauses als dem Reich verfallen und sandte daher einen Heerhaufen gegen Braunschweig, um sich dieses brunonischen Hauptortes zu bemächtigen. Gertrud, Ekberts einzige Schwester und Erbin, versuchte anfangs Widerstand, räumte dann aber dem Kaiser die Burg Thanquarderode pfandweise ein und zog sich nach dem am Zusammenfluß der Ocker und Schunter gelegenen Scheverlingenburg zurück. Die aus Bayern bestehende Besatzung der Burg machte sich indes bei den Bewohnern des Ortes bald so verhaßt, daß diese nächtllicherweile die Burg anzündeten und die fremden Dränger aus Stadt und Land vertrieben. Gertrud kehrte, von ihren Getreuen mit Jubel empfangen, nach Braunschweig zurück und blieb hinfort in ungestörtem Besitze des brunonischen Erbes. Später aber reichte sie in zweiter Ehe dem Grafen Heinrich von Nordheim, Ottos ältestem Sohne und Haupterben, die Hand, wodurch die großen Güter der Brunonen mit den Besitzungen des nordheimischen Hauses vereinigt wurden.

Sachsen genoß seit dieser Zeit der lange entbehrten Ruhe. Die Fürsten des Landes vermochten wieder ihre Waffen gegen die heidnischen Nachbarvölker zu wenden. Herzog Magnus, dem Wendenfürsten Heinrich, Gottschalks Sohne, zuhülfe ziehend, erfocht im Lande der Polaber, auf der Ebene von Smilowe, einen glänzenden Sieg über die Wenden und eroberte in der Verfolgung desselben vierzehn wendische Festen. Um dieselbe Zeit ward die Brandenburg durch den Markgrafen der Nordmark, Udo von Stade, nach viermonatlicher Belagerung zurückgewonnen. Heinrich von Nordheim dagegen, welchen der Kaiser mit der durch Ekberts Tod ledig gewordenen friesischen Mark in den Gauen Ostergo, Westergo und Stavern belehnt hatte, fand in einem Treffen mit den Friesen bei Norden einen kläglichen Tod (1101). Die erneuten Wirren, welche infolge der Empörung von Heinrichs IV. Söhnen gegen ihren Vater noch einmal die Gegenden des südlichen und westlichen Deutschland aufregten und zerrütteten, haben das sächsische Land kaum berührt. Jener letzten erschütternden Tragödie, zu welcher sich schließlichs des vielgeschmähten Kaisers Geschick gestaltete, sind die Fürsten Norddeutschlands, so viel man

sieht, völlig fremd geblieben. Wenige Wochen, nachdem Heinrich IV. zu Lüttich, „von dem armen Volke beweint, von den Witwen und Waisen beklagt“, ins Grab gesunken, starb in Sachsen am 23. August 1106 der letzte seiner alten Gegner, Herzog Magnus, mit welchem der Mannstamm des billungischen Geschlechtes erlosch. Von den beiden Töchtern, die er hinterließ, hatte sich Eilike mit dem Grafen Otto von Ballenstedt, Wulfhild dagegen mit Heinrich dem Schwarzen, Herzog von Bayern, aus dem Hause der Welfen, vermählt.

Vierter Abschnitt.

Kulturgeschichtlicher Überblick.

Halten wir hier einen Moment an, um uns die innere Entwicklung zu vergegenwärtigen, welche inzwischen, in der Zeit von dem Emporkommen der ersten herzoglichen Gewalt im Lande bis zum Erlöschen des billungischen Hauses, das Leben des sächsischen Volkes, abgesehen von seinen äußeren Geschicken, genommen hatte. Bei einer solchen Rückschau fesselt den Blick zunächst das Königtum und dessen Stellung zum Lande. Das Königtum der Liudolfinger war recht eigentlich aus Sachsen hervorgegangen. Hier lagen die Wurzeln seiner Kraft, auch noch in der späteren Zeit, da es längst die bescheidenen Wege, welche Heinrich I. gewandelt, verlassen hatte und bestrebt war, eine Art Universalherrschaft über das christliche Abendland zu behaupten. Eben in dem verhängnisvollen Zwiespalte, der nach Heinrichs III. Tode das sächsische Volk und die oberste Gewalt im Reiche entzweite und sich dann in den Tagen Heinrichs V. erneute, ist eine der Hauptursachen zu suchen, weshalb das Kaisertum in diesen Bestrebungen nicht zu seinem Ziele gelangte. Die engen Beziehungen, welche die liudolfingischen Könige mit dem Heimatlande ihres Geschlechtes verknüpften, fanden ihren Ausdruck auch in dem häufigen Aufenthalte dieser Könige in Sachsen. Selbst Otto III., dessen Vorliebe für Italien bekannt ist, hat fast kein Jahr seiner Regierung vergehen lassen, ohne im Lande einen längeren oder kürzeren Aufenthalt zu nehmen. Die

Sitte der Zeit brachte es mit sich, daß der königliche Hof und das damit verbundene Reichsregiment keinen festen, bleibenden Sitz hatten, daß sie vielmehr beständig ihren Aufenthaltsort wechselten. Es waren hauptsächlich die königlichen Pfalzen, wo sie auf einige Zeit, selten jedoch länger als ein paar Wochen, zu verweilen pflegten. In Sachsen lagen diese Pfalzen, welche zum Teil altes Stammgut des liudolfingischen Hauses waren, am dichtesten in den südlichsten Teilen des Landes, am Harz und in den benachbarten Gegenden. Noch der Verfasser des Sachsen spiegels weiß deren fünf im Lande aufzuzählen: Grona bei Göttingen, Goslar (früher in Werla), Wallhausen und Allstedt in der Goldenen Aue, endlich Merseburg an der Saale. Mit besonderer Vorliebe haben die sächsischen Kaiser auf den Königshöfen des Unterharzes gewilt, in Selkenfelde, Siptenfelde und namentlich in Quedlinburg, wo der Stammvater ihres Geschlechtes Heinrich I. und neben ihm seine fromme Gemahlin Mathilde bestattet waren. Anders die salischen Kaiser. Ihr Lieblingsaufenthalt war Goslar und das benachbarte Bodfelde, und sie gaben dem rauhen Oberharze den Vorzug vor dem milderen Unterharze. Aber auch in manchen Bischofsstädten hatten die Könige ihre Pfalzen. Unter diesen tritt seit Ottos des Großen Zeit hauptsächlich Magdeburg hervor, welches geradezu als Metropole, als Hauptstadt Sachsens bezeichnet wird, ohne doch für das ganze Land eine ähnliche Bedeutung zu erlangen, wie Regensburg dies für Bayern gethan hat. Selbst in ganz kleinen Ortschaften, elenden Dörfern, sehen wir die Kaiser öfter einen vorübergehenden Aufenthalt nehmen und sich den Reichsgeschäften widmen.

Wohin der Kaiser mit dem Hofe kam, da mußte die ganze Umgegend für die Bedürfnisse desselben Sorge tragen. Sein Aufenthalt war eine Ehre, aber zugleich auch eine Last. Unter den Beschwerden der Sachsen gegen das Regiment Heinrichs IV. war auch diese, daß er sie durch zu häufige Anwesenheit in ihrem Lande drücke. Denn in zahlreicher Begleitung pflegte der Kaiser zu kommen. Nicht nur seine ständigen Räte, zumal die Mitglieder seiner Kanzlei mit ihrem Schreiberpersonal, umgaben ihn, es fanden sich auch aus den verschiedensten Teilen des Reiches Leute aller Klassen und jeden Alters bei ihm ein: geistliche und weltliche Fürsten mit ihrer Dienerschaft, in den Waffen ergraute Männer, aber auch Jünglinge, welche durch die Gunst des Hofes erst emporzukommen hofften. Ein reiches, buntes und bewegtes Leben entfaltete

sich dann an den sonst so stillen Orten, welchem auch, so einfach die damaligen Lebensformen noch sein mochten, der Reiz der Geselligkeit nicht völlig fehlte. Von Heinrich III. ist bekannt, daß er Spielleute und Gaukler ohne Lohn und Dank von seinem Hofe fortwies. Den Mittelpunkt dieses Lebens, soweit es nicht den Geschäften oder dem Weidwerke gewidmet war, werden auch damals schon die Frauen des königlichen Hofes gebildet haben. Unter den Lebensgefährtinnen der deutschen Könige und Kaiser dieses Zeitraums haben nahezu alle Nationen des damaligen christlichen Europa ihre Vertretung gefunden. Es ist eine Reihe edler und bedeutender Frauengestalten, von denen manche auf die Regierung eine gewisse Einwirkung gewannen, einzelne auch eine kulturgeschichtliche Mission erfüllt haben. Der Typus der altsächsischen Edelfrau tritt uns in Mathilde, der Gemahlin Heinrichs I., entgegen, einer Erscheinung von schlichter GröÙe, Einfachheit und Milde, von der der Gatte noch in den letzten Stunden seines Lebens rühmte, daß niemand je ein frommeres, in allem Guten mehr erprobtes Weib besessen habe. Ihr zur Seite steht, jünger und früh aus dieser Welt hinweggenommen, die stammverwandte angelsächsische Königstochter Editha, deren anmutige, liebreizende Gestalt die ersten stürmischen Jahre von Ottos des Großen Regierung verklärt hat. In Magdeburg, das sie, wie man sagt, an ihr heimisches London erinnerte, in dem bald darauf zu einer erzbischöflichen Kathedrale umgestalteten Kloster des heiligen Moriz, ist sie begraben worden. Durch Schönheit, Klugheit und einen männlichen Geist, der sich den schwierigsten Regierungsgeschäften gewachsen erwies, zeichnete sich Ottos des Großen zweite Gemahlin, die Lombardin Adelheid, aus, aber sie ward noch überstrahlt von der Schwiegertochter Theophano, welche, dem byzantinischen Kaiserhause entsprossen, die feine Bildung des Griechentums mit einer Herrschernatur verband, so daß sie unter den schwierigsten Verhältnissen die Zügel der Regierung für den unmündigen Sohn mit Erfolg zu führen vermochte. Sie hat auf die Gestaltung des geistigen Lebens in Sachsen einen unverkennbaren Einfluß ausgeübt, und unter diesem Einflusse hat man hier namentlich auf dem Gebiete der Kunst Normen geschaffen, welche dann auch für andere Gegenden Deutschlands maßgebend geworden sind. Von den Frauen der salischen Dynastie ist keine, die eine auch nur annähernd ähnliche Bedeutung für Sachsen gehabt hätte, weder die aus burgundischem Blute stammende Gisla, obschon sie aus der Zeit ihrer ersten Ehe mit Bruno von

Braunschweig den sächsischen Fürsten nahe stand, noch auch Heinrichs III. Gemahlinnen, die Dänin Kunigunde und Agnes von Poitou. In der Zeit des traurigen Zerwürfnisses Heinrichs IV. mit den Sachsen kann von einer Einwirkung seitens der Umgebung des Königs auf die letzteren vollends nicht die Rede sein.

Nach dem Königtum nahm unter den öffentlichen Gewalten des Landes das Herzogtum die erste Stelle ein. Insofern es seiner Idee nach da, wo es in seiner vollen naturgemäßen Ausbildung bestand, eine zusammenfassende Vertretung des ganzen Stammes bedeutete, kann man selbst sagen, daß es für das unmittelbare Leben des Stammes eine jede andere Institution überragende Wichtigkeit hatte. Allein so lagen die Dinge in Sachsen keineswegs. Zur Zeit Heinrichs I. und während der ersten Hälfte von Ottos des Großen Regierung war hier das Herzogtum mit der Krone vereinigt. Die Befugnisse des Herzogs fielen daher völlig mit denen des Königs zusammen. Als dann Otto den Billinger Hermann als Herzog im Lande einsetzte, hatte dessen Amtsgewalt durchaus nicht die Bedeutung derjenigen der früheren Herzöge. Es ist davon bereits oben die Rede gewesen. Die billingsischen Herzöge erscheinen nicht als den anderen Fürsten des Landes übergeordnet sondern lediglich als die ersten unter ihresgleichen. Wie sie, stehen auch die übrigen sächsischen Großen, geistliche und weltliche, unmittelbar unter dem Kaiser, und nicht der Herzog sondern ihre Gesamtheit vertritt den sächsischen Stamm gegenüber dem Reichsoberhaupte. Es kommen daher auch in Sachsen zu dieser Zeit nirgend allgemeine, vom Herzoge berufene Landtage (*placita provincialia*) vor, wie dies z. B. in Bayern der Fall war. Wo allgemeine Angelegenheiten des Reiches oder des Landes zur Beratung stehen, da versammeln sich die Fürsten zu freien, nicht durch den Herzog als solchen beeinflussten Zusammenkünften. Auch was sonst anderswo die herzogliche Gewalt kennzeichnet, der Oberbefehl über die gesamten Streitkräfte des Landes und das oberste Gericht an der Stelle des Königs, lag nicht in der Hand der Billinger. Dennoch haben diese, zumal in der Zeit des Bürgerkrieges, nicht ohne Erfolg danach gestrebt, ihre herzoglichen Rechte namentlich auf Kosten der Bischöfe zu erweitern und zu vermehren. Der Kampf, in welchen sie mit dem Erzstifte Bremen gerieten, ist für diese Bestrebungen bezeichnend. Es ist im hohen Grade wahrscheinlich, daß er im wesentlichen die Vogtei über die Bremer Kirche zum Gegenstande hatte. Im übrigen beruhte die hervorragende

Macht der billingsischen Herzöge hauptsächlich auf ihrer militärischen Stellung in den nordöstlichen Gegenden des Landes, in der sogenannten Sachsenmark, wo sie beflissen waren, durch Unterwerfung der wendischen Stämme an der Ostsee das ihnen unmittelbar unterstehende Gebiet zu erweitern. Bei diesen Unternehmungen waren sie ganz besonders auf die Unterstützung der Kirche hingewiesen, aber zugleich lag auch hier wiederum für beide Teile ein Keim zu stets sich erneuenden Zerwürfnissen.

An die Sachsenmark schloß sich nach Süden zu die Nordmark und weiterhin die Ostmark, beide dazu bestimmt, die deutschen Grenzgaue des Halberstädter Sprengels und das Thüringerland vor den Einfällen der Slaven zu schützen und den letzteren gegenüber auch erobernd zu verfahren. In beiden hat die Markgrafschaft während dieser Periode häufig ihre Inhaber gewechselt, am häufigsten in der Nordmark, bis hier durch Lothar das Ballenstedter Haus zu bleibender Herrschaft gelangte. Wie diese Markgrafen, so waren auch die übrigen großen Fürstengeschlechter Sachsens, von denen der bedeutendsten bereits früher gedacht worden ist, der Einwirkung der herzoglichen Gewalt entzogen. Manche von den Mitgliedern derselben haben zudem in anderen Teilen Deutschlands bedeutende und hochwichtige Reichsämter vorübergehend verwaltet: Otto von Nordheim das Herzogtum Bayern, die beiden brunonischen Ekberte nach einander die Mark Meissen. Abgesehen hiervon beruhte die Machtstellung dieser Geschlechter theils auf ihrem großen Allodialbesitze, theils auf den Grafschaften, die sie vom Reiche zu Lehen trugen, theils auch auf den Vogteien über Kirchen und kirchliches Gut, die sie verwalteten. Die Gauverfassung Karls des Großen, welche bisher die Grundlage der alten Grafschaft gebildet hatte, war bereits in voller Auflösung begriffen. Durch die Verleihung der Immunität an die Bischöfe, durch die Zersplitterung größerer Gaue in kleinere Verwaltungsbezirke, durch die Vereinigung wiederum von mehreren Grafschaften in einer Hand, hauptsächlich aber durch die Vererbung der gräflichen Gewalt vom Vater auf den Sohn oder einen andern nahen Verwandten wurde der ursprüngliche Charakter der Grafschaft wesentlich geändert. Doch bildeten die Gerichtsbarkeit, mit welcher nicht unbedeutende Einnahmen verbunden waren, und der damit verknüpfte Grafenbann noch immer die Grundlagen aller gräflichen Gewalt.

Neben den weltlichen Großen, dem Herzoge, den Markgrafen und Grafen, nahm die hohe Geistlichkeit, die Bischöfe

und Äbte, eine hervorragende Stellung ein. Nicht nur durch ihre weltliche Macht, durch den bedeutenden Grundbesitz, den sie erworben hatte, durch die zahlreichen Lehensleute und Dienstmannen, die von ihr abhängig waren, mehr noch durch ihre geistige Bildung und ihre Geschäftskennntnis bildete sie einen Stand, aus welchem in der Regel die vertrautesten Ratgeber des Königs hervorgingen. Unter den sächsischen Kirchenfürsten aus der ottonischen und salischen Zeit begegnen uns Männer von seltener geistiger Begabung und zugleich von einer vergleichsweise hohen, oft vielseitigen und umfassenden Bildung. Namen wie diejenigen der Hildesheimer Bischöfe Bernward und Godehard, der Bremer Erzbischöfe Adalbert und Liemar werden stets zu den Zierden des deutschen Episkopates gezählt werden. Aber bei manchen gemeinsamen Zügen, welche allen diesen Trägern der obersten kirchlichen Gewalt im Lande eigen sind, geht doch auch durch ihre Reihe eine merkwürdige Verschiedenheit, welche nicht nur in ihrer politischen Stellung sondern auch in der ganzen sie beherrschenden Anschauungsweise ihren Ausdruck findet. Gerade um diese Zeit begann die strengere von Clugny ausgehende kirchliche Richtung mit ihrer mächtigen Strömung das gesamte geistige Leben zu durchdringen. Sie suchte überall, nicht bloß in den Klöstern, an die Stelle der durch die alte Regel des heiligen Benedikt gebotenen praktischen Thätigkeit die Askese, an die Stelle der freien Bewegung des Menschen die Gebundenheit eines mönchischen Standpunktes zu setzen. Auch das deutsche Bistum ward von ihr berührt und allmählich in seinen Ideen und Bestrebungen umgewandelt, vor allem aber in eine von seiner früheren grundverschiedene politische Stellung gedrängt. Der unheilvolle Riß, der seit dem Zerwürfnis Heinrichs IV. mit Gregor durch die ganze Kirche ging, macht sich auch in dieser Richtung geltend. Die Bischöfe, zur Zeit der Ottonen die Hauptsäulen des Reiches und mit dem Kaisertume aufs engste verbunden, nahmen jetzt großenteils, zumal in Sachsen, ihre Stellung auf Seiten der Opposition gegen den Kaiser. Aber es ist nicht allein ein politischer und kirchlicher Gegensatz, in welchem die gregorianischen Bischöfe zu ihren Vorgängern stehen sondern ein Gegensatz ganz allgemeiner Natur, ein Gegensatz auch der Neigung und Bildung. Wie vorteilhaft hebt sich die Persönlichkeit des ebenso frommen wie gelehrten und kunstsinnigen Bischofs Bernward von Hildesheim gegen diejenige seines zweideutigen und ehrgeizigen Nachfolgers ab, jenes Hezilo, der die Veranlassung zu der oben berührten

Mordscene im Dome von Goslar gab, oder auch von demjenigen des unruhigen kriegerischen Burchard von Halberstadt, der sein Leben im Feldlager und unter Waffenlärm verbrachte! Bernward gehört zu den bedeutendsten Männern, welche diese Zeit hervorgebracht hat. Die Kirche hat ihn nach seinem Tode selig gesprochen, aber schon zu seinen Lebzeiten tritt uns seine ehrwürdige Gestalt wie die eines Heiligen aus einer wilderregten, von Hader und Kampf erfüllten Umgebung entgegen. Selten wird man einen Kirchenfürsten finden, der in gleicher Weise eine glänzende äußere Stellung mit einer so rührenden Demut, eine künstlerische und gelehrte Bildung mit einer so eifrigen Sorge für das Wohl des armen gemeinen Volkes verbunden hat. Väterlicherseits einem unbekanntem edlen Geschlechte Sachsens, mütterlicherseits aber dem Hause der alten sächsischen Pfalzgrafen entsprossen, erhielt er seine Bildung und Erziehung in der Domschule zu Hildesheim, unter der Leitung seines späteren Biographen Thangmar, der ihn nicht nur in den Wissenschaften unterrichtete, sondern auch in den Künsten, der Schreibekunst, Malerei, Bild- und Baukunst, unterwies. So ausgerüstet, ward er der Lehrer und Erzieher des damals siebzehnjährigen Otto III., „des Wunders der Welt“, wie man diesen deutschen Kaiser wegen seiner Gelehrsamkeit genannt hat. Nach dem Tode des Bischofs Gerdag erhob Otto den von ihm hochverehrten Mann auf den bischöflichen Stuhl von Hildesheim. In dieser Stellung hat er bis zu seinem am 20. November 1022 erfolgten Tode auf das segensreichste gewirkt, ein weltlicher Regent von seltener Einsicht und Hingabe und dabei ein Oberhirt des ihm anvertrauten Sprengels, dessen Andenken Reich und Arm segneten. Der Ort Hildesheim verdankt ihm seine Befestigung und damit den Schutz vor räuberischen Anfällen, den dortigen Dom hat er mit bewunderungswürdigen Werken seiner kunstfertigen Hand geschmückt, und während zu seiner Zeit innerhalb seines Sprengels durch die Edeln von Ölsburg das Jungfrauenkloster Steterburg und durch zwei Frauen freien Standes, Hildisvit und deren Tochter Walburgis, das Kloster Heiningen entstanden, hat er selbst aus eigenen Mitteln die Gründung des weit bedeutenderen Klosters S. Michaelis zu Hildesheim zustande gebracht.

Ein Mann von ähnlicher Geistesrichtung wie Bernward, nicht so vornehm und reich begabt, aber ebenso fromm, demütig und werktätig, war dessen unmittelbarer Nachfolger, Bischof Godehard. Er stammte aus Bayern und war der Sohn armer Leute. In der Nähe von Niederaltaich geboren,

erhielt er den ersten Unterricht in diesem Kloster, begleitete dann den Erzbischof Friedrich von Salzburg nach Italien und wurde im Jahre 996 auf Betrieb des Herzogs Heinrich von Bayern zum Abte von Niederaltaich geweiht. In dieser Stellung, mit welcher er dann noch die Verwaltung der Klöster Tegernsee und Hersfeld verband, erwarb er sich den Ruf eines eifrigen, strengen, überaus thätigen Mannes, so daß ihn sein alter Gönner, der inzwischen zum deutschen Könige emporgestiegene Heinrich II., nach Bernwards Tode auf den bischöflichen Stuhl von Hildesheim berief. Als Bischof von Hildesheim hat Godehard mit demselben Eifer und mit demselben Erfolge gewirkt, wie in seinen bisherigen geistlichen Ämtern. Auch er entfaltete eine lebhafte und unermüdliche Thätigkeit, welche sich vorzugsweise auf den Bau und die Einrichtung neuer Gotteshäuser erstreckte. Nicht weniger als dreißig Kirchen soll er während seiner Verwaltung in seinem Sprengel eingeweiht haben. Er selbst hat im Westen der Stadt das Bartholomäistift und im Osten derselben auf dem Zierenberge eine Münsterkirche erbaut, die er in die Ehre seines Schutzpatrons, des heiligen Moritz, weihte. Auch der dortige Dom hat seine Bauhätigkeit erfahren. An der westlichen Krypta desselben führte er Verbesserungen aus und fügte hier eine Säulenhalle, das Paradies, und ein Glockenhaus mit hohen Türmen hinzu. Diese ältere, noch aus der Zeit des Bischofs Altfried stammende Kathedralkirche ward indes im Jahre 1046 ein Raub der Flammen. Hezilo, Godehards dritter Nachfolger (1054—1079), hat sie unter Benutzung der Trümmer des alten Baues in ziemlich dürftiger und bescheidener Weise wiederhergestellt.

Als eine von diesen Hildesheimer Kirchenfürsten durchaus verschiedene Persönlichkeit erscheint Bischof Meinwerk von Paderborn. Obschon aus vornehmem sächsischen Hause, war er doch frei von allen Neigungen und Gewohnheiten, welche sonst den hohen Adel dieser Zeit kennzeichnen. Eine derbe, lediglich auf das Praktische gerichtete Natur, ohne jeden Anflug einer tieferen wissenschaftlichen Bildung, richtete er sein Augenmerk vorzugsweise auf die wirtschaftliche Hebung des seiner Obhut anvertrauten Bistums. Wie er, abgesehen von seiner eigenen Freigebigkeit, unermüdlich war, demselben neue Privilegien und reiche Schenkungen vonseiten anderer, zumal des Königs, zu verschaffen, so hat er sich keine Mühe verdriessen lassen, das leibliche Wohl seiner Unterthanen nach Kräften zu fördern. Trotz seiner schroffen Außenseite hatte er doch ein warmes Herz für

das arme, notleidende Volk. Oft, fast alljährlich, durchstreifte er, als Krämer verkleidet, seinen Sprengel, um sich durch eigene Anschauung von dem Zustande des Landes, von den Bedürfnissen und der Not seiner Bewohner zu unterrichten. Der gedrückten Klasse der Hörigen widmete er eine besondere aufmunternde Sorgfalt. Strafend und belohnend wufste er auf ihre sittlichen Kräfte einzuwirken. Nichts war ihm zu diesem Zwecke zu gering: er kümmerte sich um alles. Die Landwirtschaft suchte er zu heben, die Viehzucht zu verbessern und selbst den Gartenbau zu fördern und einträglicher zu machen. Dabei war er streng in der Aufrechterhaltung der Kirchenzucht, baute Kirchen und Klöster in seiner Hauptstadt und, obschon keineswegs für seine Person ein Gelehrter, wufste er doch die Schule zu Paderborn zu einer bisher nicht gekannten Blüte zu bringen. Ähnlich wie er im Bistum Paderborn wirkte einige Jahrzehnte später im Hochstifte Osnabrück Bischof Benno, der vertraute Freund und Ratgeber Heinrichs IV. Auch er bemühte sich nicht ohne Erfolg, Ackerbau und Viehzucht in seinem Bistume zu heben und namentlich durch Verbesserung der Wege eine leichtere Verbindung zwischen den einzelnen Ortschaften herzustellen. Unter seiner persönlichen Aufsicht liefs er einen solchen Weg durch das sogenannte „weisse Feld“ legen, bei dessen Bau er viele tausend Menschen beschäftigte. Wie Meinwerk war er ein vortrefflicher Haushalter, der mit geringen Mitteln Großes zu erreichen wufste. Das Benediktinerkloster Iburg verdankt ihm seine Gründung und Ausstattung.

In einem merkwürdigen Gegensatze zu diesen Männern steht wiederum Adalbert von Bremen, dessen äußere Lebensverhältnisse und Schicksale wir schon im vorigen Abschnitte berührt haben. In ihm verschmolz ein maßlos persönlicher Ehrgeiz, den er freilich in den Dienst der Kirche zu stellen verstand, und ein auf äußeren Glanz gerichteter Sinn in wunderbarer Weise mit den echt christlichen Tugenden der Mäßigkeit, Keuschheit und Glaubensinnigkeit, Tugenden, welche selbst seine Feinde an ihm anerkannt haben. Die hervorragende Rolle, die er in den Reichshändeln gespielt hat, ist seinem Bistume nicht zum Segen gewesen. Auch die glänzenden Erfolge, welche unter seiner Leitung in den ersten Jahren seines Episkopates die christliche Mission in den skandinavischen Reichen und im nördlichen Wendlande errang, gingen noch zu seiner Zeit kläglich wieder verloren, und das Erzstift selbst ward, wie wir gesehen haben, zum Tummelplatze arger Zerrüttung und der Gegen-

stand schändlicher Beraubung. Dazu kam, daß dem Erzbischofe jeder Sinn für Sparsamkeit oder auch nur für ökonomische Ordnung völlig abging. Sorglos überließ er die Verwaltung der Kirchengüter seinen Amtleuten und Meiern, die ihn auf jede Weise betrogen und hintergingen. Sich selbst und seiner fürstlichen Freigebigkeit Zügel anzulegen, hatte er nicht gelernt. So kam das Erzstift unter ihm in die allergrößte finanzielle Bedrängnis. Trotzdem hat auch er große Summen für prachtvolle Bauten verwandt. Den alten, durch Feuer zerstörten Dom in Bremen hatte schon Adalberts Vorgänger Bezelin durch einen Neubau zu ersetzen begonnen, der aus Hausteinen und nach dem Muster der doppelchörigen Kathedrale zu Köln aufgeführt ward. Adalbert aber änderte den Bauplan, der ihm nicht großartig genug erschien, und nahm sich den Dom von Benevent in Unteritalien zum Vorbilde. Mit überstürzender Hast ward der Bau weitergeführt. Die Stadtmauer, ein von Bezelin erbauter, vielbewunderter Befestigungsturm, sogar das halbvollendete Kapitelhaus wurden niedergerissen, um Baumaterial zu gewinnen. Aber bald begannen die Mittel zur Vollendung des Baues zu fehlen und dieser geriet ins Stocken. Erst nach sieben Jahren waren der Hochaltar und die Fassade hergestellt. So blieb der gewaltige Bau liegen, ein Sinnbild der ganzen unruhigen, hochstrebenden und am Ende doch wenig erfolgreichen Regierung seines Urhebers.

Die Einsetzung der Bischöfe erfolgte zu dieser Zeit noch durch den König, meist so, daß dieser den ihm genehmen Mann bezeichnete und dann Klerus und Volk ihn in formeller Weise erwählten. Doch ward bereits als Grundsatz ausgesprochen, daß die Wiederbesetzung des bischöflichen Stuhles der Einwirkung vonseiten des Königs entzogen und lediglich der freien Wahl des Klerus und Volkes überlassen bleiben müsse. Groß war, so lange Königtum und Episkopat dieselben Wege gingen, der Zuwachs an Macht, Besitz und Rechten, welcher der Kirche und besonders den Bischöfen durch die Gunst der Könige zuteil ward. Dem Bistum Halberstadt verlieh Otto III. im Jahre 989 Markt- Zoll- Münz- und Bannrecht in den Städten Osterwiek und Halberstadt und im Jahre 997 den Wildbann und was er sonst an Eigentum in den Wäldern Hakel, Huy, Fallstein, Asse, Elm und dem Nordwalde besaß. Heinrich III. fügte diesen Schenkungen im Jahre 1052 die Grafschaften im Hardagau, Derlingau, sowie in Teilen des Nordthuringaus und des Gaus Belchesheim hinzu, die bisher Graf Bernhard

verwaltet hatte. Ebenso erhielt Paderborn, welchem schon Heinrich III. die Immunität verliehen, durch Otto III. die Grafschaft in fünf engerischen Gauen mit dem Wildbann in der Senne, durch Heinrich II. aber einen Bannforst im Osning sowie die Grafschaft des verstorbenen Grafen Hahold. Diesen Vergabungen hat derselbe König, meist auf Bitten des Bischofs Meinwerk, eine überaus große Anzahl von Schenkungen folgen lassen, darunter die Grafschaften der verstorbenen Grafen Liudolf und Dodiko mit den in letzterer gelegenen Forsten, welche namentlich den Reinhardswald begriffen. Auch die fränkischen Kaiser erwiesen sich in ähnlicher Weise freigebig gegen das Hochstift, wie denn Konrad II. ihm im Jahre 1032 die Grafschaft überwies, welche Graf Hermann bislang in den Gauen Auga, Netga und dem fränkischen Hessengau besessen hatte.

Eine sehr stattliche Reihe von Erwerbungen gelang es Bernward für Hildesheim zu machen. Abgesehen von Güterschenkungen am Rhein und in anderen entfernteren Gegenden erhielt das Bistum durch Otto III. einen Forst zwischen Leine und Innerste, ferner einen solchen an der Weser und Schade, den Wald Harfhaum, die zum Schlosse Mundburg gehörige Grafschaft, das Schultheisenamt beim Schlosse Wirnholt, die Burg Dalehem im Ambergau. Nicht minder wohlgesinnt zeigten sich Heinrich II. und Heinrich III. Letzterer verlieh dem Bistume die Güter Wienhausen und Poppenburg nebst einem Grafschaftsbezirke, der sich über mehrere Gaue erstreckte, das Marktrecht zu Hugishausen und anderes, Heinrich IV. aber eine Reihe von Grafschaften in verschiedenen Gauen, zwei große Bannforste an der Leine und im Jahre 1086 die Reichspfalz Werla nebst zwei Dörfern und zweihundert Hufen. Minden, welchem schon Otto I. das Gericht über die Malmannen (Ministerialen) des Stiftes verliehen hatte, erhielt durch Otto II. Gerichtsbann, Zoll, Münze und Marktgerechtigkeit, durch Otto III. zwei Bannforsten und einen Teil des Waldes Süntal. Konrad II. fügte außer einem Gute im Gau Valun den Wildbann bei Sulingen im Enterigau und in einem Teile des Voglers bei Bodenwerder hinzu, Heinrich IV. schenkte das Gut Loose in der Grafschaft Teklenburg sowie den Hof Laslinggeri im Gau Angeri. Dem Hochstifte Osnabrück bestätigte Otto der Große die ihm schon von den fränkischen Königen verliehene Immunität und den Wildbann im Osning und erlaubte dem Bischofe Drogo, in Wiedenbrück Münze und Markt anzulegen, indem er zugleich alle Einkünfte daraus

und aus dem dortigen Zolle dem Bistume überliefs. Für den Ort Osnabrück hatte dem letzteren schon König Arnulf dieselbe Erlaubnis erteilt, welche Heinrich II. dann im Jahre 1002 bestätigte. Auch die Verdener Kirche ward von den Kaisern reichlich bedacht. Otto III. verlieh ihr 985 Markt-Münz- Zoll- und Banngerechtigkeit, ferner die alleinige Macht über ihre Eigenleute und Kolonen sowie die Hochjagd durch den ganzen Gau Sturm. Von Heinrich II. erlangte sie für sämtliche ihr zugehörige Besitzungen die Immunität und die Vergünstigung, daß das bewegliche und unbewegliche Vermögen ihrer Geistlichen innerhalb des Verdener Sprengels ihr heimfallen solle. Konrad II. schenkte ihr ein Gut in Ramelslo und verordnete, daß die der Kirche gehörenden, ihr aber entfremdeten Leibeigenen gegen Erstattung des Kaufschillings zurückgegeben werden sollten. Heinrich IV. endlich überwies ihr ein Gut zu Hermannsburg sowie einen Wald und das Jagdrecht in der Magetheide, welche sich durch vier Gaue hindurch erstreckte. Ähnliche, ja noch umfassendere Vergabungen und Bewidmungen sind für das Erzstift Hamburg-Bremen zu verzeichnen. Otto der Große bestätigte die Freiheiten desselben, namentlich in bezug auf die Gerichtsbarkeit über die Hörigen, sowie auch den Heerbann des Erzbischofs, übertrug ihm alle seine Rechte in Bremen, Bassum, Ramelslo und Bücken, verlieh dem Erzbischofe Adaldag Markt- Zoll- Bann- und Münzrecht für Bremen und nahm die dortigen Kaufleute gleich denjenigen der königlichen Städte in seinen Schutz. Konrad II. schenkte dem Erzstifte Güter zu Lideneshusen und Bockhorn und verlieh dem Erzbischofe Bezelin Jahrmarktsgerechtigkeit zu Bremen nebst dem Marktzolle, dem Geldwechsel und anderen Nutzungen, auch das Recht, zu Haslingen und Stade einen Markt einzurichten und von diesem Zoll und andere Einkünfte zu erheben. Durch Heinrich III. erhielt das Erzstift den Hof Balge in der Grafschaft Hoya sowie einen Forst mit dem Bannrechte in den Gauen Lara und Steiringa: der Freigebigkeit Heinrichs IV. verdankte es eine ganze Reihe von Grafschaften in den Gauen Hunesga, Fivelga, Emisga, Westfala und Angeri, die Höfe Liestmunde (Leesum) und Duisburg im Ruhrgau (Ruriggowe), die Villa Sinzig am Rhein, den Forst und Königsbann durch den ganzen Gau Wigmodi, auf den Inseln und in den Marschländereien der Weser, die Forsten Eternebroek und im Ammerigau, den Wald Herescephe im Gau Angeri, die Jagdgerechtigkeit zwischen der Warmenau, Weser, Olle und Hunte, Besitzungen zu Weende im Leingau

und mehrere reiche und angesehene Abteien, darunter das altberühmte Corvey an der Weser.

Indem auf diese Weise der in der toten Hand befindliche Güterbesitz sich häufte, die Grafengewalt und andere königlichen Rechte teilweise auf die Bischöfe übergingen, die Gotteshausleute vielfach den gewöhnlichen Gerichten entzogen wurden, bahnte sich infolge der damit eintretenden Auflösung der alten Gauverfassung allmählich eine völlig veränderte Stellung der Bischöfe im Reiche an. Sie traten in die Reihe der Reichsfürsten ein und in ihren Sprengeln kam früher, als irgendwo sonst im Reiche die territoriale Entwicklung zur Ausbildung. Der Anfang zu dieser Veränderung liegt in dem Zeitraume, von welchem hier die Rede ist. Neben den Bistümern, den Zentralpunkten der geistlichen Macht, nahmen daran auch die Klöster teil, deren Zahl in beständigem Wachsen begriffen war, vor allen die dem Reichsoberhaupte unmittelbar unterworfenen sogenannten Königsabteien. Aber auch sie waren gleich den übrigen Besitzungen der Kirche in dieser Zeit häufig durch die Begehrlichkeit und Gewaltthat der weltlichen Großen bedroht. Eine noch gröfsere Gefahr erwuchs ihrer Unabhängigkeit durch das Streben der Bischöfe, zumal solcher, welche sich am Hofe des Königs besonderer Gunst erfreuten, sie in ihren Besitz oder unter ihre Botmäßigkeit zu bringen. Oft, aber nicht immer sind sie in ihren Bemühungen, ihre Selbständigkeit gegenüber der weltlichen Macht der Vögte oder der geistlichen Macht der Bischöfe zu behaupten, glücklich gewesen. Gerade den berühmtesten und angesehensten Abteien Sachsens ist ein solcher Kampf nicht erspart geblieben. Corvey wurde, wie oben erwähnt worden ist, von Heinrich IV. an Adalbert von Bremen geschenkt, aber es setzte dieser Verfügung des Königs einen so lebhaften Widerstand entgegen, daß die Verleihung nicht zur Ausführung gelangte. Bekanntter noch ist der Streit, welchen Gandersheim und für dasselbe der Bischof von Hildesheim inbezug auf das Aufsichtsrecht und die geistliche Jurisdiktion über das Kloster mit dem Erzbischofe von Mainz geführt haben. Während der Regierung dreier Kaiser und zur Zeit zweier Hildesheimer Bischöfe hat er die weitesten Kreise der Kirche bis in ihre höchste Spitze hinaufbewegt, bis er im Jahre 1027 auf der Frankfurter Synode zugunsten des Klosters und des Hildesheimer Bischofs endgültig entschieden ward.

Die Geistlichkeit und die ihr nahestehenden Kreise waren und blieben auch in dieser Zeit die fast ausschließlichen

Träger aller Bildung. Die Brennpunkte der letzteren waren daher die Bischofsstädte, wo einzelne hervorragende Männer mit Eifer den wissenschaftlichen Studien oblagen und Lehre und Beispiel der Bischöfe selbst häufig befruchtend und anregend auf ihre nächste Umgebung und weitere Kreise wirkten. Zu Bremen, Hildesheim, Paderborn und Minden bestanden bei den Domkapiteln Schulen, die sich eines weitverbreiteten Rufes erfreuten. Neben den großen Kathedralkirchen waren es besonders die Klöster, wo ähnliche Bestrebungen nicht ohne Erfolg gepflegt und gefördert wurden. Corvey und Gandersheim behaupteten auch in dieser Periode auf dem Gebiete wissenschaftlichen Lebens ihren alten Ruhm. Aber die Masse des Volkes stand diesen Bestrebungen teilnahmslos und ohne Verständnis gegenüber. Der Adel verwilderte in den mehr und mehr sich häufenden Fehden der Zeit, und namentlich die Regierung Heinrichs IV., welche während langer Jahre das Land mit Parteiung, Bürgerkrieg und Zerrüttung erfüllte, hat nicht wenig dazu beigetragen, die Selbstsucht, Habgier und Roheit desselben zu steigern. Um so häufiger erwachte dann wohl in diesen harten und von wilder Leidenschaft erregten Gemüthern der Wunsch, sich mit dem Himmel zu versöhnen und durch fromme Stiftungen oder Vergabungen an die Kirche die Fürsprache der Heiligen zu gewinnen. Manche Klöster des Sachsenlandes, welche im Verlaufe unserer Darstellung bereits erwähnt worden sind, verdanken ihre Entstehung einem solchen plötzlichen Umschlage der Gesinnung.

Neben dem hohen Adel, den Fürsten- und Dynastengeschlechtern, stehen, noch immer die Hauptmasse des Volkes bildend, die Freien, aber sie gliedern sich bereits in verschiedene Klassen. Während die Vermöglicheren unter ihnen eine Stellung behaupteten, welche sie rechtlich dem hohen Adel ziemlich gleichstellte, schmolz die Zahl der Gemeinfreien, welche früher den eigentlichen Grundstock des Volkes ausgemacht hatten, bereits in bedenklicher Weise zusammen. Der an die Stelle der alten Heerbannspflicht getretene kostspielige Reiterdienst konnte von dem bescheidenen Besitztume der geringeren Freien nicht immer geleistet werden. Diese waren daher genötigt, entweder durch Erwerbung von Lehen ihren Besitz und ihre Einkünfte zu mehren oder eine Stellung zu erstreben, welche sie der drückenden Kriegslast entthob. Beides aber mußte sie mit der Zeit in eine geminderte Standesstellung herabdrücken, denn in jenem Falle gaben sie ihre bisherige persönliche Freiheit auf und in diesem ward ihr Besitz durch die Leistungen belastet,

welche sie den reicheren Grundbesitzern dafür zu entrichten hatten, daß diese den Heerdienst für sie übernahmen. Auf diese Weise verringerte sich die Zahl der kleineren, weniger bemittelten Freien von Jahr zu Jahr: sie sanken allmählich in eine ähnliche Stellung herab, wie sie die Hintersassen und Schutzbefohlenen der Dienstherren, die alten Liten, schon längst eingenommen hatten. Andererseits beginnt in diesem Zeitraume das Emporstreben der Ministerialen oder Dienstmannen, welche trotz ihrer persönlichen Unfreiheit durch Waffendienst oder durch die Verwaltung anderer, ihnen von ihren Herren übertragener Ämter eine einflußreiche Stellung erlangen und in der Folge einen niederen Adel bildeten, dessen Bedeutung wesentlich auf dem Verhältnis seiner Mitglieder zu ihren Herren beruhte. Als Beispiel eines solchen Ministerialengeschlechtes schon in dieser Zeit mögen die Herren von Wolfenbüttel erwähnt werden, welche als Dienstmannen der Brunonen erscheinen. Im Jahre 1087 wird Widekind von Wolfenbüttel mit unter den Geiseln genannt, welche Ekbert II. dem Kaiser für seine Treue stellte.

Das Rechtsleben des Volkes bewegte sich vorwiegend noch in den altüberlieferten Formen. Die Zeit war für eine gesetzgeberische Thätigkeit nicht angethan: so lebte man nach einem Rechte, welches nur zum kleinsten Teile aufgezeichnet war, sich aber im Bewußtsein des Volkes, zumal in der Tradition der richterlichen Kreise, lebendig erhielt. Als Rechtsgrundsatz galt im allgemeinen, daß das Urteil nur durch die Standesgenossen des Angeklagten gefunden werden konnte. Dies tritt zunächst in den königlichen Hof- oder Pfalzgerichten hervor. Als Markgraf Ekbert zum Verluste seiner Mark verurteilt ward, wird es ausdrücklich betont, daß „seinesgleichen“ über ihn zu Gericht gesessen hätten. Auch die Stammeszugehörigkeit des Beschuldigten wird berücksichtigt. Über Ekbert wie über Otto von Nordheim haben, obschon der letztere Herzog von Bayern war, doch nur sächsische Fürsten das Urteil gefunden und gesprochen. Als Beweismittel kam neben dem altgermanischen Eide durch Eideshelfer häufig auch der gerichtliche Zweikampf zur Anwendung. Wir haben mehrere solcher Fälle im Verlaufe unserer Darstellung kennen gelernt. Die Regel war, daß der Ankläger seine Beschuldigung durch den Zweikampf zu beweisen sich erbot und daß dann das Gericht über die Zulässigkeit desselben entschied. Die ordentliche Gerichtsbarkeit knüpfte sich nach wie vor an das gräfliche Gericht, das echte Ding, wie es dieser Periode aus

der karolingischen Zeit überkommen war. Aber diese Gerichtsorganisation war längst durch die häufigen Verleihungen der Immunität unterbrochen worden, und neben dem Grafendinge erscheint daher bereits das Gericht der bischöflichen und abteilichen Vögte, welchem alle nicht in vollständiger Knechtschaft lebenden abhängigen Leute auf den kirchlichen Gütern unterworfen waren und welches sich mit der Zeit auch über die Grenzen der bischöflichen Besitzungen hinaus auszudehnen begann.

Auch die wirtschaftlichen Ordnungen im Lande hatten sich nicht wesentlich geändert. Trotz der wachsenden Besiedelung bot Sachsen doch im großen und ganzen zu Ende dieses Zeitraums noch dasselbe landschaftliche Bild dar wie zur Zeit Heinrichs I. und Ottos des Großen. Die Weiterentwicklung der wirtschaftlichen Zustände ward namentlich dadurch bestimmt, daß die Ottonen im Gegensatz zu den nationalökonomischen Bestrebungen Karls des Großen auf jede zentralisierende Einwirkung verzichteten und jene dem natürlichen Gange der gegebenen Verhältnisse überließen. Die Besitzungen des Königs nicht minder wie diejenigen der kleinen Freien zeigen im ganzen dieselbe Grundlage der Bewirtschaftung. Noch immer gaben das alte deutsche Dorf (villa), der alte deutsche Hof, mochte er nun ein Herrenhof (curtis dominicalis) oder ein Freienhof (curtis ingenuilis) sein, und daneben die Allmende oder die Mark der landschaftlichen Physiognomie des Sachsenlandes ihr eigentümliches Gepräge. Die Hofstätte (area, curtis, mansio), das dazu gehörige Pflugland, endlich der Anteil an der Gerechtsame der gemeinen Mark (das Echtwort, Achtwart) waren die Bestandteile, welche zu einem sächsischen Hofe gehörten. Weizen, Roggen, Gerste, Hafer, auch Hirse und Spelt, von den Hülsenfrüchten Erbsen und Linsen wurden, wie auf den Königshöfen, so auch auf den Landgütern der kleinen Grundbesitzer gebaut. Auch Hopfen- und Weinbau kommt vor. Unter der Ausstattung des vom heiligen Bernward 1022 gestifteten Michaelisklosters werden zwei Weinberge, der eine in Hildesheim, der andere in Dimerde bei Göttingen, erwähnt. Auch das Kloster Bursfelde erhielt im Jahr 1093 bei seiner Gründung einen Weinberg zu Welkerode in der Grafschaft Lohra zugewiesen. Neben der eigentlichen Landwirtschaft ward eine schwungvolle Viehzucht betrieben. Besonders nahm infolge der Vermehrung der Landgüter in Sachsen die Rindviehzucht nicht unbedeutend zu. Die größte Wichtigkeit für die Nahrung des Menschen hatte aber die Schweinezucht, welcher die Ausdehnung der das

Land bedeckenden Wälder zustatten kam. Wenn auch die letzteren allmählich durch Rodung und Neuanlage von Dörfern vermindert und eingeschränkt wurden, so wuchs doch andererseits die Zahl der Bannforsten, d. h. der großen, abgegrenzten Waldbezirke, welche unter den Königs- und Reichsfrieden gestellt und für jedermann außer für den König und seine Beamten für geschlossen erklärt wurden. So entstanden auf dem Grund und Boden des Reiches oder des Königs die Reichs- oder Königsforsten, in denen jene dem Waidwerk obzuliegen pflegten, bald auch durch Verleihung des königlichen Rechtes an die weltlichen und geistlichen Großen, Bezirke einforsten zu dürfen, zahlreiche andere Bannforsten. Die Jagd mit ihrer aufregenden Lust hatte zwar längst aufgehört eine Lebensbeschäftigung des Volkes zu sein, aber sie war noch immer für alle Stände des letzteren, vom Könige herab bis zu den kleinen Freien auf ihrem Hofe, ein allgemeines Vergnügen. Das Jagdrecht haftete an dem echten Eigentum über Grund und Boden und war einer Beschränkung nur durch Einforstung unterworfen, denn mit solchen Einforstungen war auch stets der Wildbann verbunden, der jede Nutzung des Jagdrechtes außer durch den Forstherrn ausschloß.

Wenden wir den Blick von diesen äußeren Formen und Bedingungen des Lebens auf die Thätigkeit, welche sich während dieses Zeitraums in Sachsen auf geistigem Gebiete, auf dem Felde der Litteratur und Kunst, entfaltete, so kommen da, wie schon bemerkt, fast allein die Bischofssitze und Klöster, die Mittelpunkte des kirchlichen Lebens, in Betracht. In Corvey, wo von der Zeit seiner Gründung her eine berühmte Klosterschule den Sinn für wissenschaftliche Bestrebungen gepflegt hatte, entstand im Jahre 967 ein Geschichtswerk, welches sich zur Aufgabe stellte, die Schicksale und Thaten des sächsischen Volkes von dessen Anfängen bis herab auf die Glanzzeit Ottos des Großen der Nachwelt zu überliefern. Sein Verfasser, der Mönch Widukind, hat sich dieser Aufgabe von einem patriotisch beschränkten Standpunkte aus und in einer gekünstelten, der antiken Redeweise ängstlich nachgebildeten Sprache entledigt. Aber das Werk ist von einem volkstümlichen, oft an die epische Dichtung erinnernden Geiste durchweht, und indem es sich in dieser Auffassung des Stoffes den großen Volksgeschichtschreibern der früheren Jahrhunderte anschließt, erhebt es sich weit über die dürftigen annalistischen Aufzeichnungen, in denen man bisher in Corvey die Zeitgeschichte behandelt hatte. Zu der nämlichen Zeit, da

Widukind seine „Geschichte der Sachsen“ vollendete, trat in dem benachbarten Kloster Gandersheim eine Nonne mit einer Dichtung hervor, welche die Verherrlichung Ottos des Großen zum Zweck hatte und bei fast gleichem Stoffe in der Handhabung der Sprache jenem gegenüber eine große Überlegenheit bekundete. Hrotswith, „die Weirufende“, ist der Name dieser merkwürdigen Frau, welche man nicht mit Unrecht als die erste deutsche Schriftstellerin bezeichnet hat. Sie war durch ihre Lehrerin Rikkardis in den Geist der klassischen Litteratur eingeführt worden und hatte sich zugleich unter deren Anleitung eine bewunderungswürdige Herrschaft über den lateinischen Ausdruck angeeignet. Ihre klassische Bildung vollendete sie dann im Umgange mit der Äbtissin Gerbirg, der Nichte Ottos des Großen, die durch Gelehrsamkeit und wissenschaftliches Streben sich ihrer königlichen Abkunft würdig erwies. Hrotswith dichtete zunächst fünf poetische Erzählungen, deren Stoff sie der biblischen Geschichte oder der Legende entnahm und denen sie später noch drei andere folgen ließ. Merkwürdiger sind ihre Versuche auf dem dramatischen Gebiete. Trotz ihres gleichfalls erbaulichen Inhaltes sind sie in der Form Nachahmungen des heidnischen Terenz, und die Dichterin hoffte durch diese Erzeugnisse ihrer Muse den letzteren aus der Gunst der rechtgläubigen Leute zu verdrängen. Sie behandeln die Bekehrung des Gallicanus, das Martyrium der Jungfrauen Agape Chionia und Irene, die Wiedererweckung des Kallimachus und der Drusiana durch den Apostel Johannes, den Fall und die Bekehrung der Maria, einer Pflөгetochter des Einsiedlers Abraham, die Bekehrung der Sünderin Thais durch den Eremiten Paphnucius, endlich den Märtyrertod von Glaube, Hoffnung, Liebe, den drei Töchtern der Weisheit. Dann verfasste sie auf Antrieb der Äbtissin Gerbirg 968 jenes schon erwähnte Lobgedicht auf Otto den Großen, in welchem sie das Glück und den Glanz des Reiches als ein himmlisches, an dem liudolfingischen Hause zur Erscheinung gekommenes Wunder preist. In späterer Zeit hat sie auch die Gründungslegende und die Anfänge des Klosters, dem sie angehörte, poetisch behandelt. Ihre gesamte litterarische Thätigkeit macht sie zu einer in jener Zeit einzig dastehenden Erscheinung, in deren Werken sich eine klassische Form mit kirchlichen und historischen Stoffen in höchst eigentümlicher Weise verbindet.

Den historischen Arbeiten Widukinds und Hrotswithas reiht sich die bis auf das Jahr 1018 herabreichende Chronik Thietmars von Merseburg an. Obschon durch den schwerfälligen

Stil des Verfassers und infolge der ihm eigentümlichen Lebensanschauung ein in mancher Beziehung wunderliches Buch, ist sie doch für die Zeit Ottos III. und Heinrichs II., über welche der Chronist als Zeitgenosse berichtet, eine unschätzbare Quelle. Thietmar war der Sohn des Grafen Siegfried von Walbeck, erhielt seine Schulbildung im Kloster Bergen bei Magdeburg, wurde 1002 Propst des von seinen Vorfahren gegründeten Klosters Walbeck und 1009 Bischof von Merseburg. Diese hohe Stellung und seine nahen Beziehungen zu den vornehmen Geschlechtern Sachsens setzten ihn in den Stand, über vieles aus eingehendster Kenntnis zu berichten, und diese oft tagebuchähnliche Genauigkeit seines Werkes ist wohlgeeignet, um die stilistischen Mängel desselben und seine oft abgeschmackten Wundergeschichten vergessen zu lassen. Von den geschichtlichen Arbeiten, welche aus der Zeit der fränkischen Könige auf uns gekommen sind, verdienen hier die Schrift Brunos über den sächsischen Krieg und Adams von Bremen Hamburger Kirchengeschichte eine besondere Erwähnung. Während jene von dem Standpunkte eines am erzbischöflichen Hofe zu Magdeburg lebenden Klerikers aus den Aufstand der Sachsen gegen Heinrich IV. mit maßloser Parteilichkeit behandelt, verdanken wir dem Bremer Domscholaster eine teils auf älteren Quellen beruhende, teils aus eigenen Erlebnissen geschöpfte Geschichte des norddeutschen Erzstiftes und der von hier ausgegangenen Mission im Norden, deren eigentlichen Mittelpunkt die an Erfolgen und Niederlagen so reiche Verwaltung des Erzbischofs Adalbert bildet. Zugleich hat Adam durch die im vierten Buche enthaltene „Beschreibung der Inseln des Nordens“ in seinem Werke die erste sichere Grundlage für die Kenntnis der damals noch so gut wie völlig unbekanntem Länder am Baltischen Meere gelegt. Zu den geschichtlichen Arbeiten dieser Zeit gehören auch die annalistischen Aufzeichnungen, welche man namentlich in der Umgebung der Bischöfe und in einzelnen Klöstern zusammenstellte. In Hildesheim und Quedlinburg sind solche Aufzeichnungen gemacht worden, aber sie sind nur noch bruchstück- oder auszugsweise erhalten. Auch zu Paderborn und in dem Kloster Iburg läßt sich eine ähnliche litterarische Thätigkeit in diesem Zeitraume nachweisen. Unter den Biographien, von denen manche einen rein oder doch vorwiegend erbaulichen Charakter haben, ragt als die bedeutendste das Leben des heiligen Bernward hervor, welches, von dessen Lehrer Thangmar verfaßt, zu den schönsten biographischen Denkmälern des ganzen Mittelalters gehört.

Auch Bernwards Nachfolger Godehard fand in seinem Schüler Wolthere einen würdigen Biographen, während die Lebensbeschreibung, die wir über Meinwerk von Paderborn besitzen, erst der Mitte des 12. Jahrhunderts angehört.

Weit vielseitiger und reicher als diese Leistungen der Wissenschaft war die Entwicklung, welche die Kunst auf den verschiedensten Gebieten zu dieser Zeit in Sachsen zeigte. Dieser Aufschwung ist so überraschend und großartig, daß wir davor wie vor einem Rätsel stehen, zu dem uns der Schlüssel fehlt. Dies gilt zunächst von der Baukunst. Was von ihren Schöpfungen aus dieser Periode auf uns gekommen ist, besteht freilich nur aus dürftigen Bruchstücken, aber sie reichen hin, um die Tiefe, Fruchtbarkeit und Bedeutung dieser künstlerischen Bewegung zu bezeugen. Mag die Anregung dazu durch Vermittelung der Kaiserin Theophano von Byzanz ausgegangen sein oder mag, wie neuere kunstgeschichtliche Forschungen nachzuweisen gesucht haben, diese Entwicklung auf ganz selbständiger, eigenartiger Grundlage beruhen, immerhin zeigt, was sie hervor gebracht hat, eine Größe der Konzeption und einen Reichtum von Ideen, welche um so mehr auffallen müssen, als sie mit den übrigen dürftigen Formen des sächsischen Lebens in einem schroffen Gegensatze stehen. Die ottonischen Bauten am Harz, die architektonischen Schöpfungen Bernwards und Adalberts tragen so durchaus den Stempel königlicher Pracht und zugleich religiöser Innigkeit, daß wir darin die Frucht der gemeinsamen Gesinnung erkennen, welche während der Zeit der Liudolfinger und der ersten salischen Kaiser Königtum und Kirche verband. Und auch auf die übrigen der Architektur noch ausschließlicly untergeordneten bildenden Künste, auf die Malerei und Bildnerei, auf die Goldschmiede- und Erzgießekunst ist, wie natürlich, diese Richtung übergegangen: sie atmen denselben Geist wie die Baukunst, in deren Dienst sie stehen. In keinem Manne der Zeit aber ist das, was die kirchliche Bildung auf dem Gebiete der Kunst vermochte, zu so großartiger Erscheinung gekommen wie in Bernward von Hildesheim. Die Wirksamkeit dieses Bischofs, der in allen Sätteln gerecht, in der Baukunst, Schreibekunst und Malerei nicht minder erfahren und produktiv war wie in den verschiedensten Metallarbeiten, ist geradezu staunenerregend. Von seiner Kunstfertigkeit im Schreiben und Malen sind zwar keine unmittelbaren Zeugnisse bis auf unsere Zeit gekommen, dagegen hat sich eine große Zahl der schönsten und bewunderungswürdigsten Arbeiten in edlem und unedlem

Metall, die er verfertigt hat, von ihm erhalten. Von jenen mögen der zwanzig Pfund schwere Kelch mit Patene, zu welchem sein Vorgänger, Bischof Othwin, bereits das Gold und die Edelsteine gesammelt hatte, ferner zwei Leuchter aus lichtstahlgrauem silberweißlichen Metall mit phantastischen Figuren, sowie endlich jenes kunstvolle, mit vielen Perlen und 230 Steinen und Gemmen geschmückte Kreuz erwähnt werden, in welches er das von seinem erlauchten Schüler, dem Kaiser Otto III., erhaltene Stück von dem wahren Kreuze Christi einschloß. Auch der riesige Kronleuchter, der, das himmlische Jerusalem darstellend, noch jetzt das Innere des Hildesheimer Domes ziert, ist höchstwahrscheinlich ein Werk von Bernwards Hand. Von seinen Erzarbeiten sind die berühmtesten die bronzene Christussäule auf dem großen Domhofe und die ehernen Thüren des Domes. Jene, wahrscheinlich nach dem Vorbilde der Trajanssäule gearbeitet, ist mit Reliefdarstellungen geschmückt, welche in 28 Gruppen die Geschichte Jesu von seiner Taufe bis zu seinem Einzuge in Jerusalem enthalten und sich in einem links gewundenen Streifen in achtmaliger Windung schneckenförmig von unten nach oben um die Säule schlingen. Nicht weniger groß gedacht und für jene Zeit mit überraschendem Geschick ausgeführt sind die metallenen Thorflügel an der sogenannten Paradieskapelle des Domes. Ihre Höhe beträgt 16 Fuß 2 Zoll, ihre Breite 7 Fuß 8½ Zoll, ihre Schwere ist so bedeutend, daß nur ein starker Mann sie zu öffnen vermag. Auf den äußeren Feldern der Flügel befinden sich in erhabener Arbeit acht Darstellungen aus dem Alten und ebenso viele aus dem Neuen Testamente, von denen jene die Sünde mit ihren Folgen, diese aber die Erlösung des Menschen zu bildlichem Ausdruck bringen. In der Mitte der Thüren, zwischen den Bildern, steht mit Unzialbuchstaben eine Inschrift in lateinischer Sprache, welche in deutscher Übersetzung lautet: „Im Jahre der Menschwerdung des Herrn 1015 hat Bischof Bernward seligen Andenkens diese gegossenen Thorflügel an der Schwelle des Tempels der Engel zu seinem Gedächtnis aufhängen lassen.“ Das Ganze ist ein Kunstwerk von höchster Bedeutung. In Verbindung mit den übrigen Schöpfungen Bernwards auf diesem und den verwandten Gebieten gestattet es einen Einblick in die reiche Gedankenwelt und die künstlerischen Bestrebungen dieser Zeit, welche, wenn man sie einzig und allein nach ihrem äußeren Auftreten beurteilt, nur allzu sehr das Gepräge der Roheit und sittlichen Verwilderung zu tragen scheint.

Drittes Buch.

Lothar von Süpplingenburg

und

die ersten Welfen.

Erster Abschnitt.

Das Herzogtum Lothars und Heinrich der Stolze.

Von den Männern, welche in Sachsen einst gegen ihren königlichen Herrn zuerst die Fahne des Aufruhrs erhoben hatten, war, wie wir gesehen haben, allein Herzog Magnus noch übrig, als Heinrich IV., von allen verlassen und gemieden, von seinem eigenen Sohne seiner Krone und seines Erbes beraubt, am 4. August 1106 aus dem Leben schied, einem Leben, welches für ihn einen rastlosen, ununterbrochenen Kampf gegen die zahllosen Feinde eines starken, kräftigen Reichsregiments bedeutet hatte. Dafs sich dieser Kampf mit fast gleicher Erbitterung über das Grab des verstorbenen Kaisers hinaus fortsetzte, dafs wir den rebellischen Sohn bald in denselben Bahnen wandeln sehen wie den Vater, dafs er mit derselben Thatkraft, nur schlauer und gewaltsamer zugleich, dasselbe Ziel verfolgte wie dieser, aus all diesem erhellt, dafs es sich hier nicht um persönlichen Ehrgeiz oder um Regungen einer despotischen Laune handelte, sondern dafs der Kampf um Lebensfragen, um Fragen von brennender Wichtigkeit und von unmittelbarster Bedeutung geführt ward. Die Aristokratie der großen Reichslehensträger und die nach der Herrschaft über die Welt strebende Kirche, so weit auch sonst ihre Wege auseinandergehen mochten, reichten sich hier zu einem Bunde die Hand, der das Kaisertum aus der bislang von ihm behaupteten maßgebenden und gebietenden Stellung verdrängen sollte. Die Söhne und Erben der Männer, welche unter Heinrich IV. diesen Kampf begonnen hatten, setzten ihn jetzt unter Heinrich V. fort. Es war ein Kampf, der nach wie vor alle Kreise des Volkes auf das tiefste aufregte, alle Verhältnisse verwirrte, die früheren Lebensnormen auflöste

und neue an ihre Stelle setzte. Seine Folgen für Europa, für Deutschland und Sachsen waren von außerordentlicher Bedeutung und Tragweite. Für Deutschland lagen sie darin, daß die Reste der alten karolingischen Gauverfassung verschwanden, daß die großen Geschlechter ihre Würden und Ämter erblich machten, für Sachsen auch darin, daß des Kaisers Absicht, in Norddeutschland das alte Reichsdomanium herzustellen, vereitelt ward. Es kam dazu, daß ein großer Teil der Güter jener mächtigen sächsischen Geschlechter, welche den Kampf gegen Heinrich IV. geführt hatten, um diese Zeit in einer Hand vereinigt wurde. Schon waren die brunonischen und nordheimischen Erblände durch die Vermählung Gertruds von Braunschweig mit Heinrich dem Fetten von Nordheim zusammengeschmolzen. Durch ihre Heirat mit Lothar von Süpplingenburg verband Richinza, die eine der aus dieser Ehe hervorgegangenen Töchter, den Hauptstock des brunonisch-nordheimischen Stammgutes mit dem Erbe der Grafen von Süpplingenburg und Haldensleben. So erscheint Lothar, noch ehe er nach dem Tode des letzten Billingers zum Herzog von Sachsen erhoben wurde, als der mächtigste Herr im ganzen Sachsenlande und zugleich als der Erbe der hervorragendsten unter denjenigen Fürstenthäusern, welche die Seele des langjährigen Widerstandes gegen Heinrich IV. gewesen waren.

Er entstammte einem angesehenen Geschlechte Ostsachsens, dessen frühere Geschichte durchaus im Dunkel liegt. Man hat seine Vorfahren wohl in den Grafen von Walbeck zu finden gemeint, welche in diesen ostfälischen Gegenden zur Zeit der Ottonen eine bedeutende Rolle gespielt haben, allein über Lothars Vater, den Grafen Gebhard von Süpplingenburg, hinaus läßt sich dessen väterlicher Stammbaum mit Sicherheit nicht zurückverfolgen. Gebhard war mit Hedwig, der Tochter des Grafen Friedrich von Formbach, vermählt, deren Mutter, Gertrud von Haldensleben, die Erbin der ausgedehnten Besitzungen dieses Hauses geworden war. Es scheint, daß mit dieser Verbindung Lothars Vater erst jene Güter und Reichslehen in den ostsächsischen Gauen erworben hat, als deren Inhaber er selbst und sein Sohn später hervortreten. In den Gegenden, wo sich der Derlingau mit dem Nordthüringau berührte, genau da wo früher die Grafen von Haldensleben angesessen waren und mehrere Komitate verwalteten, finden wir in der Folge die Grafen von Süpplingenburg begütert und im Besitze einer Grafschaft, welche sich über den östlichen Derlingau und daneben über die benachbarten Gegenden des nördlichen

Hardagau erstreckte. Dort lag auch in der Nähe von Helmstedt, an der Südspitze des Dormwaldes, in einer von der Schunter gebildeten sumpfigen Niederung, die Süppingenburg, nach welcher sich Lothar und dessen Vater benannten. Lothars Großmutter väterlicherseits gehörte dagegen dem mit dem sächsischen Kaiserhause naheverwandten Geschlechte der Dynasten von Querfurt an, aus welchem einst der heilige Bruno (Bonifazius), der Apostel der Preußen, hervorgegangen war.

Unter den Zerrüttungen des Bürgerkrieges, der seinem Vater in der Schlacht bei Homburg das Leben kostete, ist Lothar zum Manne herangewachsen. Er selbst hat an den späteren Kämpfen desselben einen lebhaften Anteil genommen. In jener Schlacht unter den Mauern der Burg Gleichen stritt er tapfer an der Seite des Markgrafen Ekbert: der von ihm zum Gefangenen gemachte Erzbischof Liemar von Bremen mußte damals seine Freiheit mit 300 Mark Silbers und der Abtretung der Vogtei über die Bremer Kirche erkaufen. Indessen, so angesehen Lothars Stellung in Sachsen durch Güterbesitz und persönlichen Einfluß bereits sein mochte, eine allgemeine Bedeutung für das Land erhielt sie doch erst, als ihn Heinrich V. alsbald nach seiner Thronbesteigung mit dem Herzogtume in Sachsen belehnte. Die Beweggründe zu diesem Schritt sind nicht bekannt: wir wissen nicht, was Heinrich veranlaßt hat, mit Übergehung der beiden Schwiegersöhne des letzten Herzogs aus billigischem Stamme unter den zahlreichen sächsischen Großen gerade diesen Mann zu dem wichtigen und bedeutungsvollen Amte auszuersuchen. Allein wir dürfen bei Heinrichs Charakter unbedenklich annehmen, daß es nicht nur die gleiche Gesinnung gewesen sein wird, welche beide gegen den verstorbenen Kaiser beseelte, sondern daß er große und wichtige ihm geleistete Dienste mit so hohem Preise gelohnt hat.

Als Herzog von Sachsen entfaltete Lothar alsbald eine vielseitige Thätigkeit, theils als Vertreter des Stammes gegenüber dem Kaiser, theils inbezug auf die Ordnung der inneren Angelegenheiten des Landes, theils endlich als Vorkämpfer des Christentums und Germanentums gegen die benachbarten Stämme der heidnischen Wenden. Mit Heinrich V. hat das gute Einvernehmen nicht lange gedauert. Man weiß, wie dieser, sobald er selbst die Krone erlangt hatte, in allen Stücken, nicht nur in seiner Politik gegenüber dem päpstlichen Stuhle sondern auch in seinen Bestrebungen, die Selbständigkeit und Eigenartigkeit der einzelnen Stämme

zu brechen, in die Fußstapfen seines Vaters trat. Zwar hat er, schlau und erfindungsreich wie er war, den Sachsen gegenüber zu anderen Mitteln gegriffen wie sein Vater, aber diese Mittel bezweckten darum nicht minder, die königliche Macht und den Einfluß der Reichsgewalt auf Kosten der in so langen und blutigen Kämpfen behaupteten sächsischen Selbständigkeit zu heben und das Reichsgut durch neue Erwerbungen an Land, Leuten und Einkünften zu erweitern. Heinrich V. hat sich wohl gehütet, in der Weise seines Vaters durch Burgenbau, Heeresversammlungen und ähnliche Maßnahmen das Mißtrauen des sächsischen Volkes zu erregen, aber er hat verschiedene Male versucht, durch Eingriffe in die Rechtsgewohnheiten des Landes, in das von seinen Vorgängern wiederholt bestätigte Sachsenrecht, die Zustände im Sachsenlande zugunsten des Reiches zu ändern. Bei dem gerade damals mehrfach vorkommenden Erlöschen alter angesehener Dynastengeschlechter des Landes, welche infolge eines mit der Zeit zum Gewohnheitsrechte gewordenen Gebrauches sich bereits durch verschiedene Generationen hindurch in dem erblichen Besitze der ihnen verliehenen Reichslehen und Reichsämtel behauptet hatten, kam die Frage in Betracht, ob in einem solchen Falle nicht nur das Allodialgut sondern auch der vom Reiche herrührende Besitz der weiblichen Hand zu folgen, d. h. mit der ehelichen Verbindung einer Erbin auf deren Gatten oder Kinder überzugehen habe. Mit der größten Entschiedenheit hat Lothar, der selbst einen großen Teil seiner Besitzungen durch den Erbgang von Frauen überkommen hatte, die Rechte der weiblichen Seitenverwandten verteidigt, so oft Heinrich V. versuchte, diese von der ihnen zugefallenen Erbschaft auszuschließen und letztere dem Reichsgute einzuverleiben. Ohne zu zögern, hat er dafür die Waffen ergriffen, und indem er dies that, hat er nicht nur das eigene Interesse verfochten, sondern zugleich als der Schirmer des sächsischen Rechtes und als das Oberhaupt des gesamten Stammes dem Kaiser gegenüber eine Stellung zu behaupten gewußt, wie sie die Herzöge aus billingischem Geschlechte nie, auch nicht in dem Kampfe gegen Heinrich IV., eingenommen haben. Zweimal kam er durch diese Politik in Gefahr, das Herzogtum zu verlieren, aber beide Male hat er sich trotz der Acht des Kaisers durch rechtzeitige Nachgiebigkeit oder durch erfolgreichen Kampf im Besitze desselben behauptet.

Schon im Jahre 1112 kam der erste Zwist mit dem Kaiser zum Ausbruch. Heinrich hatte einen unfreien Mann, welcher im Auftrage des Markgrafen Udo III. von der Nord-

mark die Grafschaft Stade verwaltete, gegen eine Summe Geldes für einen Freigebornen der Grafschaft erklärt, aber Graf Rudolf von Stade, welcher seit dem Jahre 1106 für seinen Neffen Heinrich, den Sohn Udos, die Vormundschaft führte, und Herzog Lothar widersetzten sich dieser kaiserlichen Entscheidung als den Gesetzen des Landes zuwiderlaufend, bemächtigten sich der Person des ehrgeizigen Mannes und führten ihn gefangen nach der Feste Salzwedel. Heinrich V. verhängte infolge dieser Gewaltthat über die beiden Fürsten die Reichsacht und verlich das Herzogtum Sachsen an den Grafen Otto von Ballenstedt, einen Eidam des letzten billingsischen Herzogs, die Nordmark aber an den Grafen Helperich von Plötzkau. Dann zwang er durch eine Belagerung Salzwedels den Grafen Rudolf zur Unterwerfung. Und nun bequeme sich auch Lothar dazu, die Verzeihung des Kaisers zu erbitten. Beide mußten Geiseln für ihre Treue stellen und ihren Gefangenen in Freiheit setzen: dagegen beliefs ihnen Heinrich die ihnen infolge ihrer Achtung abgesprochenen Reichsämtler.

Kaum hatte dieser Zwist eine friedliche Ausgleichung gefunden, so bereitete sich auch schon ein anderes Zerwürfniß zwischen dem Kaiser und den sächsischen Fürsten vor, welches eine weit bedeutendere Ausdehnung gewann. Dieses Mal handelte es sich eben um einen jener Fälle der Vererbung von Reichs- und Eigengut auf die Nachkommen von weiblicher Seite. Am 13. Mai 1112 erlosch im Mannstamme das Geschlecht der namentlich in Thüringen reichbegüterten Grafen von Weimar-Orlamünde. Sogleich zog der Kaiser das gesamte Erbe des letzten Grafen Udalrich, nicht nur die Reichslehen sondern auch das Familiengut, als dem Reiche heimgefallen ein. Nach sächsischer Anschauung verletzte er dadurch das Erbrecht des Pfalzgrafen Siegfried bei Rhein aus dem Hause der Grafen von Ballenstedt, dessen Mutter dem orlamündischen Geschlechte entstammte und der deshalb Ansprüche mindestens auf den Teil der Erbschaft glaubte erheben zu können, welcher nicht Lehen des Reiches gewesen war. Siegfried war durch seine Gemahlin, die zweite Tochter Heinrichs von Nordheim, ein Schwager Lothars, und dieser hatte daher doppelt Veranlassung, dem Kaiser in dieser Angelegenheit entgegenzutreten. Es bildete sich, um die Rechtsansprüche des Pfalzgrafen durchzusetzen, ein weitverzweigter Bund der sächsischen und thüringischen Fürsten. Die ganze Sippe Ottos von Nordheim, Ludwig von Thüringen, Wiprecht von Groitzsch, der sächsische Pfalzgraf Friedrich, Rudolf von

Stade, auch mehrere Bischöfe, darunter am eifrigsten Reinhard von Halberstadt, griffen zu den Waffen und Lothar trat an die Spitze der Verbindung, welcher sich auch der Erzbischof Adalbert von Mainz, bisher des Kaisers vertrautester Ratgeber, anschloß. Aber Heinrich handelte dieses Mal mit ebenso großer Entschlossenheit, wie ihn das Glück begünstigte. Den Erzbischof von Mainz nahm er in Haft und ließ ihn nach dem festen Trifels abführen. Dann sprach er über die Verbündeten die Reichsacht aus und fiel mit einem Heere in Sachsen ein, wo er Halberstadt und Hornburg eroberte. Wenige Wochen später (9. März 1113) überfiel sein Feldhauptmann Hoier von Mansfeld die verbündeten Fürsten, als sie in der Nähe von Quedlinburg bei Warnstedt eine Beratschlagung hielten. Siegfried, der Urheber des ganzen Haders, blieb auf dem Platze, Wiprecht von Groitzsch fiel verwundet in die Hände des Mansfelders, die übrigen entkamen durch die Flucht. Mit einem Schlage war die gefährliche Verbindung auseinandergesprengt. Alles eilte, seinen Frieden mit dem Kaiser zu machen. Am längsten hielt Lothar zurück: nur zögernd entschloß er sich endlich, die Gnade des Kaisers anzurufen. Zu Anfang des Januar 1114, als Heinrich eben zu Mainz seine Vermählung mit Mathilde von England beging, erschien der Sachsenherzog, um Frieden bittend, barfuß, im härenen Gewande, vor ihm und erlangte Verzeihung.

Aber schon im folgenden Jahre erhoben sich die Sachsen und ihr Herzog wieder gegen den Kaiser, und indem der päpstliche Stuhl sich, wie zur Zeit Heinrichs IV., mit diesen Elementen des Widerstandes verbündete, verschmolz die von Sachsen ausgehende Bewegung wieder mit den kirchlichen Bestrebungen zu einem großen umfassenden Bündnis gegen die kaiserliche Gewalt. Am Rhein und in Westfalen kamen die ersten Zeichen meuterischer Gesinnung zutage, dann aber verbreitete sich der Aufstand rasch über alle Teile Sachsens und Lothar, eben von einem Wendenfeldzuge heimgekehrt, trat noch einmal als Führer und Haupt des ganzen Stammes dem Kaiser entgegen. Es kam zu einer Reihe von kriegerischen Unternehmungen ohne entscheidenden Erfolg. Lothar und dessen Verbündete setzten sich in Walbeck am Ostlande des Harzes fest, das sie gegen Hoier von Mansfeld, den treuen Anhänger Heinrichs, stark befestigten. Heinrich selbst ging nach Sachsen, wo er zu Goslar die Rebellen ächtete und Lothar des Herzogtums entsetzte, welches er dem tapfern Hoier von Mansfeld bestimmte. Dann brach er plötzlich gegen Braunschweig auf und eroberte diesen

Ort, das Erbe von Lothars Schwiegermutter, während Hoier und sein Anhang sich vor Orlamünde legten. Inzwischen hatte sich das kaiserliche Heer, welches aus dem Süden heranzog, bei Wallhausen gesammelt und wandte sich von hier gegen Walbeck. Zwei kleine Stunden südöstlich von diesem Orte, bei einem Wäldchen zwischen Hettstedt und Gerbstedt, welches noch heute das Welfesholz heißt, entbrannte am 11. Februar 1115 eine mörderische, entscheidende Schlacht. Die Sachsen hatten einen Teil ihrer Streitkräfte unter Otto von Ballenstedt gegen die Wenden stehen lassen müssen, welche nach Überschreitung der Elbe die Umgegend von Köthen verwüsteten. Trotzdem erfochten sie einen glänzenden Sieg. Im Angesicht beider Heere erlag Hoier von Mansfeld in einem Einzelkampfe, der an die Zeit der homerischen Helden erinnert, den Schwertstreichen des jüngeren Wiprecht von Groitzsch. Die Sachsen fochten mit ihrer altbewährten Tapferkeit: manche von ihnen sollen mehr als zwanzig Gegner an diesem Tage erlegt haben. Als die Nacht auf das schneebedeckte Schlachtfeld herabsank, war der Sieg der sächsischen Waffen entschieden, das Heer des Kaisers in vollem Rückzuge. Noch lange erzählte die Sage von der Siegesgewißheit, welche den Grafen Hoier zu seinem Verderben in den Kampf getrieben habe, und ein alter Stein am Wege, den die Sachsen damals als Siegesdenkmal errichteten, bezeichnet noch heute den Platz, wo der wegen seiner Tapferkeit und hünenhaften Stärke berühmte Held das Leben verlor.

Der Sieg am Welfesholze war für die kaiserliche Autorität ein vernichtender Schlag. In Sachsen war sie auf lange Zeit niedergeworfen, und auch in den übrigen Gegenden des Reiches regte sich jetzt um so mehr die Lust zu Abfall und Empörung, als kurze Zeit vorher der päpstliche Stuhl den Bannfluch gegen Heinrich V. erneuert hatte. Lothar und seine Verbündeten waren zudem beflissen, ihren Sieg nach Kräften auszubeuten. Während der Bischof von Halberstadt, Pfalzgraf Friedrich und Rudolf von Stade Quedlinburg und Heimburg am Harze eroberten, wandte sich Lothar selbst nach Westfalen. Hier zerstörte er Dortmund und belagerte Münster. Dann zog er nach Thüringen und brach die Burgen Wallhausen und Falkenstein, welche Hermann von Winzenburg, des Kaisers eifriger Anhänger, besetzt hatte. Bald darauf finden wir ihn auf seinen Erbgütern, wo ihm inzwischen am ersten Ostertage (18. April) eine Tochter geboren war, welche in der Taufe den Namen Gertrud empfing. Am 1. September wohnte er in Braun-

schweig der Einweihung des von seiner Schwiegermutter gestifteten Egidienklosters bei. Dann ging er nach Goslar, wo acht Tage später auf einer hauptsächlich von sächsischen Geistlichen und Weltlichen besuchten Synode der Kirchenbann noch einmal von den päpstlichen Legaten über Heinrich ausgesprochen ward. Es schien, als sollten die Tage Heinrichs IV. und Gregors wiederkehren. Dieselben Mächte, dieselben Interessen, dieselben Waffen wurden von beiden Seiten noch einmal in den Kampf geführt. In dem mehrjährigen Bürgerkriege, welcher jetzt Deutschland wie Italien in gleicher Weise verheerte, fand die kirchliche Partei wiederum ihre Hauptstütze bei den Sachsen und ihrem siegreichen Herzoge. Heinrich V. hatte, als er im April des Jahres 1116 durch den Tod der Markgräfin Mathilde von Tusciem nach Italien gerufen ward, die Verteidigung seiner Sache in Süd- und Westdeutschland den treuen und bewährten Händen seiner Neffen, der staufischen Brüder Konrad von Franken und Friedrich von Schwaben, anvertraut: in Sachsen überließ er es den wenigen Anhängern, die er hier zählte, sich so gut es ging der Übermacht der gegenkaiserlichen Partei zu erwehren. Hier fanden alle, welche den Gegenpapst des Kaisers nicht anerkennen wollten, bei Lothar Schutz und gastliche Aufnahme, während die Freunde des Kaisers bald überwältigt waren. So jener tapfere Heinrich mit dem Haupte, dessen Gefangenahme durch die Sachsen Heinrich nöthigte, diejenigen sächsischen Fürsten, die er noch von früher her in Haft hielt, in Freiheit zu setzen. Ganz Sachsen war und blieb dem Kaiser verloren und der Einwirkung des Reichsregiments völlig entzogen, bis endlich nach sechsjährigem Kriege jener allgemeine Reichsfriede von Würzburg zustande kam, welcher die nun schon so lange dauernden Zwistigkeiten über das Reichsgut und dessen Bestand in den einzelnen Provinzen beseitigen sollte. Es ward bestimmt, daß die Regalien und Fiskalgüter dem Kaiser, die Kirchengüter der Kirche, die Allode ihren rechtmäßigen Besitzern, die eingezogenen Erbschaften endlich den Erben zurückgestellt werden sollten, — ein Abkommen, welches dann kurze Zeit darauf durch die Aussöhnung des Papstes mit dem Kaiser in dem Wormser Konkordate auch die kirchliche Weihe erhielt.

Wir sind nicht darüber unterrichtet, ob sich Lothar bei den Verhandlungen zu Worms und Würzburg persönlich beteiligt hat. Wahrscheinlich ist es nicht, da gerade damals seine Thätigkeit in Sachsen vielfach in Anspruch genommen ward und er auch nach dem Frieden eine mißtrauische und

bald wieder feindliche Stellung dem Kaiser gegenüber behauptete. Durch den am 9. Dezember 1117 erfolgten Tod seiner Schwiegermutter, welche sich in dritter Ehe mit dem Markgrafen Heinrich von der Ostmark verheiratet hatte, sah sich Lothar jetzt im Besitze der großen braunschweigischen Erbschaft, mit welcher Gertrud nach dem Hinscheiden ihres einzigen Sohnes aus erster Ehe, des Grafen Dietrich III. von Katlenburg († 5. August 1106), das Katlenburger Stammgut und nach dem gewaltsamen Tode ihres zweiten Gemahls, Heinrichs von Nordheim, den bedeutendsten Teil der Nordheimer Besitzungen vereinigt hatte. Seine Machtstellung und sein Einfluß in Sachsen erhielten dadurch einen gewaltigen Zuwachs. Waren ihm als dem Nachfolger der Billinger in der herzoglichen Gewalt schon bisher die Inhaber der zahlreichen mit dem Herzogtume verknüpften Komitate als seine Lehens- oder Untergrafen untergeben, so trat jetzt dasselbe Verhältnis in bezug auf jene kleineren Grafengeschlechter ein, welche ihre Grafschaften früher durch Verleihung seitens der Brunonen, Katlenburger oder Nordheimer besessen hatten. So erscheint er auf Grund teils seiner herzoglichen Stellung, teils dieser reichen Erbschaft seiner Gemahlin als Oberlehensherr der Grafen von Schwalenberg, Everstein, Dassel, Rode (Lauenrode), Stumpenhäuser, Gieselwerder, Lüchow und Artlenburg, und indem er mit dieser Stellung den reichen eigenen Allodialbesitz und denjenigen seiner Gemahlin, sowie die Vogteien über das Erzstift Bremen und das Bistum Verden verband, gestaltete sich unter seiner glücklichen und ruhmvollen Verwaltung das Herzogtum Sachsen wieder annähernd zu jenem Reichsamte, wie es einst die Liudolfinger besessen hatten. Man hat das Wesen dieser herzoglichen Gewalt darin gefunden, daß sie, wie in Bayern, einerseits die Stellvertretung des Königs gegenüber den politischen Faktoren des ganzen Stammes und andererseits wieder dieser gegenüber dem König in sich schloß. Ist dieses richtig, so kann man von dem Herzogtume Lothars behaupten, daß es vorzugsweise diese letztere Bedeutung gehabt hat. Wohl war es ihm von dem Könige verliehen worden, aber doch nur in dem beschränkten Umfange, wie es seine Amtsvorgänger, die billingischen Herzöge, besessen hatten. Lothar aber hat in einer zwanzigjährigen Verwaltung, gestützt auf den großen Territorialbesitz, den er ererbt hatte, und getragen von den kriegerischen Erfolgen, die er an der Spitze des ganzen sächsischen Stammes dem Kaiser gegenüber errang, dem Herzogtume nicht nur im Inneren eine sicherere und breitere Basis geschaffen, sondern

ihm auch nach außen den Charakter einer einheitlichen Vertretung des gesamten Sachsenvolkes zu geben verstanden. In dem Kampfe gegen Heinrich V. erscheint er durchaus als der Führer, das Oberhaupt des Stammes, welchem sich die übrigen sächsischen Fürsten willig unterordnen. Dazu kommt die mannigfache Thätigkeit, welche er als Herzog entwickelte, um innerhalb der Grenzen Sachsens den Landfrieden aufrecht zu erhalten und diejenigen zu strafen, welche ihn zu verletzen wagten. Zu dieser Seite seiner Thätigkeit gehört sein bereits erwähntes Auftreten gegen den Grafen Hermann von Winzenburg, den die Sachsen als einen fremden Eindringling — er stammte aus Bayern — in ihr Land betrachteten und welchem Lothar 1115 die Burgen Wallhausen und Falkenstein zerstörte, weil von hier aus zahlreiche Räubereien waren verübt worden. Ebenso verfuhr er 1118 gegen die von Friedrich von Sommerschenburg stark befestigte Burg Kyffhausen, als von dieser die ganze Umgegend beunruhigt und durch wiederholte Plünderungen heimgesucht wurde. Zwei Jahre später gelang es ihm, einen allgemeinen Landfrieden in Sachsen zustande zu bringen, den er mit starker Hand aufrecht erhielt. Denn als einige kaiserlich gesinnte Ritter auf der Wachsenburg bei Gotha demselben ihre Anerkennung versagten, wurden sie von Lothar angegriffen und aus dem Lande getrieben. Auch in Westfalen wußte er in ähnlicher Weise sein herzogliches Ansehen zur Geltung zu bringen. Als hier im Jahre 1124 der wegen seiner Gewaltthätigkeit weit hin gefürchtete Graf Friedrich von Arnsberg starb, geschah es auf Befehl Lothars, daß sein Schloß Rietbeck, ein berüchtigtes Raubnest, niedergebrochen wurde. Selbst die eigenen Freunde und Bundesgenossen schonte Lothar nicht, wenn es galt, die Ruhe des Landes aufrecht zu erhalten. Als zu Anfang des Jahres 1123 Dienstleute des Bischofs Reinhard von Halberstadt die früher zerstörte Heimburg am Harze wiederherstellten, schritt der Herzog von der benachbarten Blankenburg sogleich dagegen ein, und obschon sich mehrere sächsische Fürsten, mit denen er bisher aufs engste verbunden gewesen war, auf die Seite des Bischofs stellten, wußte er doch seinem Willen Geltung zu verschaffen und es durchzusetzen, daß die Burg wieder niedergelegt ward.

Noch nach einer andern Richtung hin ist Lothar bemüht gewesen, dem Herzogtume eine erweiterte Ausdehnung und erhöhte Bedeutung zu geben. Seit den Tagen Heinrichs I. und Ottos I. hatten die Marken Ostsachsens und

Thüringens stets eine von dem Herzogtume unabhängige Stellung eingenommen. Nicht der Herzog sondern der König hatte die Markgrafen einzusetzen und nicht der herzoglichen sondern der königlichen Fahne hatten sie zu folgen, wenn es einen allgemeinen Reichskrieg galt. Nur die sächsische Mark gegen die Dänen und gegen die nördlichen Stämme der Wenden machte hiervon eine Ausnahme. Von ihr war ursprünglich das Herzogtum der Billinger ausgegangen und sie ist daher auch stets der Aufsicht und Leitung des Sachsenherzogs unterworfen gewesen. Demgemäß hatten hier schon die Billinger die Grafen an der Grenze, zumal im nordalbingischen Lande, zu ernennen, nicht zwar in ihrer Eigenschaft als Herzöge sondern als Inhaber der gegen die Dänen und Wagrier errichteten Mark. Als solche Grafen erscheinen im 11. Jahrhundert Heinrich und dessen Sohn Gottfried, welche ihren Sitz in Hamburg hatten, und als letzterer am 2. November 1110 von den Slaven erschlagen ward, verließ Lothar die erledigte Grafschaft an Adolf von Schauenburg, dessen Geschlecht dann auf die Geschicke Holsteins einen bestimmenden Einfluß ausgeübt hat. Nicht so lagen die Verhältnisse in den übrigen Marken Sachsens und Thüringens. Hier hat dem Herzoge niemals eine Einwirkung auf die Ernennung der Markgrafen und ihrer Untergrafen zugestanden. Dennoch hat Lothar versucht, auch auf diese Marken seine Macht auszudehnen und sie in eine von dem Herzogtume abhängige Stellung herabzudrücken. Es ist ihm dies nicht in dem Maße gelungen, daß seine Oberherrschaft über diese Gebiete eine rechtliche Anerkennung gefunden hätte, aber er ist auch in diesen Versuchen einer Einmischung in die Ordnung der bisher völlig unabhängigen Marken seines Herzogtums im ganzen nicht unglücklich gewesen. Schon als durch den Tod Heinrichs von Eilenburg, des dritten Gemahls seiner Schwiegermutter, die beiden Marken, welche dieser besessen hatte, die Ostmark und die Mark Meissen, erledigt wurden, hat Lothar in den Streitigkeiten, welche sich wegen der Wiederbesetzung derselben erhoben, seinen Einfluß zugunsten von Heinrichs nachgeborenem gleichnamigen Sohne gegen die übrigen Mitbewerber nicht ohne Erfolg geltend gemacht. Als dann der junge Heinrich im Jahre 1123 ohne Erben verstarb, war der Sachsenherzog entschlossen, diese wichtigen Reichslehen nur in die Hände von ihm enge befreundeten Männern gelangen zu lassen. Mit Waffengewalt widersetzte er sich den Anordnungen des Kaisers, der die eine der erledigten Marken an Wiprecht von Groitzsch, die andere aber an Hermann

von Winzenburg verlieh. Trotz der Hilfe des Herzogs von Böhmen vermochte weder Wiprecht noch Hermann sich in seiner neuen Würde zu behaupten. Gleich als ob die Wiederbesetzung der beiden Marken eine Befugnis nicht der königlichen sondern der herzoglichen Gewalt gewesen wäre, vertrieb Lothar die eben ernannten Markgrafen aus ihren Ländern und setzte Männer seiner Wahl an ihre Stelle: in Meissen Konrad von Wettin, welcher schon früher Ansprüche auf diese Mark erhoben hatte, in der Ostmark und der damit verbundenen Lausitz Albrecht von Ballenstedt, den jungen und ehrgeizigen Sohn des Grafen Otto und der Eilike Billung.

Sind die Bestrebungen Lothars, in diesen Gegenden der sächsischen Grenzmarken seinen Einfluß zu vermehren, zwar von augenblicklichem aber keineswegs von dauerndem Erfolge gewesen, so hat er desto entschiedener und bestimmender in die Gestaltung der Dinge in den wendischen Landschaften an der Ostsee eingegriffen, auf welche von jeher die billungische Sachsenmark hingewiesen war. Hier hat er in der That Heinrich dem Löwen, seinem Nachfolger im Herzogtume, zu dessen großen und bleibenden Erfolgen die Wege gebahnt. Viermal, in den Jahren 1110, 1114, 1121 und 1125, hat er in das Wendenland ostwärts der unteren Elbe Heereszüge unternommen, welche zur Folge hatten, daß dasselbe schon damals bis zur Odermündung dem deutschen Einflusse unterworfen ward. Der zum Christentume bekehrte Wendenfürst Heinrich, der sich den königlichen Namen beilegte, wurde der Lehensmann des Sachsenherzogs: seine Herrschaft über die Wagrier, Polaber, Abodriten, Kizziner, Zirzipaner und Ranen fand ihren wesentlichen Halt in der Unterstützung, welche ihm Lothar und Graf Adolf von Holstein zuteil werden ließen. Auf einem jener Feldzüge (1114) drang Lothar über das Eis, welches zwischen dem Festlande und Rügen eine natürliche Brücke geschlagen hatte, bis zu dieser Insel vor. Es war, so viel wir wissen, das erste Mal seit der Zeit der Völkerwanderung, daß ein deutsches Heer den Boden des Eilandes wieder betrat.

So hat Lothar als Herzog im Lande gewaltet, umsichtig und unermüdlich thätig, stets seinen eigenen Vorteil im Auge, aber zugleich die meistens damit zusammenfallenden Interessen des Volkes, den Frieden im Innern und sein Ansehen nach außen, kräftig fördernd. Im ganzen Reiche gab es keinen Mann, der sich eines gleichen Ruhmes zu erfreuen gehabt hätte, und seit der Zeit der Liudolfinger hatte das

Sachsenvolk selbst keinen Führer gehabt, dem es bereitwilliger gefolgt wäre. Man hat ihn wohl schon damals mit Cäsar verglichen, an dessen sprichwörtlich gewordenes Glück die Erfolge des Sachsenherzogs zu mahnen schienen. Jetzt sollte er, glücklicher als dieser, auch noch das höchste Ziel menschlichen Ehrgeizes erreichen. Nach Heinrichs V. Tode bestieg er, trotz einer stürmischen Wahl schließlich doch fast einstimmig zum Könige erhoben, den deutschen Thron. Es war hauptsächlich der Einfluß der Kirche, welchem er seine Erhebung zu danken hatte. Für Sachsen war es von höchster Bedeutung, daß wiederum ein sächsischer Fürst an der Spitze des Reiches stand, ein Fürst, der nicht bloß durch seine Geburt sondern durch seine ganze Vergangenheit sich aufs engste mit dem sächsischen Stamme verbunden fühlte. Wieder ruhte, wie zu der Zeit Heinrichs I. und Ottos des Großen, das Reichsregiment und die Vertretung des sächsischen Volkes in der nämlichen Hand. Der alte verderbliche Widerstreit beider Gewalten, der so lange die friedliche Entwicklung in Sachsen beeinträchtigt hatte, schien damit beseitigt. Nach jeder Richtung hin, inbezug auf die inneren Zustände nicht minder wie auf die Stellung des Stammes zu dem Reiche und den benachbarten Völkern, mußte dies dem Lande zugute kommen. Und in der That ist Lothars Reichsregierung für das sächsische Volk eine Zeit friedlicher Entwicklung und allgemeinen Gedeihens gewesen. „In den Tagen Lothars“, sagt Helmold, „begann ein neues Licht zu leuchten: nicht nur in Sachsen sondern im ganzen weiten Reiche herrschten Ruhe und Friede, war Überfluß an den zum Leben notwendigen Dingen vorhanden und bestand zwischen Kirche und Reich ein gutes Einvernehmen.“ Diesen Worten des Geschichtschreibers der Wenden entsprechen durchaus die Thatsachen. Abgesehen von der besonders auch für Sachsen verlustreichen Niederlage, welche Lothar gleich zu Anfang seiner Regierung (1126) bei Gelegenheit eines Feldzuges nach Böhmen erlitt, bietet diese Regierung ein Bild dar, welches im Gegensatze zu derjenigen seiner unmittelbaren Vorgänger inbezug auf Sachsen fast nur Lichtseiten zeigt. Mit unnachsichtiger Strenge wachte der König über der Bewahrung des Landfriedens. Männer, die ihm nahe standen, mußten seinen Zorn und seine strafende Hand erfahren, wenn sie sich Gewaltthätigkeiten zuschulden kommen ließen. Als Albrecht von Ballenstedt, welchem Lothar selbst zum Besitze der Ostmark und der Lausitz verholfen hatte, mit dem Grafen Udo von Freckleben aus dem stadischen Hause in eine

Fehde geriet und der letztere am 15. März 1130 von Albrechts Dienstleuten in der Nähe von Aschersleben erschlagen ward, nahm Lothar seinem ehemaligen Freunde und Waffengenossen die Lausitz und verlieh sie an den Magdeburger Burggrafen Heinrich von Groitzsch. Ein noch strengeres Gericht hielt er über den Grafen Hermann von Winzenburg, als dieser einen seiner Vasallen, den mit der Verwaltung der Grafschaft in Friesland betrauten Burchhard von Luckenheim (Lokkum) ermorden liefs. Auf einem Reichstage zu Quedlinburg ward Hermann geächtet und seiner Reichslehen entsetzt. Die Landgrafschaft in Thüringen, der er vorgestanden hatte, erhielt Graf Ludwig, ein Verwandter des Königs, Winzenburg selbst und die dazu gehörigen Besitzungen fielen an das Hochstift Hildesheim zurück, von dem sie zu Lehen gingen. In Winzenburg, seiner Hauptfeste, vom Könige selbst belagert, mußte sich Hermann am 31. Dezember 1131 unterwerfen. Lothar nahm ihn in Verwahrung und schickte ihn zu längerer Haft auf die Blankenburg am Harz. Auch die Bürger von Halle, welche um die nämliche Zeit einen Friedensbruch begangen hatten, mußten die schwere Hand des Königs fühlen. Mehrere von ihnen büßten den begangenen Frevel mit ihrem Leben, andere wurden geblendet oder sonst an ihrem Leibe gestraft, die übrigen mußten durch Zahlung großer Geldsummen die Verzeihung des Königs erkaufen. Und während so Ordnung und Friede mit kräftiger Hand im Lande geschützt und aufrecht erhalten wurden, nahm auch der Handel der Sachsen mit den nichtdeutschen Völkern einen früher nie gekannten Aufschwung. Den Kaufleuten von Quedlinburg verlieh der Kaiser am 25. April 1134 ausgedehnte Handelsprivilegien, befreite sie von der Entrichtung jedes Zolles diesseits der Alpen mit Ausnahme der alten Reichszollstätten zu Köln, Thiel und Bardowiek und gestattete ihnen durch ganz Deutschland ihre Waren zu verführen. Besonders aber hob sich der Handel nach Dänemark, dem Wendenlande und den östlichen Nachbarstaaten zu überraschender Blüte, denn das weitreichende Ansehen, dessen sich Lothar über die deutschen Grenzen hinaus erfreute, schützte den wandernden Kaufmann. So ward bereits damals die für den Handel in der Ostsee äußerst glücklich gelegene Insel Gothland zum Stapelplatz für deutsche Waren benutzt und von hier aus Handelsverbindungen mit Rußland, ja mit dem fernen Asien angeknüpft. Lothar förderte diesen Verkehr nach Kräften. Er traf zum Schutze der nach Sachsen handelnden Gothländer ausdrück-

liche Bestimmungen, gewährte ihnen in allen sächsischen Städten Zollfreiheit und suchte überhaupt den Verkehr mit diesen fernen nordischen Gegenden möglichst zu fördern und zu beleben. Bei diesen Bestrebungen kam ihm das abhängige Verhältnis zustatten, in welches Dänemark infolge innerer Zerrüttung und eines Erbfolgestreites zwischen den Mitgliedern der königlichen Familie vom deutschen Reiche geraten war. Nach mancherlei Wirren mußte Magnus von Dänemark zu Ostern 1134 auf dem Tage zu Halberstadt für sich und seinen Vater die Oberlehensherrschaft des Reiches anerkennen und dem Kaiser den Treueid schwören. Zugleich nahm Lothar damals die durch Vizelin wieder begonnene Mission in dem durch Parteihader entzweiten Wendenlande unter seinen mächtigen Schutz, erbaute zu diesem Zwecke im Lande der Wagrier auf dem Alberge die Siegesburg (Segeberg), bestätigte das auf Anregung Vizelins in der Nähe entstandene Prämonstratenserkloster Neumünster und stattete es reichlich mit Eigentum und Zehnten aus. Und während hier im nördlichen Wendenlande die Missionsthätigkeit unter der unmittelbaren Einwirkung Lothars neu belebt wurde, bereitete sich zu der nämlichen Zeit durch die Erhebung des inzwischen wieder zu Gnaden aufgenommenen Albrecht von Ballenstedt zum Markgrafen der Nordmark auch in den weiter südlich gelegenen slavischen Landschaften der endliche Sieg deutscher Gesittung und christlichen Glaubens über den wüsten Götzendienst der wendischen Stämme vor.

Zu Ende des Jahres 1137 kehrte Lothar von seinem zweiten Zuge nach Italien heim. Er hatte auch hier große Erfolge erfochten, war bis an die Südspitze des Landes vorgedrungen und hatte, wie die in seinem Grabe später aufgefundene Bleitafel seine Triumphe kurz zusammenfaßt, „in Apulien die Sarazenen besiegt und aus dem Lande getrieben“. Auf dem Rückwege erkrankte er und gelangte mit Mühe über die schon stark verschneiten Alpen bis zu dem Dorfe Breitenwang im bayerischen Hochlande. Hier fühlte er, daß seine letzte Stunde gekommen sei. In seiner Begleitung befand sich sein Eidam Herzog Heinrich von Bayern, der Gemahl seiner einzigen Tochter. Ihm verlieh er kurz vor seinem Tode das Herzogtum Sachsen, das er bisher nicht aus seiner Hand gegeben hatte, und ihm übergab er auch die Reichsinsignien, die Symbole der kaiserlichen Herrschaft, zur Verwahrung. Dann ist er in der Nacht vom 3. auf den 4. Dezember verschieden. Seine sterblichen Reste führte man in die sächsische Heimat, wo

sie in der schönen, von ihm erbauten Kirche zu Lutter, dem heutigen Königslutter, bestattet wurden.

Aller Augen in Deutschland richteten sich jetzt auf Heinrich von Bayern, denn ihn hatte der sterbende Kaiser als den von ihm gewünschten Nachfolger im Reiche unzweideutig bezeichnet. Es war ein uraltes und hochberühmtes Geschlecht, dem Heinrich angehörte. Sind auch die Versuche, die Vorfahren der Welfen in jenen Fürsten der Skyren nachzuweisen, welche einst der Herrschaft der Römer in Italien ein Ende gemacht hatten, nichts anderes als genealogische Träumereien, so reicht doch die beglaubigte Geschichte derselben mindestens bis in die Zeit Karls des Großen zurück. Dem entspricht, daß die Sage, die anmutige Schwester der Geschichte, welche stets das Fernliegende zu verherrlichen liebt, die Anfänge keines andern deutschen Fürstenhauses in ähnlich reicher Weise geschmückt hat. Den Namen des Geschlechtes knüpft sie an die unnatürliche That einer Ahnfrau: von ihr wird erzählt, daß sie die ihr in einer Geburt geschenkten zwölf Knäblein bis auf eines wie Welfe oder junge Hunde habe ertränken lassen wollen. Einen andern Stoff entnahm sie dem stolzen Freiheitssinne des Hauses, der es lange verschmäht habe, durch Annahme von Lehen, selbst aus der Hand des Kaisers, aus der bislang behaupteten Stellung von hochfreien Männern zu einem geminderten Range herabzusteigen. Als daher der junge Welfe Heinrich gegen ein Lehen von vier-tausend Hufen, welches er angeblich durch eine Überlistung des Kaisers Arnulf sich gewann, des letzteren Lehensmann wurde, da zog sein greiser Vater Eticho mit zwölf Gefährten in die Wildnis des Scharnitzer Waldes, wo er, tiefbetrübt über den Knechtessinn des Sohnes, den Rest seiner Tage fern von der Welt in Gebet und Bußübungen verbrachte. Der früheste Grundbesitz des Hauses weist nach Schwaben hin: später noch haben sich Mitglieder desselben, wie beispielsweise Heinrich der Löwe, gelegentlich auf ihren schwäbischen Ursprung berufen. In dem schönen Landstriche nördlich vom Bodensee, wo aus der Ferne die schneebedeckten Häupter der Alpen herüberschauen, im Argen- und Linzgau, lagen die Stammgüter der Welfen. Hier treten namentlich in dem östlichen Teile des letzteren, der von dem Flüschen Schussen auch wohl den Namen des Schussengauges führte, als ihre ältesten Burgsitze Altdorf (*vetus villa*), Ravensburg und des von ihnen in der Folge kirchlichen Zwecken gewidmeten Weingarten (*vinea*) hervor. Aber auch in den benachbarten schwäbischen Landschaften,

im Allgäu und Augstgau, sowie jenseits des Lech in den bayerischen Teilen des letzteren und im Ammergau, wo sie zudem die Grafschaft verwalteten, waren die Welfen schon in früher Zeit reichbegütert. Dazu kam das bedeutende Eigen, das sie in den Alpenthälern, in Churwalchen, im bayerischen Hochgebirge und in Tirol, besaßen. Manches ist später noch durch Heirat hinzuerworben, manches freilich auch, wie die Grafschaft im Innthal, dem Geschlechte wieder verlorengegangen.

Gleich an der Schwelle seines Eintritts in die Geschichte erscheint das welfische Haus in einer Bedeutung, welche es Kaisern und Königen ebenbürtig zur Seite stellt. Von den Töchtern des Grafen Welf, des ersten sicher beglaubigten Ahnherrn desselben, ward Judith dem Kaiser Ludwig dem Frommen vermählt, während die jüngere Hemma dessen Sohne, dem Könige Ludwig dem Deutschen, ihre Hand reichte. Beider Bruder Eticho setzte den Stamm durch acht Generationen hindurch fort bis auf Welf III., der im Jahre 1047 von dem Kaiser Heinrich III. mit dem Herzogtume in Kärnthen und der Mark Verona belehnt ward, aber kinderlos in das Grab sank. Seine Mutter Irmingard (Imizza) rief damals den Sohn ihrer mit dem Markgrafen Azzo II. von Este vermählten einzigen Tochter Kunigunde (Kunizza) aus Italien herbei, und dieser Welf wurde, indem er die große Allodialerbschaft seines mütterlichen Oheims antrat, der Stammvater des jüngeren welfischen Hauses in Deutschland. Er ist derselbe, der nach Ottos von Nordheim Sturze das Herzogtum Bayern erhielt und dann in den Kämpfen gegen Heinrich IV. eine bedeutende aber nicht eben ruhmreiche Rolle gespielt hat. Als einer der wenigen deutschen Teilnehmer an dem ersten Kreuzzuge beschloß er sein wechselvolles Leben am 8. November 1101 zu Paphos auf Cypern. Von seinen beiden Söhnen Welf und Heinrich folgte ihm jener, den der Vater als siebzehnjährigen Jüngling mit der bekannten Gräfin Mathilde von Tusciën, der Freundin Gregors VII., vermählt hatte, im Herzogtum Bayern. Als er aber am 24. September 1120 ohne Nachkommen starb, ging dieses zugleich mit dem ganzen Allodialbesitz des Hauses auf seinen Bruder Heinrich den Schwarzen über. Heinrich hat durch seine Vermählung mit einer der Erbtöchter des Herzogs Magnus von Sachsen zuerst von den Mitgliedern des welfischen Hauses auch in Norddeutschland festen Fuß gefaßt. Es fiel ihm damit die Hälfte der immerhin sehr bedeutenden billingischen Familiengüter zu und zwar, wie es scheint, gerade derjenige Teil, welcher

in den ostsächsischen Gegenden, zumal im Bardengau, gelegen, ein ziemlich zusammenhängendes Territorium bildete. Der übrige Teil der Erbschaft, der in anderen Gegenden Sachsens und Thüringens zerstreut lag, ging mit der Hand der zweiten Tochter auf Otto von Ballenstedt, den Stammvater des askanischen Hauses, über. Manches, namentlich die billingischen Besitzungen in Engern, scheint auch später noch Gemeingut beider Familien geblieben zu sein.

Heinrich der Schwarze, der kurz vor seinem Tode († 13. Dezember 1126) als Laienbruder in das Kloster Weingarten getreten war, hinterließ zwei Söhne, welche sich nicht dem geistlichen Stande gewidmet hatten: Heinrich und Welf. Im Herzogtume Bayern folgte ihm jener, während das väterliche Stammgut zwischen beiden in der Weise geteilt ward, daß Heinrich hauptsächlich die in Bayern gelegenen Besitzungen, Welf dagegen die Hauptmasse der schwäbischen Güter erhielt. Heinrich der Stolze — denn so hat die Nachwelt diesen Welfen zubenannt — nahm alsbald durch seine Vermählung mit Gertrud, der einzigen Tochter des Kaisers Lothar, eine Stellung ein, wie sie vor ihm kein Reichsfürst behauptet hatte. Um diesen Preis erkaufte Lothar den Beistand des mächtigen Bayernherzogs gegen die staufischen Brüder Friedrich und Konrad, welche sich gleich nach seiner Thronbesteigung gegen ihn erhoben und in diesem Widerstande so weit fortschritten, daß sie ihm Konrad als Gegenkönig entgegenstellten. Als Lothar das Pfingstfest 1127 zu Merseburg feierte, übergab er die erst zwölfjährige Braut den Boten Heinrichs, und schon in der darauffolgenden Woche fand zu Gunzenlee, einem jetzt untergegangenen Orte oberhalb Augsburg, in Gegenwart vieler bayerischer und schwäbischer Großen und mit ungewöhnlicher Pracht die Hochzeit statt. Heinrich hat dann dem Kaiser in dem schweren Kampfe, den dieser mit den Staufern zu führen hatte, treu zur Seite gestanden. Mit seiner ganzen Macht ist er für ihn eingetreten und ihm verdankte es Lothar, daß der Widerstand der Brüder nach zehnjährigem Bürgerkriege in Süddeutschland und Italien endlich überwältigt ward. Dann hat er ihn auf seiner zweiten Heerfahrt über die Alpen begleitet und ihm auch hier wichtige Dienste geleistet. Überall, im Rate wie im Felde, erscheint er als die sicherste Stütze des bereits hochbetagten Kaisers. Als die Krankheit Lothars zum Ausbruch kam, legte dieser die Reichsgeschäfte zwar in die Hand seiner bewährten Gemahlin, aber Heinrich blieb auch jetzt ihr vertrautester Ratgeber. Niemandem war es ein Geheimnis,

dafs Lothar und Richinza seine Nachfolge im Reiche als selbstverständlich betrachteten.

Aber alsbald nach Lothars Tode zeigte es sich, dafs viele der deutschen Fürsten nicht desselben Sinnes waren. Nicht als ob man Heinrich für unwürdig oder gar für unfähig gehalten hätte, die Krone zu tragen und die höchste Würde in der Christenheit zu bekleiden. Selbst seine Feinde erkannten die vielen trefflichen Eigenschaften seines Charakters an. Lobenswert in jeder Beziehung, ausgezeichnet durch Adel der Gesinnung nicht minder als durch vornehme Geburt nennt ihn ein entschiedener Anhänger der staufischen Partei, Bischof Otto von Freisingen. Auch an Macht und Güterbesitz überragte er alle übrigen Fürsten Deutschlands. Nicht mit Unrecht konnte er von sich rühmen, dafs seine Herrschaft von Meer zu Meer, von den baltischen Gestaden bis zu den Küsten des fernen Siciliens reiche. Zu den grossen Eigengütern, die er in Nord- und Süddeutschland besafs, und zu dem bayerischen Herzogtume, das ihm von seinem Vater noch in seiner vollen ungeschmälernten Ausdehnung überkommen war, hatte kaiserliche Vergabung noch kürzlich die mathildischen Erbgüter und die Markgrafschaft Tuscien in Italien, in Deutschland aber das Herzogtum Sachsen hinzugefügt. Eine so gewaltige Macht in der Hand eines und desselben Reichsfürsten konnte nur dann ohne Gefahr für die Gesamtheit sein, wenn ihrem Inhaber auch noch die Königskrone zuteil ward. Aber Heinrich hatte anderseits viele Neider und Feinde und, was für ihn verhängnisvoll wurde, er hatte sich während des italienischen Feldzuges mit dem Papste Innocenz II. entzweit und sich dadurch zu der kirchlichen Partei in einen schroffen Gegensatz gebracht. Auch die sächsischen Fürsten standen nicht alle auf seiner Seite. Insbesondere widerstrebte ihm Markgraf Albrecht der Ballenstedter, der sich als Sohn der einen billungischen Erbtochter und, da sein Vater schon einmal kurze Zeit im Besitze des Herzogtums Sachsen gewesen war, durch die Verleihung des letzteren an Heinrich in seinen eigenen Hoffnungen getäuscht sehen mochte. Während er in Sachsen den Bemühungen der Kaiserin-Witwe, die Wahl Heinrichs zu fördern, entschieden, selbst mit den Waffen entgegentrat, beschlossen die süddeutschen Fürsten unter dem Einflusse des päpstlichen Legaten und Kardinals Dietwin von St. Rufina und des Erzbischofs Albero von Trier durch rasches Handeln die Sache zur Entscheidung zu bringen. Am 7. März 1138 traten sie in Lützel-Koblenz

am linken Ufer der Mosel zusammen und erkoren hier den Staufer Konrad, Herzog von Franken, zum Könige.

Diese Wahl lief allem Recht und bisherigen Herkommen zuwider. Ein großer Teil der deutschen Fürsten, vorzüglich die sächsischen, war zu ihr gar nicht eingeladen worden und hatte ihr also auch nicht beigewohnt. Aber die weitverbreitete Abneigung gegen den Welfen, der durch sein hochfahrendes Wesen viele Fürsten verletzt hatte, verschaffte ihr bald in weiten Kreisen Anerkennung. Selbst die Sachsen, welche sich anfangs zurückhielten, die Kaiserin Richinza an ihrer Spitze, erschienen zu Pfingsten auf dem Reichstage zu Bamberg und erkannten hier den neuerwählten König an. Nur Heinrich selbst zögerte noch, die Reichskleinodien, die in seinen Händen waren, auszuliefern. Endlich liefs er sich dazu herbei. Aber er wird dies nicht gethan haben, ohne vorher inbezug auf seine Reichslehen, besonders auf das ihm erst vor kurzem verliehene Sachsen, beruhigende Zusicherungen erhalten zu haben. Wir sind über den Verlauf der zwischen dem Könige und dem Herzoge geführten Verhandlungen nicht genau unterrichtet: wir wissen nur, daß der erstere plötzlich erklärte, es vertrage sich nicht mit dem Herkommen und der Würde der Krone, daß ein und derselbe Mann zwei Herzogtümer zugleich verwalte. Als Heinrich sich weigerte, auf eines derselben zu verzichten, erfolgte zu Würzburg die Acht des Reiches gegen ihn. Ohne sich der Zustimmung der sächsischen Fürsten zu versichern, verlieh Konrad das Herzogtum Sachsen dem Markgrafen Albrecht, der durch seine Macht und seine Persönlichkeit der geeignete Mann zu sein schien, sich die ihm zuge dachte hohe Stellung selbst zu erkämpfen.

Jetzt mußten die Waffen entscheiden. So wenig bei der kurzen Zeit seiner Verwaltung Heinrichs Ansehen in Sachsen bisher feste Wurzeln hatte schlagen können, so tief fühlten sich die Sachsen durch die willkürliche Entscheidung des Königs verletzt. Noch eben hatten sie dem Reiche einen König gegeben, dessen Regierung als die glücklichste und ruhmreichste seit langer Zeit gepriesen ward, und nun verfügte man über das Schicksal ihres Landes, als wenn sie dabei nicht auch eine Stimme gehabt hätten. Noch einmal regte sich bei ihnen jener trotzig halsstarrige Sinn, welcher seit Karls des Großen Tagen so oft und schwer den deutschen Königen zu schaffen gemacht hatte. Geschickt wußten die Kaiserin Richinza und Heinrichs Gemahlin, mit den meisten sächsischen Fürsten durch die Bande des Blutes verbunden, diese Stimmung zu benutzen: mit lauten Klagen

über die Treulosigkeit des Königs erfüllten sie das Land. Eben noch auch hier im Norden bereitwillig als König anerkannt, sah Konrad jetzt das ganze sächsische Volk sich in Waffen gegen den von ihm eingesetzten Herzog erheben. Dieser hatte einen schweren Stand. Aber er war ein beherzter, kriegerischer Mann und verzagte nicht in dem Sturme, der sich von allen Seiten gegen ihn erhob. Bei Mimirberg — der Ort ist jetzt nicht mehr nachzuweisen — erfocht er über die Anhänger des Welfen einen glänzenden Sieg, eroberte dann Lüneburg, bemächtigte sich Bremens und Bardowicks und schickte sich an, auch in Westfalen seine herzogliche Gewalt zur Geltung zu bringen. Zugleich erhoben sich jetzt die Nordalbingier für ihn und vertrieben den Grafen Adolf, der seinem gleichnamigen, einst von Lothar hier eingesetzten Vater in der Verwaltung von Holstein gefolgt war. Albrecht verlich die transalbingische Grafschaft an Heinrich von Badewide, einen seiner eifrigsten Anhänger. Aber der neue Graf vermochte in der Verwirrung des Krieges das Land nur mit Mühe gegen die Plünderungszüge der Wenden zu schützen. Inzwischen kam der König um Weihnachten selbst nach Sachsen. Hier in Goslar ward Heinrich auch seines zweiten Herzogtums entsetzt. Vergebens aber wartete Konrad einen vollen Monat hindurch, daß die sächsischen Anhänger des Welfen ihm ihre Unterwerfung anzeigten. Deshalb ging er zu Anfang Februar nach Quedlinburg, um hier mit ihnen weiter zu verhandeln. Plötzlich verbreitete sich die Kunde, Heinrich sei in der Nähe: er habe Bayern heimlich verlassen und mit nur wenigen Gefährten glücklich den Weg nach Sachsen gefunden. Der König, der völlig ohne Heer war, erschrak. In überstürzender Eile, die einer schimpflichen Flucht ähnlich sah, verließ er das Land und eilte, Albrecht von Ballenstedt seinem Schicksale preisgebend, nach dem Süden.

Gegen Albrecht brach jetzt die ganze Wut der grimmen Feindschaft los, welche die welfische Partei gegen ihn beseelte. „Gleich einem Löwen“, sagt ein Zeitgenosse, „stürzte sich der Welfe auf die Burgen und Städte seines Widersachers“. Albrechts eben gewonnene Eroberungen gingen rasch wieder verloren: zuerst Lüneburg, welches Heinrich mit Hilfe Rudolfs von Stade zurückeroberte. Bald sah sich der Markgraf in seinen eigenen Erblanden hart bedrängt. Von allen Seiten angefallen, gab er den weiteren Widerstand auf und floh an den Hof des Königs, um diesen zu einem thatkräftigen Einschreiten zu seinem Gunsten zu be-

stimmen. Nun kehrte auch Adolf von Schauenburg nach Holstein zurück. Sein Gegner wich aus dem Lande, nachdem er Segeberg und die Burg in Hamburg, die er nicht zu verteidigen wagte, in Brand gesteckt hatte. Als dann der König, nachdem er Bayern seinem Halbbruder Leopold, dem Markgrafen von Österreich, übertragen hatte, um die Mitte des Sommers ein zahlreiches Heer gegen Sachsen heranzuführte, lagerte sich ihm Heinrich bei Kreuzburg an der Werra, zum Kampfe gerüstet, gegenüber. Aber die Bischöfe in beiden Heeren vermittelten einen Waffenstillstand bis zu Pfingsten des folgenden Jahres. Heinrich gedachte ihn zu umfassenden Rüstungen zu benutzen, um auch Bayern wieder zurückzuerobern. Zu einem Zuge dahin traf er alle nötig scheinenden Anstalten. Aber ehe er sie vollendet hatte, raffte ihn am 20. Oktober 1137 ein frühzeitiger Tod hinweg. Er war erst 37 Jahre, als er zu Quedlinburg einem hitzigen Fieber erlag und zu Königs-lutter an der Seite Lothars beigesetzt ward. In Sachsen, wo man diesen jähen Todesfall auf das schmerzlichste empfand, war das Gerücht verbreitet, er sei an ihm beigebrachten Gifte gestorben.

Durch Heinrichs Tod erhielten die Dinge in Sachsen noch einmal eine unerwartete Wendung. Zwölf Tage schon nach seinem Ableben erschien der von Konrad ernannte Herzog in Bremen, wo am Tage aller Heiligen jährlich ein großer Markt, die Willehadimesse, abgehalten zu werden pflegte. Hier wollte sich Albrecht vor dem von nah und fern zusammenströmenden Volke als rechtmäßigen Herzog des Landes zeigen und das gebräuchliche Botding zusammenberufen. Allein die Menge, von den Anhängern des welfischen Hauses aufgereizt, zwang ihn unter Todesdrohungen, die Flucht zu ergreifen. Und von Bremen setzte sich diese Bewegung alsbald weiter fort. Einmütig erhoben sich Fürsten und Volk für das Recht des jungen Heinrich, des Sohnes Heinrichs des Stolzen, den sein Vater sterbend dem Schutze der Sachsen empfohlen hatte. Noch einmal ergossen sich alle Greuel eines erbitterten Krieges über Albrechts Lande. Seine Burgen Witekke, Gröningen, Jabilence, selbst das Stammhaus seines Geschlechtes, der feste Anhalt, wurden in kurzer Zeit erobert und verwüstet, er selbst noch einmal genötigt, als Flüchtling das Land zu verlassen. In Süddeutschland nahm inzwischen der Krieg gegen Welf, den Bruder Heinrichs des Stolzen, infolge des Sieges, den Konrad bei Weinsberg errang, einen günstigen Verlauf für den König. Und da zu der nämlichen Zeit die Kaiserin Richinza,

vermöge des großen Ansehens, welches sie bei den Sachsen genoss, bislang die Hauptleiterin des sächsischen Aufstandes, aus dem Leben schied († 10. Juni 1141), so ebnete sich allmählich der Weg zu einer friedlichen Verständigung. Die Hauptsache war, daß durch den kinderlosen Tod von Albrechts Vetter Wilhelm, welcher mit der rheinischen Pfalz die einst von seinem Vater Siegfried beanspruchten Besitzungen der Grafen von Orlamünde und Weimar vereinigt hatte, die Möglichkeit einer angemessenen Entschädigung des Markgrafen Albrecht für dessen etwaige Verzichtleistung auf das Herzogtum Sachsen gefunden war. Auf einem allgemeinen Reichstage in Frankfurt zu Anfang Mai 1142 kam dann auf diesen Grundlagen der Friede zwischen den Staufern und Welfen, zwischen dem Könige und den sächsischen Fürsten zustande. Durch einen ausdrücklichen Verzicht auf Bayern retteten die Vormünder des jungen Welfen, insonderheit dessen Mutter Gertrud, diesem das Herzogtum Sachsen. Markgraf Albrecht, der von seinen Ansprüchen auf das letztere zurücktrat, erhielt als Entschädigung das orlamündische Erbe: vielleicht wurden ihm für die Zukunft auch noch andere Vorteile in Aussicht gestellt. Heinrichs des Stolzen Sohn selbst, der damals etwa zwölfjährige Heinrich der Löwe, hat diesem Verträge nicht widersprochen, aber er scheint ihm auch nicht seine ausdrückliche Zustimmung erteilt zu haben, da er Bayern später zurückgefordert hat. Minderjährig wie er war, hat man sie auch wohl nicht für erforderlich gehalten. Ihre Besiegelung, gewissermaßen ihre Weihe erhielt diese Vereinbarung durch die Vermählung von Heinrichs Mutter, der noch immer anmutigen Gertrud, mit dem Babenberger Heinrich Jasomirgott, dem Stiefbruder des Königs Konrad, welchem dieser bald darauf das inzwischen durch den Tod Leopolds erledigte Herzogtum Bayern verlieh. Zu Frankfurt selbst, gleich nach dem Abschlusse des Vertrages, ward am 10. Mai die Vermählung vollzogen. Aber noch ehe ein Jahr verflossen war, starb die Herzogin im Kindbette (18. April 1143): im Kloster Heiligenkreuz bei Wien ist sie begraben worden. Abergläubische Gemüter mochten in diesem Todesfalle ein schlimmes Vorzeichen für den Bestand der mit so großer Mühe hergestellten Eintracht zwischen den großen Geschlechtern der Stauer und Welfen erblicken.

Zweiter Abschnitt.

Die Anfänge Heinrichs des Löwen.

Es war keine leichte Aufgabe, welche den jungen Sohn Heinrichs des Stolzen nach dem Frankfurter Frieden in Sachsen erwartete. Seit dem Tode seines Vaters hatte fünf Jahre lang fast ununterbrochen ein erbitterter Bürgerkrieg im Lande gewüthet. Er hatte die eine Hälfte des Volkes gegen die andere gehetzt, alten Hader erneut und verschärft, die Bande staatlicher Ordnung verwirrt oder völlig gelöst. Zwar hier im Norden war die welfische Partei schliesslich Sieger geblieben, aber nur mit Widerstreben hatte der Brandenburger Markgraf sich den Wünschen des Königs gefügt und seinen Ansprüchen auf das Herzogtum entsagt. Die ganze Lage Sachsens war trotz des geschlossenen Friedens so schwierig und gespannt, daß sie die Klugheit und Thatkraft eines gereiften Mannes zu erfordern schien. Derjenige aber, der sich jetzt an die Spitze des unbändigen sächsischen Stammes gestellt sah, war ein unerfahrener, noch unter Vormundschaft stehender Knabe. Seine entschlossene Großmutter, welche mit dem ganzen Gewicht ihrer Popularität für seine Sache eingetreten war, hatte ihm vor kurzem der Tod geraubt: seine Mutter, die ihn hätte leiten und beraten können, war mit dem Manne, dem sie um des Friedens willen die Hand zu einem neuen Ehebunde gereicht, außer Landes fern nach dem Süden gezogen. Wohl hatte in dem eben beendeten Kampfe die Mehrheit der sächsischen Fürsten aufseiten der welfischen Partei gefochten, aber dies war nicht geschehen aus Anhänglichkeit an Heinrichs Vater oder gar an ihn selbst, den unmündigen Knaben, sondern weil sich das sächsische Stammesgefühl gegen die willkürlichen Mafsregeln des Königs empörte. Die Selbstsucht dieser nur auf den eigenen Vorteil bedachten Kreise war so bekannt, daß ihre Gesinnung für das fremde, eben erst nach Sachsen verpflanzte, streng genommen nicht einmal deutsche Haus der Welfen keine aufrichtige oder gar freudige Hingabe erhoffen liefs. Wohin Heinrich blicken mochte, sah er sich von Schwierigkeiten und Gefahren umgeben: sie mußten ihn mit banger Sorge um die Zukunft seines unter schweren Kämpfen erstrittenen Herzogtums erfüllen. Aber die harte Schule

der Not und Bedrängniß, in welcher er aufgewachsen war, hatte den jungen Welfen früh gereift und ihm für die öffentlichen Angelegenheiten ein über seine Jahre hinausgehendes Verständnis erschlossen. Sie hatte sein Auffassungsvermögen geschärft, seinen Willen gekräftigt, seinen ganzen Charakter hart geschmiedet und ihm den Stempel rücksichtsloser Energie aufgedrückt, welche die Mutter großer Thaten ist. Daneben war freilich in seiner Seele auch der Keim zu jenem starrköpfigen Eigensinn emporgewuchert, der in unbegreiflicher Verblendung das Unmögliche ertrotzen zu können meinte und den Herzog nach einem langen Leben voll glänzender Erfolge schliesslich von der errungenen Höhe jählings herabstürzen sollte.

Heinrichs äussere Erscheinung hat uns ein Zeitgenosse, der Italiener Acerbus Morena, geschildert. „Herzog Heinrich von Sachsen“, sagt er, „war von mittlerer Grösse und gut gebaut, dabei von ungewöhnlicher Körperkraft. Er hatte starke Züge, große schwarze Augen, und auch die Farbe seines Haars näherte sich dem Schwarz.“ Mit diesen Angaben, wonach Heinrich den südländischen Typus seines Geschlechts nicht verleugnete, stimmen die farbigen Bildnisse überein, die sich aus seiner Zeit von ihm erhalten haben. In den Jahren 1170 bis 1180 fertigte Herimann, ein Mönch des Klosters Helmershausen an der Diemel, auf Heinrichs Befehl ein prachtvolles, mit Bildern reich ausgestattetes Evangelarium an, welches sich als ein Teil des Welfenschatzes jetzt im Besitze des Herzogs von Cumberland befindet. In diesem Buche ist Heinrich der Löwe zweimal abgebildet, beide Male neben seiner Gemahlin Mathilde. Auf der einen Darstellung erscheint er stehend, wie er an der Hand des heiligen Blasius der oberhalb in einer Mandorla sitzenden Maria das mit Golddeckeln geschmückte Buch darreicht. Das andere Mal erblickt man ihn knieend, im reichsten Ornate, von seinen und seiner Gemahlin Ahnen umgeben, während aus den Wolken, über denen Christus thronet, Hände hervorragten, welche über seinem und Mathildens Haupte goldene Kronen halten. Beide Bilder bestätigen im wesentlichen die Schilderung des Acerbus Morena.

Es findet sich nirgend eine bestimmte Nachricht darüber, wann und wo Heinrich der Löwe geboren worden ist, doch wird man kaum fehlgreifen, wenn man als sein Geburtsjahr 1129 und als seinen Geburtsort Ravensburg, das alte welfische Stammgut in Schwaben, annimmt. Auch von der Art und Weise seiner Erziehung haben wir keine genauere Kunde. Gemäss der Sitte seiner Zeit fiel das Hauptgewicht aller

fürstlichen Erziehung auf die körperliche Ausbildung. So wird es auch bei Heinrich gewesen sein. In den ritterlichen Künsten sich zu vervollkommen, war er mit Eifer bestrebt: im Reiten, Speerwurf und Wettlauf ward er von niemand übertroffen. Dies dürfen wir dem ehrlichen Ragewin schon glauben, mag er immerhin die betreffenden Worte dem Sallust entlehnt haben. Der Unterricht, den er sonst empfing, hatte vorwiegend eine kirchlich-religiöse Tendenz. „In Zucht und Würdigkeit“, sagt die Braunschweiger Reimchronik, „ist er aufgewachsen, so daß sich sein Lob in allen Landen verbreitete.“ Trotzdem ist er erst zu Pfingsten 1135, also in seinem sechsten Lebensjahre, getauft worden. Früh schon mag sich in ihm der Glaube an eine glänzende Zukunft befestigt und ihn, den damaligen Erben zweier Herzogtümer, welchem dereinst selbst das kaiserliche Diadem in Aussicht zu stehen schien, mit den Bildern von künftiger Macht und Größe erfüllt haben. Den Glanz seines Hauses zu mehren, den eigenen Namen im Schimmer selbsterworbenen Ruhmes der Nachwelt zu überliefern, das schien ihm vor allem begehrenswert. Mit dieser Richtung seines Geistes hing auch die Pflege zusammen, die er der bildenden Kunst zuteil werden ließ, und der wohl schon in seiner Jugend geweckte Sinn für Geschichtschreibung und epische Dichtung, den er vornehmlich in den letzten Jahren seines vielbewegten Lebens bethätigt hat.

Mag Heinrich der Löwe die früheste Unterweisung und Erziehung in Schwaben erhalten haben, die Jahre, welche den Charakter des Menschen zu bestimmen pflegen, hat er doch in Sachsen verlebt. Wer die Vormünder waren, die während der Minderjährigkeit des herzoglichen Knaben für ihn die Regierung leiteten, ist nicht bekannt. Doch läßt sich vermuten, daß, nachdem seine Mutter Sachsen verlassen hatte, die Führung der Geschäfte in den Händen der sächsischen Großen ruhte. Unter diesen nahm Graf Adolf von Holstein vermöge des Ansehens, das er im Lande genoß, und durch seine persönliche Bedeutung den ersten Platz ein. Es scheint, daß er auf Heinrichs weitere Entwicklung nicht ohne einen gewissen Einfluß gewesen ist. Ursprünglich für den geistlichen Stand bestimmt, hatte Adolf eine gelehrte Bildung erhalten, so daß er aufer der deutschen und wendischen auch der lateinischen Sprache mächtig war. Durch den Tod seines älteren Bruders, der auf dem unglücklichen Zuge Lothars gegen Böhmen im Jahre 1126 das Leben verlor, ward er veranlaßt, seinen Beruf zu ändern. Er trat in den Laienstand zurück und folgte dann nach dem Hin-

scheiden seines Vaters, des Grafen Adolf I., diesem in der Verwaltung der nordalbingischen Grafschaft. Seine ausgezeichneten persönlichen Eigenschaften, seine kriegerische Tüchtigkeit nicht minder wie seine Erfahrung in den politischen Geschäften, hoben ihn aus der Reihe der übrigen Ratgeber Heinrichs hervor und sicherten ihm eine bestimmende Einwirkung auf die Regierung. Während des Kampfes um das Herzogtum Sachsen war er vorübergehend aus seiner Grafschaft vertrieben worden, dann aber infolge des Umschwunges zugunsten der welfischen Waffen dahin zurückgekehrt. Dennoch machte ihm sein Gegner, der von Albrecht dem Bären zum Grafen von Holstein eingesetzte Heinrich von Badewide, auch nach dem Frieden zu Frankfurt den Besitz wenigstens des Landes Wagrien streitig. Erst nach dem Fortzuge der Herzogin Gertrud vermochte Adolf bei deren Sohn seine Rechte auf Holstein voll und ganz zur Geltung zu bringen. Heinrich bestätigte ihm im Besitze von Segeberg und Wagrien und entschädigte Heinrich von Badewide durch das Polaberland, die spätere Grafschaft Ratzeburg.

Zwei Jahre vergingen nach dem Frankfurter Ausgleiche, ohne daß der öffentliche Friede in Sachsen gestört ward. Aber schon im Jahre 1144 brachen abermals Streitigkeiten aus, deren Ausgang erkennen läßt, wie selbständig bereits die Stellung war, welche der junge Heinrich in Sachsen und selbst dem schwachen Könige gegenüber behauptete. Am 15. März des genannten Jahres ward Graf Rudolf von Stade von den Dithmarschen, die er mit grausamer Härte bedrückt hatte, erschlagen. Das alte berühmte Geschlecht der Udonen ging jetzt seinem Erlöschen entgegen. Denn nur ein Bruder, Hartwig, überlebte den Ermordeten, und dieser hatte sich der Kirche gewidmet, war Domherr zu Magdeburg geworden und stand damals als Propst an der Spitze des Bremer Domkapitels. Zwischen ihm und dem dortigen Erzbischofe Adalbero war inbezug auf die Erbschaft Rudolfs ein Vertrag verabredet worden, der bestimmt schien, dem ehrgeizigen Hartwig nach Adalberos Tode den Weg zum erzbischöflichen Stuhle von Bremen zu bahnen. Danach sollten die in dem Hamburger Sprengel gelegenen Eigengüter des stadischen Hauses der Bremer Kirche zuteil werden, wogegen der Erzbischof versprach, die von Rudolf verwalteten Grafschaften zusammen mit den in Hartwigs Schenkung eingegriffenen Alloden diesem als lebenslängliches Lehen des Erzstiftes zu übertragen. Nach Rudolfs gewaltsamem Tode mußte dieser Vertrag rechtskräftige Gültigkeit erhalten, und von beiden Seiten verseumte man nichts, um ihn jetzt wirk-

lich zur Ausführung zu bringen. Da machte sich ein unerwartetes Hindernis geltend. Heinrich der Löwe erhob durch seine Vormünder Einspruch, indem er behauptete, der Erzbischof habe seiner Mutter das Versprechen gegeben, die von Bremen lehensrührigen Grafschaften nach Rudolfs Tode niemandem anders als ihm, dem Sachsenherzoge, zu verleihen. Die Sache kam vor den König, als dieser gegen Ende des Jahres in Magdeburg weilte, um hier das Weihnachtsfest zu begehen. Das Fürstengericht entschied in allen Punkten zugunsten Hartwigs und der Bremer Kirche. Jener ward im Besitz der von seinen Vorfahren verwalteten Grafschaften bestätigt und ihm in der Person seines Schwagers, des sächsischen Pfalzgrafen Friedrich von Sommerburg, ein Stellvertreter für die richterlichen Geschäfte beigegeben. Herzog Heinrich, der in Magdeburg anwesend war, hat sich damals diesem Schiedsspruche gefügt. Aber sobald der König Sachsen verlassen hatte, fing er an, das Erzstift feindselig zu behandeln, und als sich Adalbero aufmachte, um darüber bei dem Könige Klage zu führen, entging er mit genauer Not den Nachstellungen des Herzogs. Bei einem abermaligen Aufenthalte in Sachsen — wahrscheinlich zu Corvey — liefs sich dann Konrad III. durch Heinrichs Vorstellungen bestimmen, eine nochmalige Untersuchung der Sache anzuordnen, und übertrug diese einigen der um ihn versammelten sächsischen Fürsten, namentlich dem Bischof von Verden, dem Markgrafen Albrecht, sowie den Winzenburger Brüdern Hermann und Heinrich. Zu Ramelslo im Lüneburgischen trat man zu der Verhandlung zusammen: von der einen Seite Herzog Heinrich mit seinen Vasallen, von der andern Erzbischof Adalbero, Hartwig von Stade und Pfalzgraf Friedrich. Bald erhitzten sich die Gemüther und es kam zu gegenseitigen heftigen Beschuldigungen. Da griffen plötzlich die Begleiter des Herzogs zu den Waffen, bemächtigten sich des Erzbischofs und führten ihn gefangen nach Lüneburg. Hartwig aber, dem die Dienstleute des Herzogs den Tod geschworen hatten, fiel dem Grafen Herman von Lüchow in die Hände, der ihn indes gegen eine große Geldsumme in Freiheit setzte. Er begab sich unter den Schutz des Markgrafen Albrecht und ist von da später nach Bremen unangefochten zurückgekehrt, doch erst nachdem der Erzbischof, um aus seiner Haft erlöst zu werden, auf alle Ansprüche an die stadische Erbschaft verzichtet und Heinrich den Löwen mit den streitigen Grafschaften belehnt hatte.

Dieser Gewaltstreich, der Heinrich den Löwen in den

Besitz der später noch viel umstrittenen Stader Lande setzte, kennzeichnet die Gesinnung, welche den jungen Welfen und die ihn umgebenden Kreise beseelte, aber zugleich auch die Ohnmacht des Königs und den traurigen Zustand, in welchem sich damals das Reich befand. Niemand erhob dagegen Einspruch, am wenigsten der König Konrad selbst, den die Haltung der welfischen Partei völlig eingeschüchtert zu haben scheint. Wenige Jahre später (1148) unternahm dann Heinrich einen Rachezug gegen die Dithmarschen. Aber es galt nicht allein, diese für Rudolfs Ermordung zu züchtigen, sondern auch die Anerkennung seiner Herrschaft im Lande von ihnen zu erzwingen. Ein zahlreiches Heer aus allen Teilen Sachsens sammelte sich unter der Fahne des Herzogs. Selbst Männer, welche zu ihm in einem ausgesprochen feindlichen Gegensatze standen, wie Markgraf Albrecht der Bär, schlossen sich an, auch Erzbischof Adalbero und Hartwig von Stade wagten nicht die Heeresfolge zu versagen. Es wirft ein eigentümliches Licht auf die Verhältnisse, daß diejenigen, welche Heinrich vor kurzem in so gewaltsamer Weise ihres Eigentums beraubt hatte, jetzt selbst hilfreiche Hand leihen mußten, um ihm den Besitz desselben zu erkämpfen. Der Zug der Dithmarschen war von glücklichstem Erfolge begleitet. Er endete mit der Unterwerfung des trotzig Bauernvolkes unter die Herrschaft des Herzogs.

Um dieselbe Zeit, da der stadische Handel sich abspielte, muß Heinrich der Löwe seine Schwertleite gefeiert haben. Er trat damit aus der Unmündigkeit heraus und ergriff nun selbst die Zügel der Regierung. Vielleicht war schon sein schroffes Auftreten in jener Verwicklung die erste Frucht seiner eben erlangten Selbständigkeit gewesen. Daß er aber auf dem betretenen Wege fortzuschreiten gedachte, bekundete er alsbald durch die Wiederaufnahme seines Rechtsanspruches auf das Herzogtum Bayern. Er hatte diesen Anspruch niemals aufgegeben. Zwar sagt Otto von Freisingen da, wo er über den mit den Sachsen abgeschlossenen Frieden kurz zusammenfassend berichtet, Heinrich sei durch die Vorstellungen seiner Mutter bewogen worden, ihrem Verzicht auf Bayern zuzustimmen. Allein dies ist durchaus unwahrscheinlich und wird durch sein späteres Verhalten in dieser Angelegenheit widerlegt. Vielmehr wird er sicher nicht ungern gesehen haben, daß sein Oheim Welf den Abmachungen des Frankfurter Friedens widersprach, zu den Waffen griff und, von anderen Herren in Schwaben und Bayern unterstützt, den Kampf gegen den

König und den von diesem eingesetzten Herzog des Landes fortsetzte. Sobald Heinrich die Fesseln seiner Minderjährigkeit abgestreift hatte und sich von den Rücksichten auf seine Mutter und seine bisherigen Vormünder frei sah, stellte er sich offen auf die Seite Welfs und forderte die Zurückgabe auch des andern Herzogtums, welches einst sein Vater besessen hatte. Schon aus dem Jahre 1146 haben wir davon eine Spur. Damals stellte Heinrich eine Urkunde für das von seinem Dienstmanne Ludolf von Wenden gegründete Cistercienserkloster Riddagshausen bei Braunschweig aus. Nicht in dieser Urkunde selbst, aber auf dem ihr aufgedruckten Siegel nennt er sich bereits „Herzog von Bayern und Sachsen“. Ein Jahr darauf trat er dann gegenüber dem Könige mit seinen Ansprüchen offen hervor. Der Moment, da er dies that, war äußerst günstig gewählt. Konrad III. hatte auf die beredten Ermahnungen des Abtes Bernhard von Clairvaux zu Weihnachten 1146 in Speier das Kreuz genommen und schickte sich nun im Frühling des folgenden Jahres an, dieses sein Gelübde durch eine Heerfahrt in das Morgenland einzulösen. Um die Angelegenheiten des Reiches während seiner Abwesenheit zu ordnen und die notwendigen Rüstungen vorzubereiten, hielt er im Februar und März zwei große Reichstage, den einen zu Regensburg, den andern zu Frankfurt. Hier war Konrad bemüht, unter Beirat der Fürsten einen allgemeinen Landfrieden zustande zu bringen und die Einwilligung derselben für die Wahl seines damals erst zehnjährigen ältesten Sohnes Heinrich zum römischen König zu gewinnen. Es gelang ihm das erst nach längeren Verhandlungen und nicht ohne Mühe. Heinrich der Löwe, der mit vielen anderen sächsischen Fürsten und Herren sich in Frankfurt eingefunden hatte, machte seine Forderung inbezug auf das, wie er meinte, seinem Vater mit Unrecht entzogene Bayern geltend und scheint als Preis für seine Zustimmung zu den vom König beabsichtigten Mafsregeln schon damals die Belehnung mit dem Herzogtume verlangt zu haben. Konrad war klug genug, ihn nicht schroff zurückzuweisen, und erlangte durch eindringliche und gütliche Vorstellungen so viel, dafs Heinrich versprach, die Sache während der Abwesenheit des Königs ruhen zu lassen und erst nach dessen Rückkehr eine Entscheidung in derselben zu beanspruchen.

Es war das immerhin ein Erfolg, den der Herzog erlangen hatte. Er lag darin, dafs der König wie die Fürsten durch diese Verhandlungen die Rechtmäßigkeit seiner Ansprüche wenigstens als diskutierbar anerkannten und dafs

man ihm eine unparteiische Untersuchung dieser Ansprüche für die Zukunft in Aussicht stellte. Für den Augenblick war für Heinrich kaum etwas anderes zu erlangen. An eine gewaltsame Durchführung seiner Forderungen wird er selbst nicht gedacht haben in einem Zeitpunkte, da eine fieberhafte Aufregung das ganze Abendland ergriffen hatte und die deutsche Nation, ihren König an der Spitze, zum Zweck der Sicherung und Verteidigung des heiligen Landes sich zu einer Heerfahrt in den fernen Osten rüstete. Auch an Heinrich dem Löwen war der Strom religiöser Begeisterung, der damals Deutschland mit sich fortrifs, nicht völlig wirkungslos vorübergegangen. Aber er zog es mit der Mehrheit seiner sächsischen Landsleute vor, seine bekehrenden Waffen gegen das trotzig, dem Heidentume blind ergebene Slavenvolk jenseits der Elbe zu richten und so den großen Kreuzzug in das Morgenland durch eine sächsische Heerfahrt gegen die Wenden gleichsam zu ergänzen.

Man weifs, wie unglücklich jener Kreuzzug verlief und wie geringen Erfolg diese Heerfahrt hatte. Enttäuscht und durch den Verlust seines schönen Heeres niedergebeugt, kehrte Konrad III. mit dem Keime einer tödlichen Krankheit im Frühling 1149 aus dem Orient heim. Kaum auf deutschem Boden, sah er schon wieder allerorten im Reiche die alte Zwietracht ihr Haupt erheben. Ihm vorauseilend erreichte Welf, der sich dem Kreuzzuge angeschlossen, dann aber sich von den Wallbrüdern getrennt hatte, die deutsche Heimat, wo er alsbald, auf das soeben mit Roger von Sicilien geschlossene Bündnis vertrauend, eine neue Erhebung der welfischen Partei vorbereitete. Er rechnete dabei auf die Mitwirkung aller, welche dem staufischen Hause feindlich gesinnt gegenüberstanden, zumal auf diejenige Heinrichs des Löwen und des Herzogs Konrad von Zähringen, welche soeben durch die engste verwandtschaftliche Beziehung einander nahegetreten waren. Denn ein Jahr vorher (1148) hatte sich Heinrich mit Clementia, Konrads Tochter, vermählt. Der damals neunzehnjährige Welfe gewann damit einen mächtigen Anhalt für seine ehrgeizigen Pläne und zugleich eine reiche Mitgift, die seine Stellung im Süden Deutschlands, wohin er längst seine Blicke gerichtet hatte, nicht wenig verstärken mußte. Aufser 100 Ministerialen und 500 Hufen Landes brachte ihm Clementia das Schloß Baden als Heiratsgut zu. So gefährlich indes Welfs Aufstand erschien, so rasch und unerwartet sollte er sein Ende finden. Bei Flochberg erlitt er im Februar 1150 durch den jungen König Heinrich eine vernichtende Nieder-

lage, aus der er selbst mit genauer Not entram und infolgederen er sich dem König unterwerfen mußte. Er erlangte einen äußerst billigen Frieden, wohl im Hinblick auf die drohende Stellung, welche inzwischen sein Neffe, Heinrich der Löwe, angenommen hatte. Denn dieser drang jetzt, nach der Rückkehr des Königs, mit aller Entschiedenheit auf die Erfüllung der ihm auf dem Frankfurter Reichstage gemachten Versprechungen.

Heinrich war seit dem wenig erfolgreichen Kreuzzuge gegen die Wenden unablässig bemüht gewesen, seine Macht zu erweitern und sein Ansehen zu verstärken. Er richtete schon damals sein Augenmerk vornehmlich auf die dänischen und slavischen Grenzgebiete seines Herzogtums, und es gelang ihm, hier eine maßgebende, fast gebietende Stellung zu erlangen. Mit der Zunahme seiner Macht und seines Einflusses wuchs sein Selbstgefühl. So jung er war, so wenig duldete er einen Widerspruch gegen seine Gebote. Der von den Wenden mit rücksichtsloser Härte eingetriebene Tribut füllte in erwünschter Weise seinen Schatz, seine Dienstmänner wußte er durch Aussicht auf Gewinn und Beute an sich zu fesseln, die übrigen sächsischen Fürsten, zumal die Bischöfe des Landes, durch sein entschlossenes Auftreten einzuschüchtern. Er war nicht gesonnen, sich länger sein, wie er meinte, gutes Recht auf Bayern vorenthalten zu lassen. Zunächst zwar betrat er auch jetzt den Weg der Unterhandlung. Am 30. Juli 1150 noch war er mit dem Könige friedlich in Würzburg zusammen. Als aber dieser die Verhandlungen über die bayerische Angelegenheit wiederum hinausschob und dazu einen Hoftag bestimmte, der im Januar 1151 in Ulm zusammentreten sollte, verlor Heinrich die Geduld. Indem er seine junge Gemahlin unter dem Schutze des treuen Adolf von Holstein in Lüneburg zurückließ, brach er selbst noch während des Winters nach Bayern auf, fest entschlossen, nötigenfalls seine Ansprüche auf dieses Land mit Waffengewalt durchzusetzen. Dennoch ließ er sich noch einmal beschwichtigen, als der König versprach, die Sache auf einem für die Mitte des Juni in Regensburg angesetzten Tage untersuchen und über dieselbe nach Fürstenrecht und des Reiches Gewohnheit entscheiden zu lassen. Heinrich zog sich einstweilen auf seine schwäbischen Besitzungen zurück, um hier den Termin des in Aussicht genommenen Reichstages abzuwarten. Als dieser aber herangekommen war, erschien er nicht in Regensburg, vielleicht weil ihn der Aufstand, in welchem sich damals die Wittelsbacher gegen den König erhoben, in der Hoff-

nung bestärkte, das von ihm erstrebte Ziel zu erreichen, ohne vorher seine Ansprüche dem immerhin ungewissen Ausfalle eines Fürstengerichtes zu unterwerfen. Es scheint, daß ihm Konrad einen abermaligen Termin nach Würzburg anberaumte, aber auch hier hat sich Heinrich nicht eingefunden. Drohend stand er, zum Losschlagen bereit, in Schwaben, während der König jetzt nach Sachsen eilte, um hier einen Angriff auf den Kern von Heinrichs Macht zu versuchen. Dazu hatten ihn die Ratschläge der in Würzburg um ihn versammelten sächsischen Fürsten, vor allen Albrechts von Brandenburg, bestimmt. So meinte man am sichersten den trotzigen Sinn des Welfen zu beugen und ihn zu nötigen, von seinen hochfliegenden Entwürfen abzustehen. Heinrich — dies war der Plan — sollte in Schwaben festgehalten, ihm alle Ausgänge aus dem Lande versperrt werden, während der König sich seiner festen Plätze in Sachsen, vornehmlich Braunschweigs, durch Überfall bemächtigte. Aber der klug ersonnene Plan mißlang in kläglich-er Weise. Schon war Konrad von Goslar aus bis in die Nähe von Braunschweig gelangt: beim Kloster Heiningen, wenige Wegstunden von dieser Stadt, rüstete er sich zum entscheidenden Angriffe. Da lief die alles in Bestürzung versetzende Kunde ein, Heinrich habe die Wachsamkeit der königlichen Mannschaften in Schwaben getäuscht, sei verkleidet und nur mit wenigen Begleitern von da entkommen und nach einem fünftägigen Ritte unter dem Jubel der Seinen in Braunschweig angelangt. Wie einst sein Vater in ähnlicher Lage, hatte er mit einem kühnen Streiche das Gewebe der List zerrissen, mit welchem man ihn zu umgarnen gesucht. Wie damals wich der König kleinmütig vor einer blutigen Entscheidung zurück und verlief gleich einem Flüchtlinge das Land, indem er seinen sächsischen Bundesgenossen, namentlich dem Markgrafen Albrecht, anheimgab, sich, so gut es gehen wollte, der Übermacht des Welfen zu erwehren.

Die so geschaffene Situation glich auf ein Haar derjenigen, welche vor zwölf Jahren eingetreten war, als Heinrichs Vater geächtet und seiner beiden Herzogtümer entsetzt ward. Wieder erfüllte der Kampf des von dem Könige zu seinem Zwecke benutzten, dann aber im Stiche gelassenen Askaniers mit dem welfischen Hause und dessen Anhängern das ganze Sachsenland. Aber durch den bald darauf erfolgenden Tod des Königs (15. Februar 1152) gestaltete sie sich jetzt weit schwieriger und verwickelter als damals. Es ist keine Frage, daß diese bayerische Angelegenheit einen maßgebenden Einfluß auf die Königswahl ausgeübt

hat, daß ihr Konrads Neffe, Herzog Friedrich von Schwaben, zu einem guten Teil seine Erhebung auf den Thron verdankte. Die Notwendigkeit eines Ausgleichs zwischen den welfischen Ansprüchen und den staufisch-babenbergischen Interessen durchdrang alle Kreise des Reiches, und niemand schien dazu eine geeignete Persönlichkeit zu sein als Friedrich, der, obschon ein Staufer, doch durch seine Mutter Judith, die Schwester Welfs und Heinrichs des Stolzen, auch gewissermaßen dem welfischen Geschlechte angehörte. Am 4. oder 5. März ward er zu Frankfurt von den versammelten Fürsten einstimmig zum Könige erkoren. Auch Heinrich der Löwe, welcher gleich seinem Gegner, dem Markgraf Albrecht, sich in Frankfurt eingefunden hatte, gab ihm seine Stimme, und man darf wohl annehmen, daß dies nicht ohne vorhergegangene bestimmte Zusicherungen Friedrichs in bezug auf die bayerische Angelegenheit geschehen ist. In der That sehen wir denn auch den König alsbald nach seiner Wahl die regste Thätigkeit entfalten, um in dieser Frage einen billigen Ausgleich zustande zu bringen und, so viel wie möglich, dabei das Interesse seines Veters gegen seinen Oheim zu wahren. Mit bewunderungswürdiger Geduld hat er sich dieser Aufgabe unterzogen. Denn es war nicht leicht, den stolzen Babenberger, den Bruder des verstorbenen Königs und den Gemahl einer byzantinischen Prinzessin, zum Verzicht auch nur auf einen Teil seines Herzogtums zu bewegen. Auf fünf verschiedenen Reichs- oder Hoftagen, zu Würzburg, Worms, Regensburg, Speier und Bamberg, hat Friedrich dies vergebens versucht. Entweder blieb Heinrich Iasomirgott ganz aus oder er suchte durch Ausflüchte die Entscheidung hinzuhalten oder er weigerte sich auch bestimmt, seine Hand zu der beabsichtigten Ausgleichung zu bieten. Da entschloß sich Friedrich endlich, auch ohne seine Zustimmung zu handeln. Auf einem Tage zu Goslar im Anfang Juni 1154 ward Heinrich dem Löwen nach dem Urteil der anwesenden Reichsfürsten das Herzogtum Bayern zugesprochen. Aber er verzichtete im Einvernehmen mit Friedrich und im Hinblick auf dessen bevorstehenden Römerzug vorläufig darauf, von demselben auch wirklich Besitz zu ergreifen.

Heinrich hat dann den König auf seiner Romfahrt begleitet und ihm hier so wichtige Dienste geleistet, daß sich ihm Friedrich zu lebhaftem Danke verpflichtet fühlen mußte. Bei der Belagerung von Tortona waren es Heinrich und seine Sachsen, welche den ersten Sturm auf die untere Stadt wagten und diese nach erbittertem Kampfe in ihre Gewalt

brachten. Und als dann in Rom selbst, noch an dem Tage von Friedrichs Krönung zum Kaiser, das Volk sich gegen die fremden Eindringlinge erhob und um die Petersbrücke ein wilder regelloser Kampf tobte, da fiel die Hauptlast desselben, aber auch der Ruhm des endlichen Sieges wiederum Heinrich dem Löwen zu. Es ist erklärlich, wie nach solchen Thaten Friedrichs erstes Geschäft, nachdem er aus Italien heimgekehrt war, darin bestand, daß er die endgültige Beilegung des Haders um Bayern wieder aufnahm und daß diese in der Hauptsache zugunsten seines tapferen Veters erfolgte. Der Babenberger Heinrich war dem Feldzuge nach Italien fern geblieben und hatte, wie es scheint, während Friedrichs Abwesenheit verdächtige Verbindungen mit den unzufriedenen Fürsten Sachsens angeknüpft. Um so weniger fand sich der Kaiser bewogen, ihn zu schonen. Dennoch versuchte er auch jetzt noch wiederholt, ihn durch gütliche Vorstellungen zum Nachgeben zu bestimmen. Als Heinrich unerschütterlich blieb und auch die Bitten seines für Friedrichs Plan gewonnenen Bruders, des Bischofs Otto von Freisingen, nichts fruchteten, schritt Friedrich endlich zu der entscheidenden Maßregel. Um die Mitte des Oktobers 1155 hielt er zu Regensburg, der alten Hauptstadt Bayerns, einen glänzenden Reichstag. Hier belehnte er Heinrich den Löwen feierlich mit der herzoglichen Fahne von Bayern, liefs die Grofsen des Landes ihm Treue und Huld schwören und verpflichtete die Bürger der Stadt außerdem zur Stellung von Geiseln für ihre Treue. Erst im folgenden Jahre (1156) hat sich dann der Babenberger in die vollzogene Thatsache gefügt, nicht ohne gemäß den von dem Kaiser stets gehegten Absichten eine stattliche Entschädigung für das von ihm aufgegebene Herzogtum zu empfangen. Auf den Wiesen bei Barbing unweit Regensburg gab Heinrich Jasomirgott das bislang von ihm verwaltete Herzogtum in einer symbolischen Handlung durch sieben Fahnen in die Hand des Kaisers, welcher sie dem Welfen als jetzigem Inhaber der herzoglichen Gewalt überreichte. Heinrich der Löwe aber stellte zwei davon, welche die bayerische Ostmark und die dazu gehörigen Grafschaften bedeuteten, dem Kaiser zurück. Und nun liefs Friedrich durch den Herzog Wladislaw von Böhmen den von allen Fürsten gutgeheifsenen Spruch feierlich verkünden, wonach diese Gebiete zu einem neuen mit bisher unerhörten Vorrechten ausgestatteten Herzogtume, dem Herzogtume Österreich, erhoben und dem Babenberger Heinrich sowie dessen männlichen und weiblichen Nachkommen als erbliches Reichslehen verliehen wurden.

Großes hatte Heinrich der Löwe erreicht. Durch kluge Benutzung der politischen Lage, durch sein entschiedenes Auftreten, sein unerschütterliches Festhalten an seinem Erbrechte hatte er das Herzogtum, welches drei Generationen hindurch im Besitze seines Hauses gewesen, dann aber unter ungünstigen Verhältnissen seinem Vater verloren gegangen war, zurückgewonnen, freilich nicht ungeschmälert, nicht in dem vollen Umfange, wie es bisher bestanden. Ein Drittel etwa war von dem alten Bayern abgetrennt worden, um von nun an unter der Wahrung der Babenberger ein selbständiges Glied des Reiches zu bilden, welchem eine große Zukunft beschieden sein sollte. Dennoch hatte Heinrich seine Ansprüche im wesentlichen durchgesetzt, und damit war zugleich in bezug auf die Erblichkeit der großen Reichslehren für die Zukunft ein wichtiger Präcedenzfall geschaffen worden. Das welfische Haus aber stand mächtiger, selbstbewußter und anspruchsvoller da als jemals. Im oberen wie im niederen Deutschland auf eine wahrhaft fürstliche Hausmacht gestützt, dort wie hier an der Spitze eines jener großen Herzogtümer, in denen die Volkskraft eines ganzen Stammes damals noch zusammengefaßt erscheint, nahm es eine Stellung ein, welche diejenige aller übrigen Fürstengeschlechter des Reiches weit überragte. Und diese große Macht befand sich mit Ausnahme der schwäbischen Stammesbesitzungen, welche Welf zugefallen waren, in der Hand eines einzigen Mannes, der, von kühnem Ehrgeize und hochfliegenden Plänen erfüllt, nicht nur das Ererbte und Erworbene festzuhalten verstand, sondern mit unermüdlicher Thatkraft bestrebt war, seinen Besitz zu mehren und seinen Einfluß zu stärken. Heinrichs des Löwen Machtstellung im Reiche gab jetzt kaum derjenigen des Kaisers etwas nach. Hatte er doch mit Ausnahme der bayerischen Ostmark den gesamten Länderbesitz zu seiner Verfügung, der einst in der Hand seines Vaters die Besorgnis des Königs und fast aller deutschen Fürsten erregt hatte. Für das, was er soeben in Bayern notgedrungen hatte aufgeben müssen, einen Ersatz zu finden, war die nächste Aufgabe, die er sich stellte. In zwiefacher Weise hat er sie zu lösen gesucht: durch Befestigung und Erweiterung seiner herzoglichen Stellung in Sachsen und durch Ausbreitung seiner Herrschaft über die bisher entweder völlig freien oder doch nur in einer lockeren Abhängigkeit vom Reiche stehenden wendischen Völker des nordöstlichen Deutschland.

Dritter Abschnitt.

Heinrichs Herzogsgewalt und territoriale Wirksamkeit.

Wir haben bereits früher der mit großer Zähigkeit festgehaltenen Bestrebungen gedacht, durch welche Lothar von Süpplingenburg dem Herzogtume Sachsen eine größere Bedeutung zu geben suchte, als dieses unter seinen Vorgängern, den Herzögen aus dem billingschen Hause, gehabt hatte. Er war in diesem Bestreben, für das sächsische Herzogtum eine ganz neue staatsrechtliche Basis zu schaffen, im ganzen nicht unglücklich gewesen, wenn auch ein abschließendes und gesichertes Resultat von ihm darin nicht erreicht wurde. Unter seiner Regierung hatte sich die herzogliche Gewalt in Sachsen befestigt und über alle Teile des Landes ausgedehnt: selbst auf die Ostmarken hatte er einen gewissen Einfluss gewonnen. Auf diesen Grundlagen hat nun Heinrich der Löwe weitergebaut, indem er zunächst die große, von seinen Vorfahren ererbte Territorialmacht in Sachsen durch neue Erwerbungen zu verstärken suchte. Mit vollem Rechte erblickte er in einem möglichst ausgedehnten Allodialbesitze die sichere materielle Basis für ein kräftiges unabhängiges Herzogtum, welches ihm als Ziel seiner politischen Bestrebungen vorschwebte. In diesem Sinne scheint er dem herzoglichen Amte eine Rechtsbedeutung beigelegt zu haben, wie sie in Sachsen bisher unerhört war. Wenn eines der alten Geschlechter des Landes im Mannsstamme ausstarb, nahm er für sich das Recht in Anspruch, die Hinterlassenschaft desselben einzuziehen, nicht nur die Lehen als heimgefallen zu betrachten sondern auch das Eigengut dem ihm unmittelbar untergebenen Territorialbestande einzuverleiben. Dieses Recht kann er sich nur kraft seiner herzoglichen Gewalt, als oberster Lehensherr über die zum Herzogtume in dessen weitestem Umfange gehörigen Gebiete, zugeschrieben haben, da in den einzelnen Fällen sich kaum ein anderer Rechtsgrund nachweisen läßt, den er für ein solches Verfahren hätte geltend machen können. Es war derselbe Anspruch, mit welchem früher die salischen Kaiser an dem einmütigen Widerstande der sächsischen Fürsten gescheitert waren und den niemand lebhafter bekämpft hatte als Heinrichs eigener mütterlicher Großvater, da dieser noch

als Herzog an der Spitze des sächsischen Stammes stand. Indem er sich durch dieses Streben nach Erweiterung seiner Territorialmacht und seines Allodialbesitzes mit den bisherigen Traditionen des sächsischen Stammes in schroffen Widerspruch setzte, hat Heinrich der Löwe, so lange er darin von der Reichsgewalt nicht gehindert wurde, sich großer Erfolge zu rühmen gehabt. Allein jenes Streben und die Gewaltthätigkeit, mit welcher er dabei verfuhr, mußten ihm die offene oder versteckte Feindschaft fast aller sächsischen Fürsten zuziehen, und diese hat, als später sein Zerwürfniß mit dem Kaiser eintrat, mehr vielleicht als alles andere zu seinem Sturze beigetragen.

Nicht gleich von Anfang seiner Regierung an machte Heinrich diese neue Theorie von den staatsrechtlichen Befugnissen seines Herzogtums geltend. Wir haben gesehen, wie er in dem Streite um die stadische Erbschaft sich nicht auf sie sondern auf ein Versprechen berief, welches der Bremer Erzbischof seiner Mutter gemacht haben sollte. Zuerst scheint er damit in der Zeit der Spannung während der letzten Regierungsjahre Konrads III. hervorgetreten zu sein. Damals eröffnete ihm das Aussterben zweier alter Grafenhäuser in Sachsen eine weitere lockende Aussicht auf eine beträchtliche Gebietserweiterung und bot ihm die willkommene Gelegenheit, jene neuen staatsrechtlichen Grundsätze zur Anwendung zu bringen. Am 26. Oktober 1147 fand Graf Bernhard von Plötzkau, der letzte seines Stammes, auf dem Kreuzzuge des Königs Konrad, an welchem er sich als einziger sächsischer Laienfürst beteiligt hatte, in einem Gefechte mit den Sarazenen seinen Tod. Auf sein Erbe, welches allerdings in der Machtsphäre des Markgrafen Albrecht von Brandenburg gelegen war, erhob dieser, man weiß nicht auf welchen Rechtstitel gestützt, Ansprüche. Aber Heinrich der Löwe trat ihm darin entgegen und forderte die erledigten Güter und Gerechtsame für sich. Es ist nicht wahrscheinlich, daß er dabei ein Erbrecht geltend gemacht hat, denn der Umstand, daß seine Großmutter, die Kaiserin Richinza, und Bernhards Mutter, Adela von Beichlingen, aus demselben Geschlechte stammten — sie waren beide Enkelinnen Ottos von Nordheim —, kann ihn dazu kaum berechtigt haben. Wir müssen vielmehr annehmen, daß er die plötzkauische Erbschaft kraft herzoglicher Gewalt als ein dem Herzogtume heimgefallenes Lehen beansprucht hat. Und dies scheint sein ganz analoges Vorgehen bei Gelegenheit eines Todesfalles zu bestätigen, welcher einige Jahre später erfolgte und durch die Umstände, unter denen er stattfand, ganz Sachsen

in große Aufregung versetzte. In der Nacht vom 29. auf den 30. Januar 1152 ward Graf Hermann von Winzenburg zusammen mit seiner Gemahlin Liutgardis von Stade aus Rach- und Gewinnsucht durch Dienstleute der Hildesheimer Kirche auf seinem Schlosse Winzenburg ermordet. Er hinterließ zwar mehrere Töchter aber keinen Sohn. Dagegen schien, auch wenn man jene nicht als erbberechtigt betrachten wollte, sein Bruderssohn Otto von Assel der Nächstberechtigte zu der eröffneten Erbschaft zu sein. Dennoch beanspruchten auch in diesem Falle Heinrich der Löwe und Albrecht der Bär die Hinterlassenschaft des erschlagenen Hermann.

Das Winzenburger Haus war ursprünglich nicht in Sachsen einheimisch: es ist vielmehr dahin erst im 11. Jahrhundert aus Bayern eingewandert. Meginhard von Windeberg, aus dem Geschlechte der Grafen von Formbach, gewann mit der Hand der Erbtöchter des Grafen Elli, der dem Leingau vorgesetzt und hier vorzugsweise begütert war, die großen Besitzungen dieses alten sächsischen Geschlechtes, zu denen außer Reinhausen auch die beiden unfern davon gelegenen Burgen Gleichen gehörten. Er erbaute zwischen Alfeld und Gandersheim eine Feste, die er nach seinem väterlichen Stammhause „die Winzenburg“ nannte, stiftete das Kloster Reinhausen und kehrte später nach Bayern zurück, wo er im Jahre 1122 starb. Seine Söhne Hermann und Heinrich aber finden wir auch in der Folge in Sachsen, wo namentlich der erstere als Graf von Winzenburg, vorübergehend auch als Markgraf der Ostmark und Landgraf von Thüringen, eine hervorragende, an Glückswechsellern reiche Rolle gespielt hat. Ein Günstling Heinrichs V. und neben Hoier von Mansfeld dessen einziger Anhänger von Bedeutung in Sachsen, verlor er unter Lothars Regierung infolge einer Gewaltthat und der deshalb über ihn verhängten Acht alle seine Reichslehen und selbst seine Freiheit. Auf längere Zeit verschwindet er dann völlig aus der sächsischen-Geschichte, aber mit Konrads III. Regierungsantritt erhob er sich zu neuer Macht und Größe. In dem Kampfe gegen Heinrich den Stolzen stand er auf antiwelfischer Seite und erhielt dafür vom Könige zur Belohnung die Lehen des dem nordheimschen Geschlechte angehörigen Grafen Siegfried von Bomeneburg (Homburg), die er indes nicht zu behaupten vermochte. Durch die siegreichen Waffen der Welfen vertrieben, erkaufte er seine Rückkehr nach Sachsen durch einen Verzicht auf jene königliche Belehnung. Als Siegfried dann aber 1144 kinder-

los starb, erwarb er von dessen Witwe, welche sich mit seinem Bruder, Heinrich von Assel, in zweiter Ehe vermählte, den größten Teil von dessen Hinterlassenschaft. Auch die Schirmvogtei über Corvey, welche Siegfried verwaltet hatte, fiel ihm zu, wie er denn zugleich über Gandersheim dasselbe Recht eines Schutzvogtes ausgeübt hat. Gewaltthätigen Sinnes und wegen seiner Abkunft und Parteilichkeit in Sachsen nicht beliebt, gehörte er doch zu den mächtigsten und begütertesten Herren des Landes. Sein durch Mörderhand herbeigeführtes Ende erregte daher das größte Aufsehen. Von den Urhebern desselben erlag einer, Heinrich von Bodenburg, in dem Gottesgerichte, durch welches er seine Schuldlosigkeit zu erweisen gedachte, seinem Gegner und trat dann zur Buße seines Verbrechens in das Kloster Neuwerk vor Halle. Einen andern Namens Bernhard ereilte die Nemesis zu Köln, wo er im Jahre 1156 als des Mordes überführt auf Befehl des Kaisers enthauptet ward. Um das Erbe des Grafen Hermann aber entbrannte heftiger und erbitterter denn je von neuem der Hader zwischen den alten Nebenbuhlern, Heinrich dem Löwen und Albrecht dem Bären.

Der Rechtstitel, den sie für ihre Ansprüche geltend machten, liegt bei beiden völlig im Dunkeln. Denjenigen Albrechts hat man durch die Annahme zu erklären gesucht, seine Gemahlin Sophia, deren Herkunft unbekannt ist, sei eine Schwester des Winzenburgers gewesen. Allein diese Annahme beruht im wesentlichen auf wenig haltbaren Combinationen. Heinrich seinerseits wird auch in diesem Falle jene Anschauung von der staatsrechtlichen Bedeutung seines Herzogtums in Anwendung gebracht haben, die er demselben beilegte. Schon wegen des plötzkausischen Erbes war es zum Kriege zwischen beiden Männern gekommen. Konrads Angriff auf die welfischen Erblande, den der Brandenburger Markgraf angeraten hatte, dann der Zwist um die Hinterlassenschaft des Winzenburgers erhöhten die Wut, mit welcher er von beiden Seiten geführt ward. Schwer hatten namentlich die Landschaften um den Harz herum darunter zu leiden. Osterrode, eine aufblühende Stadt am Südwestrande des Gebirges, ward völlig verwüstet, Lutter am Baremberge in Asche gelegt. In einem Gefechte unweit Herzberg fand Graf Liudiger von Wöltingerode den Tod. Lange erwiesen sich die Bemühungen des neu erwähnten Königs, einen billigen Frieden zu vermitteln, als fruchtlos. Von dem Reichstage zu Merseburg, dem ersten, den Friedrich in Sachsen abhielt, schieden die beiden Gegner unver-

söhnt, und erst im Oktober 1152 gelang es dem Könige, in Würzburg einen Ausgleich zustande zu bringen. Hier ward das plötzkausche Erbe dem Markgrafen Albrecht, die Grafenschaft Winzenburg aber mit ihrem Zubehör Heinrich dem Löwen zugesprochen, der somit thatsächlich die teilweise Anerkennung wenigstens der von ihm vertretenen staatsrechtlichen Auffassung durchsetzte.

Es ist denn auch nicht zu verwundern, daß er auf dem betretenen Wege erfolgreich weiterschritt. Im Jahre 1167 bemächtigte er sich nach dem Tode des Grafen Christian von Ammerland Oldenburgs, der Hauptfeste desselben, ohne auf das Erbrecht der unmündigen Söhne Rücksicht zu nehmen, welche jener hinterließ. Erst infolge von Heinrichs Ächtung sind diese wieder in den Besitz des väterlichen Erbes gelangt. Konnte er hier allenfalls das Recht der Eroberung für sein gewalthätiges Verfahren geltend machen, da er mit dem Grafen Christian, als dieser starb, in Fehde lag, so fehlte die Möglichkeit auch eines solchen Vorwandes bei zwei anderen Todesfällen, welche Heinrich während des letzten Jahrzehntes seiner herzoglichen Regierung die Handhabe bieten mußten, sein Besitztum in Sachsen zu vergrößern. Mit dem Grafen Otto von Assel, dem Bruderssohne Hermanns von Winzenburg, erlosch um das Jahr 1175 auch dieser Nebenweig des winzenburgischen Geschlechtes. Er war mit Salome, einer Tochter des Grafen Goswin von Heinsberg und der Schwester des Erzbischofs Philipp von Köln, verheiratet. Sie überlebte ihren Ehemann und ihre einzige Tochter und übertrug 1186, am Tage Mariae Himmelfahrt, mit Einwilligung ihres Bruders die ganze Hinterlassenschaft des Grafen Otto an der Malstatt zu Holle in feierlichster Form der Hildesheimer Kirche. Allein Heinrich der Löwe hatte alsbald nach Ottos Tode seine gewaltige Hand auf dessen Erbe gelegt und trotz des vonseiten Philipps von Köln erhobenen Einspruchs behauptete er sich selbst nach seinem Sturze im Besitze desselben. Wenigstens ist die Hauptburg Asle, das im jetzigen Amte Salder gelegene Hohen-Assel, auch später in seinen und seiner Söhne Händen geblieben. Und genau so verfuhr der Herzog, als im Jahre 1179 der sächsische Pfalzgraf Adalbert von Sommerschenburg ohne Leibserben starb. Die Pfalzgrafschaft in Sachsen verlieh Friedrich bald darauf zu Gelnhausen, auf demselben Reichstage, auf welchem er über das norddeutsche Herzogtum des geächteten Heinrich verfügte, dem Landgrafen Ludwig von Thüringen. Die Eigengüter aber des ausgestorbenen Geschlechtes beanspruchte mit vollem Rechte

Adalberts einzige Schwester, die Äbtissin Adelheid von Quedlinburg. Sie verkaufte dieselben, namentlich die Sommerschenburg selbst, an den Erzbischof von Magdeburg. Trotzdem schritt auch hier Heinrich der Löwe auf Grund der Auslegung, welche er seiner herzoglichen Gewalt gab, mit den Waffen ein und suchte sich in Besitz der erledigten Erbschaft zu setzen. Später noch hat er mit dem Erzstifte darum gekriegt, und erst im Jahre 1209 haben seine Söhne darauf verzichtet. Dagegen wußten er und seine Nachkommen die Vogtei über das Ludgerikloster vor Helmstedt, welche der Pfalzgraf gleichfalls verwaltete, auch in der Folge zu behaupten.

So war Heinrich auf alle Weise bestrebt, seinen Territorialbesitz zu vergrößern und damit für seine herzogliche Stellung eine feste, gesicherte Grundlage zu gewinnen. Wo die Mittel der Gewalt versagten, hat er, um seinen Zweck zu erreichen, sich auch wohl zu anderen Maßnahmen bequemt. Am 1. Januar 1158 verabredete er mit dem Kaiser Friedrich einen Gütertausch, welcher erkennen läßt, wie großen Wert Heinrich auf die Abrundung gerade seiner norddeutschen Hausmacht legte. Er überließ dem Kaiser das Schloß Baden in Schwaben und die übrigen Besitzungen, die er dort mit der Hand seiner Gemahlin erworben hatte, und tauschte dagegen anderes ein, was ihm, wie es in der Urkunde heißt, wegen seiner Lage mehr genehm war. Es waren das die Burgen Herzberg und Scharzfeld sowie der Hof Pöhlde, sämtlich am nordwestlichen Fusse des Harzes gelegen und bisher Reichsgut, von dem Kaiser aber zu dem Zwecke jenes Austausches gegen andere Güter vom Reiche erworben. Nur den Wildbann im Harze selbst nahm Friedrich bei dem Tausche aus, da er Reichslehen war, verlieh ihm aber zugleich mit der Grafschaft im Liesgau, welche vor Zeiten Graf Udo, der Stammvater der Grafen von Katlenburg, besessen hatte, dem Herzoge und seinen Nachkommen auf ewige Zeiten. Solche Erwerbungen an Land und Leuten, an Burgen und Hoheitsrechten mußten das Gewicht des herzoglichen Ansehens nicht wenig verstärken, zumal die einzelnen Gebiete fast ausnahmslos sich den welfischen Allodien unmittelbar anschlossen und zusammen mit diesen eine engverbundene, im Herzen Sachsens gelegene Ländermasse bildeten. Mit besonderem Nachdruck weist daher Helmold, der Geschichtschreiber der Wenden, indem er die steigende Macht Heinrichs des Löwen zu schildern versucht, gerade auf diesen Zuwachs seiner territorialen Hausmacht hin. „Außer dem Erbgute seiner großen Vorfahren“ — sagt

er — „und der früheren Herzöge von Bayern und Sachsen fielen ihm die Besitzungen vieler Fürsten zu: Herimanns von Winzenburg, Siegfrieds von Hammenburg (Homburg), Ottos von Asle und anderer, deren Erwähnung ich unterlasse. Was aber soll ich von dem weiten Ländergebiete des Erzbischofs Hartwig sagen, der von dem alten Geschlechte der Udonen abstammt, von jener herrlichen Burg Stade, die er mit allem Zubehör nebst den Grafschaften über beide Elbgestade und über Dithmarschen theils nach Erb- theils nach Lehenrecht erlangte?“

Heinrich ist dann bemüht gewesen, diese starke Territorialmacht in seinem Sinne auszubeuten und zu seinen politischen Zwecken nutzbar zu machen. Dies konnte indes nur innerhalb des Rahmens geschehen, welchen die allgemeine Entwicklung und Weiterbildung des deutschen Staatsrechts ihm darbot. Die Rechtsinstitutionen, welche die Karolingerzeit den folgenden Generationen überliefert hatte, waren entweder bereits verschwunden oder sie gingen ihrer Auflösung entgegen. Dies gilt namentlich von der Gau- und Komitatsverfassung, welche, wie wir sahen, auf einer Vereinigung von richterlichen, administrativen und militärischen Befugnissen in einer und derselben Hand beruht hatte. Von diesen Befugnissen war den Grafen fast nur die Gerichtsbarkeit übriggeblieben, und diese ward zwar noch immer unter Königsbann ausgeübt, d. h. als ein Ausfluß der obersten Reichsgewalt betrachtet, aber auch sie konnte gemäß den Grundsätzen des allmählich zur Ausbildung gelangenden Lehenswesens wie jedes andere Reichslehen durch Weiterverleihung in andere Hände gelegt werden. Schon die alten sächsischen Dynastengeschlechter der Billinger, Brunonen und Nordheimer hatten dies gethan, und dadurch war, wie bereits erwähnt worden ist, eine Reihe neugräflicher Häuser entstanden, welche ihre Komitate nicht unmittelbar vom Reiche zu Lehen trugen, sondern im Auftrage jener Geschlechter als deren Vize- oder Untergrafen verwalteten. Durch Heinrich den Löwen ward die Zahl dieser Untergrafen in Sachsen beträchtlich vermehrt. Die territorialen Erwerbungen, durch welche er seinen Besitz vergrößerte, mußten ihm dazu nicht minder Veranlassung geben wie seine häufige Abwesenheit außer Landes, welche durch die Sorge für sein zweites Herzogtum und durch seine lebhaftige Beteiligung an den Reichsgeschäften und Reichskriegen bedingt ward. Nicht überall konnte er gemäß der Sitte seiner Zeit persönlich die Verwaltung leiten und selbst zu Gericht sitzen, und so war er genötigt, in den einzelnen

Komitaten Stellvertreter zu ernennen, welche für ihn die dem Grafen obliegenden Geschäfte versahen. Zugleich erwuchs ihm daraus ein stattliches Gefolge kriegerischer Vasallen, die ihm durch Treueid verbunden waren und deren Interesse auf das engste mit dem seinigen verknüpft schien. Zu den Geschlechtern, welche in diesem Verhältnis zu Heinrich dem Löwen standen, gehört zunächst ein Teil der Harzgrafen: die Grafen von Hohnstein und Scharzfeld am Südsaume, sowie die Grafen von Blankenburg, Reinstein und wohl auch die von Wernigerode am Nordrande des Gebirges. Mit Hohnstein und dem dazu gehörigen Gebiete belehnte Heinrich um 1162 den Edeln Adalger (Ilger) von Ilfeld: nach der gewöhnlichen Annahme sollen von diesem auch die späteren Grafen von Stolberg abstammen. Im Lehensbesitze der von Heinrich ertauschten Burg Scharzfeld erscheint Sigebodo, der indes schon im Jahre 1139 als Graf von Scharzfeld vorkommt. Als erster Graf von Blankenburg tritt uns um das Jahr 1144 Poppo entgegen: von diesem Geschlecht zweigten sich dann die Grafen von Reinstein (Regenstein) ab. Dasjenige Grafenhaus, welches sich nach dem von ihm erbauten Schlosse Wernigerode benannte, scheint seine Grafschaft, wenigstens den Teil derselben, welcher westlich der Ocker im ehemaligen Gau Astfalon mit der Dingstätte Denstorf gelegen war, bereits vom Herzog Lothar, vielleicht selbst schon von den Brunonen zu Lehen getragen zu haben. Ähnlich wie mit diesen gräflichen Häusern verhielt es sich mit den Grafen von Wöltingerode (Woldenberg), Schladen, Bodenburg, Poppenburg und Wassel, sämtlich im Umkreise der Hildesheimer Diocese angesessen, sowie mit den im Mindener Sprengel begüterten Grafen von Hallermund und Wölpe und den Grafen von Dannenberg, deren Besitzungen am Westufer der Elbe im Sprengel von Verden gelegen waren. Sie alle standen zu Heinrich dem Löwen in dem Verhältnis von Untergrafen, die in seinem Auftrage, sei es in seiner Eigenschaft als Herzog oder als territorialer Lehensherr, die ihnen untergebenen Grafschaften verwalteten.

Diese Vermehrung der von ihm abhängigen Lehensgrafschaften in Sachsen und ihre Verleihung an bedeutende Geschlechter des sächsischen Adels, welche Heinrich dadurch um so fester an seine Person zu fesseln meinte, hat für den Augenblick seine Macht im Lande nicht unwesentlich erhöht; in der Folge aber erwies sie sich für dieselbe eher verderblich und hat bei dem späteren Zusammenstöße der

herzoglichen mit der kaiserlichen Gewalt den raschen Auflösungsprozess des Herzogtums gefördert und beschleunigt. Aber nicht bloß auf den Adel hat sich die territoriale Einwirkung Heinrichs erstreckt, auch andere Kreise des Volkes haben ihren mächtigen Einfluß erfahren. Später als in den übrigen Teilen Deutschlands finden sich in Sachsen die Anfänge städtischer Entwicklung und eines auf Handel und Industrie gegründeten freien Bürgertums. Abgesehen von einzelnen größeren Ortschaften, welche, wie Bardowick, als die Zentren des Verkehrs mit Slaven und Dänen schon in früher Zeit bedeutsam hervortreten, knüpft sich das Aufblühen städtischen Lebens in sächsischen Ländern fast ausnahmslos an die Bischofssitze. Allein das 12. Jahrhundert hat auch in dieser Hinsicht einen merkwürdigen Umschwung herbeigeführt. Auch die weltlichen Großen erkannten allmählich, daß die bisherige Naturalwirtschaft den gesteigerten Ansprüchen, die das Leben an sie erhob, nicht mehr genügen konnte. Was jene ihnen versagte, sollten ihnen die wirtschaftlichen Kräfte der unter ihrem Schutze aufblühenden Städte gewähren. Unter den norddeutschen Laienfürsten dieser Zeit zeigt sich keiner von diesen Anschauungen in höherem Maße durchdrungen als Heinrich der Löwe. Man darf annehmen, daß er, der so häufig an der Seite des Kaisers nach Italien zog und hier sein Schwert im Kampfe mit den trotzigen Städterepubliken Lombardiens erprobte, seine Augen vor der Bedeutung dieses mächtig emporstrebenden Bürgertums nicht verschlossen haben. Eifrig war er bemüht, in der norddeutschen Heimat die damals auch hier beginnende Entwicklung städtischen Lebens zu schirmen, Handel und Gewerbe, die beiden hauptsächlichsten Quellen derselben, zu fördern und durch freigebig erteilte Privilegien für das Gedeihen und rasche Aufblühen der Stadtgemeinden zu sorgen. Nicht ideale Gesichtspunkte haben ihn dabei geleitet sondern eine gesunde Realpolitik, vor allem die Hoffnung auf feste und gesicherte Geldeinnahmen, die er von dem steigenden Wohlstande der Städte erwartete. Mit der gewalthätigen Selbstsucht, die wir bereits an ihm kennen, wußte er auch hier jedes Hindernis seiner Pläne zu beseitigen. Als die Salzquellen, welche Graf Adolf von Holstein in Oldeslo erschlossen hatte, den Absatz des Lüneburger Salzes zu beeinträchtigen drohten, ließ sie Heinrich verschütten, ohne auf die Vorstellungen seines treuen Vasallen die geringste Rücksicht zu nehmen. Noch mehr sprach das Verfahren, durch welches er den Grafen zwang, ihm das aufblühende Lübeck abzutreten,

jeder Billigkeit Hohn. Adolf hatte nach dem Frankfurter Frieden die umfassendsten Mafsregeln getroffen, um sein durch den Krieg verödetes Land wieder mit Einwohnern zu besetzen und ihm auch sonst eine gedeihlichere Zukunft zu sichern. Zu diesen Mafsregeln gehörte auch, dafs er unweit einer alten durch den Wendenfürsten Race verwüsteten Slavenstadt, da wo Trave und Wackenitz einen sumpfigen, schwer zugänglichen Werder bildeten, eine Stadt erbaute, der er den Namen Lübeck gab und die infolge ihrer für den Handel auf der Ostsee äufserst günstigen Lage bald einen solchen Aufschwung nahm, dafs in ihr für den in Heinrichs des Löwen unmittelbarem Gebiete gelegenen Handelsplatz Bardowiek eine gefährliche Nebenbuhlerin erwuchs. Heinrich war nicht gewillt, die Beeinträchtigung seiner Erbstadt, aus welcher viele Kaufleute nach Lübeck übersiedelten, zu dulden. Er forderte vom Grafen Adolf, dafs dieser ihm die Hälfte von Lübeck abtrete, damit er die Verödung seiner eigenen Stadt leichter ertragen möge. Im Falle der Weigerung drohte er, indem er wohl die Errichtung einer Handelsstadt als ein herzogliches Vorrecht in Anspruch nahm, den Handel in Lübeck ganz zu verbieten, und führte, als er von dem Grafen eine abschlägige Antwort erhielt, diese Drohung aus. Er verordnete, dafs in Lübeck gar kein Markt mehr stattfinden solle, und nahm nur die notwendigsten Nahrungsmittel davon aus. Einige Jahre später (1157) ward die Stadt durch eine Feuersbrunst verheert. Da wandten sich die dortigen Kaufleute und die anderen Einwohner an den Herzog mit der Bitte, ihnen, da ihr Erwerb ohne Marktgerechtigkeit in Lübeck doch nicht gedeihen könne, einen ihm genehmen Platz anzuweisen, wo sie sich von neuem anbauen könnten. Heinrich erneuerte darauf sein Verlangen bei dem Grafen Adolf, ihm Hafen und Werder von Lübeck zu überlassen. Als dieser sich dessen auch jetzt noch weigerte, gründete der Herzog nicht weit von der Trümmerstätte des eingeäscherten Lübeck im Ratzeburger Lande an der Wackenitz eine neue Stadt, die er nach seinem Namen „Löwenstadt“ benannte. Aber weder als Feste noch als Hafen entsprach sie den gehegten Erwartungen. Wieder bestürmte der Herzog den Grafen Adolf mit Bitten, ihm den Werder und Hafen von Lübeck abzutreten, bis dieser sich endlich dazu verstand. Sogleich wurde die Löwenstadt aufgegeben. Die Kaufleute, die sich dort niedergelassen hatten, kehrten auf des Herzogs Geheifs nach Lübeck zurück und begannen hier die Mauern und Kirchen wieder aufzubauen. Heinrich aber sandte seine

Boten in die Reiche und Städte des Nordens, nach Dänemark, Schweden, Norwegen und Rußland, und liefs hier überall freien Handelsverkehr mit seiner neuen Stadt verkündigen. Zugleich legte er dort eine Münze und einen Zoll an, begabte die Bürger mit Freiheiten und Privilegien und verlieh ihnen das Soester Stadtrecht.

Wenn Heinrich der Löwe hier als der eigentliche Begründer einer deutschen Stadt auf slavischem Boden erscheint, welche in der Folge eine so grosartige Entwicklung genommen hat, so läfst sich vermuten, dafs er den altsächsischen Städten nicht minder seine Pflege und Förderung hat zuteil werden lassen. Wir sind darüber nicht in gleicher Weise unterrichtet; doch fehlt es nicht an Andeutungen und Spuren, welche diese Vermutung zur Gewissheit erheben. Wie er Lüneburg inbezug auf die Hauptquellen seines Wohlstandes, die Salzgewinnung und den Salzhandel, zu schützen wufste, so hat er sich lange gesträubt, sich in die Schmälerung des Bardowieker Handels durch das aufstrebende Lübeck zu finden. Erst als er erkannte, dafs es ein vergebliches Bemühen sein werde, den Verkehr mit den nordeuropäischen Ländern in den alten Bahnen festzuhalten, hat er den Widerstand gegen die Schöpfung des Grafen Adolf aufgegeben, dann aber auch alles daran gesetzt, um sie in seinen eigenen Besitz und unter seine mächtige Leitung zu bringen. Den raschen Verfall ihres Handels, der das notwendige Ergebnis dieser veränderten Politik Heinrichs war, haben ihm die stolzen Bürger Bardowieks nie verziehen; ihren Trotz aber gegen den seiner früheren Macht beraubten Herzog haben sie mit der völligen Zerstörung ihrer Stadt büßen müssen, über welche die „Spur des Löwen“ verwüstend dahinschritt.

Kein Ort Altsachsens hat dagegen in reicherem Mafse die Huld und Fürsorge Heinrichs des Löwen erfahren als Braunschweig, das Erbe seiner brunonischen Ahnen. Gerade an der Stelle, wo die vom Harze herabkommende Ocker wasserreich genug ward, um gröfsere Frachtkähne zu tragen, wo in der älteren Zeit Thüringer und Sachsen, seit der Herrschaft der Karolinger aber die Gaue Derlingau und Astfalon, die Diöcesen Halberstadt und Hildesheim sich schieden, wo zudem eine über den Fluß führende Furt den Verkehr von Westen nach Osten erleichterte, waren die ersten Ansiedelungen entstanden, aus denen in der Folge Braunschweig erwachsen ist: rechts der Ocker die Villa Brunewik (das Herrendorf, die alte Wiek), welche bereits 1031 ihre dem heiligen Magnus geweihte Kirche erhielt,

links der Ocker, wo sich bald das von Ekbert II. gegründete Cyriakstift erhob, auf einer unbedeutenden Bodenanschwellung die Burg Thanquarderode, südwestlich davon die vorzugsweise von Kaufleuten bewohnte Altstadt und ihr nordwärts sich anschließend die Neustadt, wo vorwiegend das Handwerk seine Wohnstätte gefunden hatte. Zwischen diesen gesonderten, politisch und kirchlich getrennten Weichbildern lagen damals, als Heinrich der Löwe die Herrschaft über diese Gegend übernahm, noch große Flächen un bebauten Landes, namentlich nördlich von der Burg der mit Gebüsch, Wiesen, Gärten und Wald erfüllte „Hagen“. Indem Heinrich dieses Unland zum Anbau ausgab, den von nah und fern herbeiströmenden Ansiedlern Weichbildsrecht und die sonst üblichen Freiheiten gewährte, entstand hier unter seinem Schutze ein vierter Stadtteil, der mit der erst jetzt sich völlig ausbildenden Alt- und Neustadt rings um die Fürstenburg herum eine geschlossene, äußerlich wenigstens zusammenhängende städtische Niederlassung bildete. Hier im Hagen erblühte namentlich durch einwandernde Niederländer die Wollenweberei zu so hoher Vollendung, daß das braunschweigische „Want“ binnen kurzem mit dem flandrischen Fabrikate zu wetteifern vermochte. Auf der Grundlage der „Rechte und Freiheiten“, welche Heinrich dem Hagen verlieh und welche vielleicht schon in ähnlicher Weise für die Altstadt bestanden, ist dann das spätere für alle Teile Braunschweigs gültige Stadtrecht zur Ausbildung gekommen. Aber auch äußerlich hat Heinrich die Einheit der verschiedenen Weichbilde dadurch hergestellt, daß er sie zum Schutze gegen feindliche Angriffe mit einer gemeinsamen, sie alle umschließenden Mauer umgab. Nur die alte Wiek blieb von dieser Befestigung ausgeschlossen und behauptete nicht nur hierdurch sondern auch durch ihre Nichtteilnahme an dem Stadtrechte noch längere Zeit ihren dorfähnlichen Charakter. Auch durch stattliche Profan- und Kirchenbauten hat Heinrich der Löwe sich in Braunschweig ein unvergängliches Denkmal gesetzt. Zu den schon aus früherer Zeit stammenden Gemeindekirchen von St. Jakobi, St. Magni, St. Ulrici und St. Michaelis fügte er die von St. Katharinen, St. Petri, St. Pauli und wahrscheinlich auch die von St. Martini hinzu. Seine Hauptbauthätigkeit aber erstreckte sich auf die alte Burg der Brunonen und die damit verbundene, in die Ehre der Apostelfürsten Petrus und Paulus geweihte Kirche. Wie er an der Stelle jenes wohl nur aus Holz aufgeführten Herrenhauses einen für diese Zeit großartigen und prachtvollen Fürstensitz erstehen liefs, dessen

merkwürdige Reste mitten in den Umhüllungen und Verbauungen späterer Jahrhunderte in unseren Tagen wieder zum Vorschein gekommen sind, so ersetzte er die alte Kirche durch einen stattlichen Neubau, den jetzigen Dom, den er für sich und sein Geschlecht zur Grabstätte bestimmte und in welchem er von Reliquien und Kostbarkeiten alles zusammenhäufte, dessen er in seinem langen bewegten Leben hatte habhaft werden können.

Der hier in kurzen Zügen geschilderten Sorge Heinrichs für Erweiterung, Befestigung und Hebung seiner Hausmacht entsprach sein Bestreben, die herzogliche Gewalt in Sachsen nach allen Seiten hin und in weit größerem Maße geltend zu machen, wie dies bisher von den Herzögen versucht worden war. Ihm mochten dabei die Zustände Bayerns vorschweben, wo das Herzogtum von jeher eine andere, den ganzen Stamm beherrschende Stellung eingenommen hatte. Schon der Umstand, daß die Bayern gleich bei ihrem ersten Auftauchen in der Geschichte unter der Leitung eines einheimischen Geschlechtes erscheinen, bei welchem die herzogliche Gewalt erblich war, während die Sachsen bis in die liudolfingische Zeit hinein nichts Ähnliches gekannt haben, erklärt hinlänglich den Unterschied, der in bezug auf die Stärke und Bedeutung der Herzogsgewalt zwischen beiden Stämmen bestand. Welche Ausdehnung Heinrich der Löwe seinen herzoglichen Befugnissen gegenüber den Dynastengeschlechtern des Landes zu geben wußte, ist bereits angedeutet worden. Mit derselben Beharrlichkeit und teilweise mit gleichem Erfolge hat er danach gestrebt, die sächsischen Kirchenfürsten zu einer von dem Herzogtume abhängigen Stellung herabzudrücken. Dies mußte ihn zunächst und vor allen mit den Erzbischöfen von Bremen, der kirchlichen Metropole Sachsens, in Konflikt bringen, wo auf den im Jahre 1148 gestorbenen Erzbischof Adalbero Hartwig von Stade, der alte Gegner Heinrichs, wirklich gefolgt war. Teils durch die ihm von Lothar überkommene höchste Vogtei über das Stift, teils durch die von ihm gewaltsam in Besitz genommene Grafschaft Stade hatte sich der Herzog im Bremer Erzstifte eine so überlegene Macht geschaffen, daß es ihm nicht schwer werden konnte, hier seine Pläne und Absichten durchzusetzen. Dazu kam dann, daß Hartwig, als er verseumte, an Friedrichs Römerzuge sich zu beteiligen und auch sein Ausbleiben nicht entschuldigte, unter die Anklage der Felonie und des Hochverrats gestellt und nach Lehen- und Landrecht zum Verlust seiner Regalien nicht allein, sondern auch seines Privatvermögens verurteilt

ward. Als Heinrich am 1. November 1155 — er hatte soeben die Belehnung mit Bayern empfangen — nach Bremen kam, nahm er die dem Erzbischofe abgesprochenen Güter in Beschlag und liefs sich, so scheint es, von den Bürgern Bremens als oberster Lehensherr in derselben Weise huldigen, wie dies soeben die Regensburger Bürgerschaft gethan hatte. Rüstinger Friesen, die gerade zum Markte in die Stadt gekommen waren, nahm er wegen früherer Widersetzlichkeit ohne weiteres gefangen und bemächtigte sich ihrer Waren; den für die niederländischen Kolonien des Bremer Viehlandes vom Erzbischofe bestellten Obrichter entsetzte er seines Amtes. So schaltete Heinrich mit rücksichtsloser Nichtachtung der erzbischöflichen Rechte im Lande und wufste Stift wie Stadt in unbedingte Abhängigkeit von sich zu bringen. Und wenn ihm dies schon dem durch hohe Abkunft und Güterbesitz ausgezeichneten Erzbischofe Hartwig gegenüber gelang, so hat er dessen Nachfolger, dem durch seine Vermittelung auf den erzbischöflichen Stuhl gelangten Balduin, noch mehr seine drückende Überlegenheit fühlen lassen.

In ähnlicher Weise wie im Erzstifte Bremen hat Heinrich der Löwe die herzoglichen Rechte und Machtbefugnisse auch in den Suffraganbistümern Sachsens zur Geltung zu bringen und auszudehnen gesucht, hier mit geringerem, dort mit größerem Erfolge. Im Stift Hildesheim scheint er sich namentlich die oberste Gerichtsbarkeit angemafst zu haben, die er in der Stadt selbst durch seine Ministerialen, die Vizedome von Wassel, verwalten liefs. Die Vogtei über das Bistum Verden, die schon Lothar besessen hatte, ist wohl ohne Zweifel von diesem auf Heinrich den Löwen übergegangen, und dieser wird nicht verseumt haben, sie zur Erhöhung seiner Machtstellung im Verdener Stifte auszuheuten. Auch in den beiden anderen engerischen Bistümern, in Minden und Paderborn, läfst sich nachweisen, dafs des Herzogs Gericht von den Bischöfen als oberste rechtliche Instanz anerkannt ward, und in den westfälischen Stiftern von Münster und Osnabrück wird dies sicherlich nicht anders gewesen sein. Den entschlossensten Widerstand in diesen seinen Bestrebungen, überall in den sächsischen Landen sein Herzogtum als eine oberste, über den sonstigen weltlichen und kirchlichen Gewalten stehende Autorität geltend zu machen, erfuhr Heinrich bei den ostsächsischen Fürsten, nicht nur bei den Markgrafen, die wie Albrecht der Bär für ihre Lande niemanden aufer dem Kaiser als ihren Lehensherrn anerkannten, sondern auch bei den geist-

lichen Fürsten, dem Erzbischofe von Magdeburg und dem Bischofe von Halberstadt. Sowohl der hochstrebende Erzbischof Wichmann wie auch der Bischof Ulrich, der die Vogtei über sein Stift lieber dem Brandenburger Markgrafen überliefs, gehörten zeitlebens zu den entschiedensten und eifrigsten Gegnern des Welfen.

Die Summe von Heinrichs Erfolgen inbezug auf die Erhöhung seiner Herzogsgewalt und die Vermehrung seiner Territorialmacht zieht Helmold in seiner Slavenchronik mit folgenden Worten: „Nun wuchs die Macht des Herzogs über diejenige aller seiner Vorgänger weit hinaus und er wurde der Fürst der Fürsten des Landes. Und er beugte den Nacken der Rebellen und zerbrach ihre Burgen. Die Achter und Räuber vertilgte er und machte Frieden im Lande. Die stärksten Festen erstanden durch ihn und in seiner Hand häufte sich ein übergroßer Besitz von Eigengütern zusammen.“ Aber diese übermächtige Stellung des Welfen, die rücksichtslose Energie, mit welcher er nach der Vernichtung aller anderen selbständigen Gewalt im Sachsenlande strebte, brachte schliesslich fast ausnahmslos die übrigen weltlichen und geistlichen Herren zwischen Elbe und Rhein gegen ihn in die Waffen. Es bildete sich ein weitverzweigtes Bündnis, welches zum Zweck hatte, mit oder ohne Einwilligung des Kaisers den übermütigen Herzog niederzuwerfen und die früheren Zustände im Lande wiederherzustellen. Viel und lange ist in der Stille darüber verhandelt worden, und schon im Jahre 1165 schlug einer der Teilnehmer, der junge Pfalzgraf Adalbert von Sachsen, im Vertrauen auf den mächtigen Rückhalt seiner Freunde, voreilig los. Er mußte seine Ungeduld bitter büßen. Von dem Markgrafen Albrecht, auf dessen Beistand er hauptsächlich gerechnet hatte, im Stiche gelassen, erlag er der Übermacht seines Gegners und mußte dessen Gnade durch die Abtretung der in der Nähe von Quedlinburg gelegenen und diese Stadt beherrschenden Lauenburg erkaufen. Noch hielt des Kaisers Anwesenheit in Deutschland die übrigen Fürsten und ihre Genossen zurück. Man wufste, in wie hoher Gunst der Herzog noch immer bei Friedrich stand: selbst der Einfluß des dem Welfen feindseligen Erzbischofs Rainald von Köln, der als Kanzler des Reichs der eigentliche Träger der damaligen kaiserlichen Politik war, hatte diese Gesinnung Friedrichs nicht zu erschüttern vermocht. Aber kaum war der Kaiser im Oktober 1166 zu seiner vierten Heerfahrt über die Alpen aufgebrochen, so trat der längst vorbereitete Bund aller gegen einen, der Unterdrückten gegen den Unterdrücker offen zutage. Aufser

dem mit dem Kaiser nach Italien gezogenen Reichskanzler, der von hier aus die ganze Verbindung leitete, umfasste er von geistlichen Fürsten den Erzbischof Wichmann von Magdeburg, den wegen des Winzenburger Erbes dem Herzoge grollenden Bischof Hermann von Hildesheim sowie die Äbte von Fulda und Hersfeld. Nur Heinrichs erbittertster Gegner, der Bremer Erzbischof, hielt sich noch vorsichtig zurück und schien zunächst den weiteren Verlauf der Dinge abwarten zu wollen. Unter den Laienfürsten stand der Markgraf von Brandenburg mit seinen zahlreichen Söhnen in erster Reihe: zu ihm gesellten sich Markgraf Otto von Meissen und die ganze Sippe der Wettiner, Landgraf Ludwig von Thüringen, der sächsische Pfalzgraf Adalbert, endlich die Grafen Wedekind von Schwalenberg, Christian von Oldenburg und Otto von Assel. Ein jeder hatte die eine oder andere Unbill an dem Herzoge zu rächen, und alle schienen entschlossen, die Waffen erst nach seiner völligen Demütigung niederzulegen.

Heinrich blieben die Rüstungen seiner Feinde nicht verborgen. Er bebte vor dem Unwetter, das sich gegen ihn zusammenballte, nicht zurück, sondern traf mit Ruhe und Besonnenheit seine Gegenanstalten. Er setzte seine Städte und Burgen in Verteidigungsstand, vollendete die Befestigung Braunschweigs und liefs als ein Sinnbild des unerschrockenen Sinnes, mit dem er dem Ansturme seiner Feinde die Stirn zu bieten gedachte, vor seiner dortigen Burg jenen ehernen Löwen errichten, dessen aufgesperrter Rachen sich nach Osten kehrte, von wo der Hauptangriff zu gewärtigen war. Die Verteidigung Holsteins, wo die Witwe des Grafen Adolf das Regiment für ihren minderjährigen Sohn führte, übertrug er dem kriegstüchtigen Grafen Heinrich aus Thüringen und der Treue des Abodritenfürsten Pribizlaw, dem er sein väterliches Erbe entrissen hatte, wufste er sich durch teilweise Wiederverleihung desselben zu versichern. So glaubte er den Angriff seiner zahlreichen Gegner getrost erwarten zu können. Und diese zögerten nicht, damit zu beginnen. In Ostsachsen brach das Kriegswetter zuerst los. Am Tage des heiligen Thomas lagerten sich Erzbischof Wichmann, Albrecht der Bär und der Landgraf von Thüringen vor Althaldensleben, dem festen Schlosse des Herzogs. In einer sumpfigen Niederung, unweit der Vereinigung der Bever mit der Ohre gelegen, war der Platz ungemein stark und zu einer Zwingburg gegen das nahe Magdeburg und das Magdeburger Land wie geschaffen. Diese „verhasste Feste“, wie sie ein Zeitgenosse nennt, sollte zuerst bezwungen werden.

Aber alsbald erschien Heinrich der Löwe zu Anfang des Jahres 1167 mit einem rasch gesammelten Heere. Nicht mit dem Entsatze Haldenslebens zufrieden, drang er bis unter die Mauern von Magdeburg vor, weithin das Land verwüstend und den Schrecken seines Namens verbreitend. Schon indes waren auch im Norden seine Gegner lebendig geworden. Graf Christian von Oldenburg, an der Spitze einer Schar der dem Herzoge so feindlich gesinnten Friesen, bemächtigte sich durch Überfall der Burg Weyhe im Hoyaischen und gab sie der Zerstörung preis. Dann rückte er vor das wichtige Bremen, wo er von den Bürgern, die des herzoglichen Joches müde waren, mit offenen Armen empfangen ward. Mit der Hauptstadt fiel das ganze umliegende Gebiet in seine Gewalt.

Die Kunde von diesen Ereignissen bestimmte den Herzog, trotz seiner Erfolge gegen die ostsächsischen Fürsten mit diesen einen Waffenstillstand einzugehen, dessen Hauptbedingung ganz zu seinem Nachtheil zu sein schien. Denn er verpflichtete sich, Haldensleben gleich nach dem Osterfeste an den Erzbischof Wichmann zu übergeben. Aber er gewann damit Zeit, alle seine Streitkräfte zur Wiedergewinnung Bremens zu verwenden. Bald darauf stand er in der Nähe der Stadt dem Grafen von Oldenburg und den Bürgern, nur durch den kleinen Fluß Gethe von ihnen getrennt, gegenüber. Doch kam es zu keinem blutigen Zusammentreffen, da Heinrich nach vier Tagen unentschlossen zurückwich. Aber im Juni kehrte er unerwartet mit überlegener Streitmacht wieder, jagte den Grafen Christian in die Sümpfe Frieslands und eroberte Bremen, das er seinen Kriegern zur Plünderung preisgab. Die mit dem Oldenburger entflohenen Bürger erlangten erst durch die Vermittelung ihres Erzbischofs und gegen eine Buße von 1000 Mark Silbers des Herzogs Verzeihung und die Erlaubnis, in die Stadt zurückkehren zu dürfen.

Inzwischen erneuerten die ostsächsischen Fürsten, da Heinrich sein Versprechen bezüglich Haldenslebens nicht gehalten hatte, zu Magdeburg in feierlicher Versammlung ihr Bündnis. Auch eine aus Vertretern des Kölner Klerus und Stiftsadels bestehende Gesandtschaft des noch immer in Italien weilenden Erzbischofs Rainald war hier erschienen. Auf die heiligen Evangelien und Reliquien beschwor man am 12. Juli in Magdeburg und zwei Tage später in dem benachbarten Santersleben das gemeinsame Schutz- und Trutzbündnis gegen den wortbrüchigen Herzog. Von Süden drang Ludwig der Eiserne von Thüringen in seine Lande,

und von Osten her wälzten sich die Aufgebote Wichmanns von Magdeburg und Albrechts des Bären heran. Haldensleben, obschon durch Bernhard von der Lippe tapfer vertheidigt, vermochte den gewaltigen Sturmmaschinen, mit denen man es angriff, nicht zu widerstehen, ward genommen und ging in Flammen auf, ebenso Burg Neindorf an der Selke und ein festes Haus des Herzogs bei Goslar. Als die Bürger dieser Stadt sich jetzt auch Heinrichs Gegnern zugesellten, schnitt ihnen dieser die Zufuhr ab, verlegte ihnen die Wege und suchte die Stadt durch Hunger zu bezwingen. Weiter und weiter zog der furchtbare Krieg seine unheilvollen Kreise. Auch Hartwig von Bremen hatte sich jetzt nach langem Zaudern entschlossen, dem Herzog feindlich gegenüberzutreten. Seine eigene Person brachte er nach Magdeburg in Sicherheit, aber von seinen Festen Harburg und Freiburg aus unternahm seine Vasallen verwüstende Streifzüge gegen Heinrichs Besitzungen. Dieser seinerseits verheerte das ganze erzbischöfliche Gebiet, bemächtigte sich der Einkünfte des Erzbischofs, eroberte Freiburg und machte es dem Boden gleich. Nur das durch unüberschreitbare Sümpfe gedeckte Harburg vermochte er nicht in seine Gewalt zu bringen.

So standen die Sachen, da kehrte Kaiser Friedrich im Beginn des Jahres 1168 aus Italien nach Deutschland zurück. An der Spitze eines der schönsten Heere, das jemals die Alpen überschritten, war er ausgezogen, aber der größte Teil desselben war nach anfänglichen Erfolgen der mörderischen Seuche erlegen, welche die Sommerhitze des August in Rom und seiner ungesunden Umgebung zum Ausbruch brachte. Nur mit den jammervollen Trümmern desselben erreichte der Kaiser die Lombardei, wo er sich mit Mühe und Noth den Winter über behauptete. Schon von hier aus hatte er auf die Kunde von den Ereignissen in Sachsen den Erzbischof von Mainz und Berthold von Zähringen nach Deutschland gesandt, um Frieden zu gebieten. Es gelang ihnen, eine kurze Waffenruhe zu vermitteln, aber bald entbrannte der Krieg mit erneuter Heftigkeit. Selbst Friedrichs persönliches Einschreiten vermochte anfangs nichts gegen die bis zur Wut gesteigerte Erbitterung. Zweimal ließen die hadernden Parteien den Ruf des Kaisers unbeachtet: erst der dritten Ladung wagten sie sich nicht zu entziehen. Aber kaum war es dem Kaiser gelungen, auf dem Würzburger Reichstage zu Anfang Juli einen notdürftigen Frieden herzustellen, da entzündete sich der Kampf in Folge des Hinscheidens Hartwigs von Bremen († 12. Oktober) von

neuem. Es folgte eine zwiespältige Wahl, und der eine der Erkorenen war Siegfried, der dritte Sohn des Markgrafen Albrecht von Brandenburg. Heinrich der Löwe war unter allen Umständen entschlossen, diesen nicht auf dem erzbischöflichen Stuhle von Bremen zu dulden, und liefs ihn durch den Grafen Gunzelin von Schwerin mit Gewalt aus der Stadt vertreiben. Wieder griff man auf beiden Seiten zu den Waffen und wieder durchtobte die Kriegsfurie die sächsischen Gaue. Auf zwei Hoftagen versuchte der Kaiser vergeblich die Macht seiner Bitten und Drohungen. Endlich gelang es ihm, im Sommer 1169 auf einem großen Reichstage zu Bamberg nach längeren Unterhandlungen den Frieden zu vermitteln. Er fiel völlig zugunsten des Herzogs aus. „Es ging“, sagt Helmold, „alles nach seinen Wünschen. Er ward aus der Umlagerung, in der ihn die Fürsten gleichsam festgebannt hielten, befreit und im Besitz seiner gesamten Lande bestätigt.“ Auch in der Bremer Bischofsfrage setzte er seinen Willen durch. Friedrich verwarf beide Erwählte und beförderte auf des Herzogs Empfehlung dessen bisherigen Kaplan, den Halberstädter Propst Balduin, einen schwachen und völlig von Heinrich abhängigen Mann, zum Erzbischofe von Bremen. Ein Nachspiel des gewaltigen Kampfes war dann die Fehde, in welcher Herzog Heinrich den Grafen Wedekind von Schwabenberg, den einzigen, der sich den Friedensbedingungen nicht fügen wollte, niederwarf und seine für uneinnehmbar gehaltene Burg Desenberg an der Diemel durch geschickte Verwendung harzischer Bergleute zu Falle brachte.

So war der große Bund gegen den übermächtigen Welfen gescheitert. Der Sturm, welcher die herzogliche Gewalt in Sachsen entwurzeln zu müssen schien, war machtlos vorübergebraust, freilich nicht ohne tiefe Spuren seiner verheerenden Wut im Lande zurückzulassen. Aber die das letztere mehr und mehr beherrschende Stellung Heinrichs des Löwen hatte er nicht zu erschüttern vermocht. Dringender als je bedurfte der Kaiser, um seiner Politik in Italien zum Siege zu verhelfen, des Beistandes des mächtigen Herzogs. So lange aber das gute Einvernehmen zwischen Heinrich und der höchsten Gewalt im Reiche bestand, war an eine wirksame und erfolgreiche Bekämpfung seiner vielfachen Übergriffe und Gewaltthätigkeiten nicht zu denken. Vielmehr hatten diese durch die unzweideutige Parteinahme, welche Friedrich in dem beendeten Streite zugunsten des Herzogs bekundete, jetzt für alle Zeiten gewissermaßen die kaiserliche Sanktion erhalten. Siegreich war Heinrich aus

dem verzweifelten Kampfe mit den sächsischen Fürsten hervorgegangen, welche früher, zur Zeit der letzten Salier, der gesammten Macht des Reiches getrotzt hatten. Seiner Überlegenheit sich bewußt, des kaiserlichen Schutzes sicher, schien er der Erreichung seines ehrgeizigen Zieles nahe zu sein. Denn inzwischen hatte er sich auch in den slavischen Gebieten jenseits der unteren Elbe eine Herrschaft gegründet, in der er mit unumschränkter Machtvollkommenheit waltete. Es ist Zeit, daß wir unsere Aufmerksamkeit dieser seiner Kolonisationsthätigkeit unter den heidnischen Slavenstämmen zuwenden.

Vierter Abschnitt.

Heinrichs Eroberungen im Wendenlande.

Über die wendischen Völkerschaften, welche von der Kieler Bucht bis zur Mündung der Oder und darüber hinaus die Gestade der Ostsee bewohnten, ist uns zuerst durch Adam von Bremen eine beglaubigte und ausführlichere Kunde überliefert worden. Die ganze Ausdehnung des Landes „Slavonien“ schätzt er in offener Übertreibung auf das Zehnfache Sachsens und bezeichnet als die einzelnen Stämme, welche den nördlichen Saum dieses weiten Ländergebietes innehatten, die Wagrier im östlichen Holstein, südlich davon an der Elbe die Polaber, im heutigen Mecklenburg die Abodriten und Kizziner, die Zirzipaner bis zur Oder, auf der Insel Rügen die Ruaner und jenseit der Oder die Pommern, deren Name „Seeanwohner“ bedeutet. Als eine Schutzwehr gegen diese nördlichen Wendenstämme hatte bereits Karl der Große die Sachsenmark, den Limes Saxonicus, errichtet, einen befestigten Grenzzug, welcher sich von der Elbe bei Lauenburg nordwärts bis an die Trave, dann dem Laufe dieses Flusses aufwärts folgend bis in die Gegend von Segeberg und von da in nördlicher Richtung bis zum Busen von Kiel erstreckte. Seit den ersten Anfängen des sächsischen Herzogtums ruhte die Grenzhut in diesen Gegenden in der Hand des Herzogs, und auch unter den Billingern ist die Sachsenmark stets mit der Herzogsgewalt verbunden gewesen, ja in gewissem Sinne als deren Grundlage betrachtet worden. Schon sie hatten hier ihre Aufgabe darin erkannt, aus der nur verteidigenden Stellung

den Wenden gegenüber herauszutreten und im Bunde mit der christlichen Mission die Unterwerfung ihrer Stämme unter die Hoheit des deutschen Reiches zu erstreben. Aber trotz einzelner Erfolge erreichten sie im großen und ganzen wenig, nichts aber, was von Dauer gewesen wäre. Der ewige Hader, in welchem sie mit dem Bremer Erzstifte lebten, konnte für diese Bestrebungen nicht förderlich sein. Als zu Heinrichs III. Zeit in dem Wendenfürsten Gottschalk der Gedanke lebendig wurde, die einzelnen Stämme seines Volkes zu einem großen, auf dem Prinzip nationaler Unabhängigkeit ruhenden Reiche zu vereinigen, fand dieser Gedanke bei niemandem lebhafteren Anklang als bei dem Erzbischofe Adalbert von Bremen. Damals wurden unter des Wendenfürsten eifriger Mitwirkung viele seiner Landsleute dem Christentume gewonnen. Aber mit Gottschalks Tode fiel dessen Reich auseinander, und damit erwachte auch das Heidentum in den Landschaften an der Ostsee zu neuem Leben. Noch einmal hielten die wendischen Götter ihren siegreichen Einzug in ihre verödeten Haine und halbzerrümmerten Tempel. Denn mehr noch als bei den slavischen Stämmen des Binnenlandes unterlag hier der Einfluß, den deutsches Wesen und christliche Predigt auf die Bevölkerung zu gewinnen suchten, einem fortwährenden Schwanken. Bleibendes wurde um so weniger erreicht, als das wüste Treiben unstäten Seeraubes, welches sich damals auf der Ostsee umhertummelte und in der von den Dänen an der Mündung der Oder gegründeten Jomsburg seinen Mittelpunkt fand, beständig in störender und hemmender Weise auf die Bekehrungs- und Unterwerfungsversuche der Deutschen zurückwirkte. Ein durchschlagender Erfolg nach dieser Richtung hin mußte auch für die Zukunft schwierig und mindestens zweifelhaft erscheinen.

Aber sobald Heinrich der Löwe von dem Herzogtume in Sachsen Besitz genommen hatte, richtete er auch, so jung er damals war, sein Augenmerk auf die große Aufgabe, welche dem Vertreter des sächsischen Stammes im Slavenlande zugewiesen war. Als achtzehnjähriger Jüngling schon beteiligte er sich in hervorragender Weise an dem großen Kreuzzuge, den die Sachsen zu der nämlichen Zeit gegen die Wenden unternahmen, da Konrad III. zu seiner Heerfahrt in das heilige Land aufbrach. Aber der Erfolg dieses Heerzuges war äußerst gering. Niklot, der Fürst der Abodriten, kam den Rüstungen der Sachsen zuvor, erschien mit einer Flotte in der Mündung der Trave, verbrannte die auf der Rhede liegenden Schiffe und legte das eben gegründete

Lübeck in Asche. Dann verheerte er das wagrische Land auf das furchtbarste und kehrte, mit Beute schwerbeladen, heim. Und als darauf im Sommer die Sachsen mit zwei mächtigen Heeren, das eine unter der Führung Heinrichs des Löwen, das andere unter derjenigen Albrechts des Bären, alles mit Feuer und Schwert verwüstend, in das Wendenland eindringen und zu gleicher Zeit eine dänische Flotte an der wendischen Küste die Könige Suen und Kanut mit gewaltiger Streitmacht landete, da wußte Niklot durch seine verständigen Gegenmaßregeln doch den Erfolg so großer Anstrengungen zu vereiteln. Seinen Weisungen gemäß wichen die Wenden jedem ernstlichen Kampfe mit den Deutschen aus, flüchteten sich in die unwegsamen Wälder und Sümpfe ihres Landes und beschränkten sich auf die Verteidigung einiger weniger festen Plätze: Stettins im Pommerlande, Demmins, welches die Umflutung der Peene und Tollense schützte, und Dobins, wo Niklot selbst den Widerstand gegen die Belagerer leitete. So zog sich der Krieg in die Länge. Als der Winter herannahte, schloß man Frieden. Die Wenden versprachen, sich taufen zu lassen — eine Zusage, die sie nicht gehalten haben —, und setzten die von ihnen gemachten Gefangenen in Freiheit. Das war alles, was man erreichte.

Heinrich der Löwe erkannte die Nutzlosigkeit solcher grausamen Verwüstungszüge, mit denen man nichts anderes erreichte, als die wendische Bevölkerung zu erbittern und in ihrem Trotz und Haß gegen die Bestrebungen der Deutschen zu bestärken. Es war ihm klar, daß nur eine auf die Unterstützung der Kirche und auf die Beteiligung aller Stände des deutschen Volkes gegründete planvolle Kolonisationsthätigkeit diesen Haß überwinden und jenen Trotz gründlich brechen konnte. Zunächst galt es, die Organisation der christlichen Kirche in den wendischen Landschaften, welche bereits früher versucht aber bisher in ihren dürftigsten Anfängen stecken geblieben war, kräftig in die Hand zu nehmen. Heinrich verfuhr auch hier mit der herrischen Eigenmächtigkeit, welche, unbekümmert um die Rechte anderer, schnell und sicher das Ziel zu erreichen weiß. Für das wagrische Land hatte schon Otto der Große ein Bistum in dem auf der Nordostspitze Holsteins gelegenen Aldenburg gegründet. Diesem Bistume hatte dann Adalbert von Bremen zwei andere, zu Ratzeburg für die Polaber und zu Mecklenburg für die Abodriten, hinzugefügt. Aber dem Aldenburger Bistum war immer nur eine kümmerliche Existenz beschieden gewesen, und die Kirchen von Ratzeburg und

Mecklenburg fielen in dem großen Aufstande der Wenden vom Jahre 1066, der durch Gottschalks Ermordung eingeleitet ward, der Vernichtung anheim. Eine grausame, unbarmherzige Verfolgung erging damals über alle, die sich im Wendenlande zu Christi Lehre bekannten. Die Mönche des Benediktinerklosters zu Ratzeburg wurden in barbarischer Weise zu Tode gesteinigt, in Mecklenburg ergriffen die Heiden den ehrwürdigen Bischof Johannes und schleppten ihn unter Hohn und Spott durch die Gaue des Landes bis nach Rethra, wo er vor dem Bilde des Radigast in unmenschlicher Weise zerfleischt ward. Seit dieser Zeit lag das christliche Leben im Slavenlande gänzlich darnieder. Als Vizelin, von unbezwinglichem Bekehrungseifer getrieben, im Jahre 1119 zu den Wenden kam, gab es im ganzen Lande nur in Alten-Lübeck eine christliche Kirche und einen christlichen Priester. Alle übrigen Missions- Bet- und Gotteshäuser waren der blinden Wut der Heiden zum Opfer gefallen, die Verkündiger des Evangeliums verjagt oder getötet worden.

Als bald nach seiner Wahl zum Erzbischof von Bremen faßte Hartwig von Stade, der auch sonst den Spuren seines großen Vorgängers Adalbert zu folgen liebte, den Plan, die verwüsteten Bistümer im Wendenlande wiederherzustellen. Das kam, wie die Verhältnisse lagen, einer völligen Neugestaltung derselben gleich. Die Grundbedingung der letzteren aber war eine hinlängliche Dotation an Land und Einkünften, zu welcher die Beihilfe des Herzogs in Anspruch genommen werden mußte. Heinrich war gern bereit, sie zu gewähren, aber er knüpfte sie an eine Bedingung von einer für jene Zeit und ihre Anschauungen unerhörten Anmaßung. Indem er geltend machte, daß das wendische Land von seinen Vorfahren mit Schwert und Schild erobert und dann durch Erbrecht auf ihn als freies Eigentum übergegangen sei, beanspruchte er das Recht, hier die Investitur der Bischöfe selbst zu vollziehen. Es war ein Anspruch, der sich ebenso sehr gegen das bisher gültige Staatsrecht des Reiches wie gegen die Satzungen der Kirche richtete und der, wenn er zur Anerkennung gelangte, dem Herzoge eine von der Reichsgewalt völlig unabhängige, wahrhaft königliche Stellung im Slavenlande schaffen mußte. Und trotz des leidenschaftlichen Widerspruches, den der Bremer Erzbischof als Metropolitan der wendischen Bistümer dagegen erhob, hat Heinrich seine angeblichen Investiturrechte nicht nur der Kirche gegenüber durchgesetzt, sondern dafür auch die Anerkennung des Kaisers zu gewinnen gewußt.

Als Hartwig im Jahre 1149 die verwaisten Bischofssitze von Mecklenburg und Aldenburg wieder besetzte, für jenen den Emmehard, für diesen aber Vizelin, den glaubensmutigen Apostel der Wenden, weihte, dessen segensreiche Wirksamkeit Wagrien seit dreißig Jahren erfahren hatte, erteilte Heinrich der Löwe dem Grafen Adolf von Holstein die Weisung, den Aldenburger Zehnten mit Beschlag zu legen. Denn er sah die ohne sein Vorwissen und ohne seine Einwilligung erfolgte Ernennung der beiden Bischöfe als einen Eingriff in seine landesherrlichen Rechte an. Vizelins Vorstellungen dagegen waren ebenso vergeblich wie seine Bitten und Klagen. Der Herzog blieb dem von ihm selbst hochgeschätzten Manne gegenüber unerschütterlich: bevor er jene Beschlagnahme aufhebe und Vizelin in den Vollgenuss seiner bischöflichen Einkünfte setze, müsse dieser sich dazu bequemen, die Investitur aus seiner Hand zu empfangen, und ihm den Lehenseid leisten. Vizelin zögerte und hob hervor, daß die Einsetzung der Bischöfe ein Vorrecht der kaiserlichen Majestät sei. Da erwiderte ihm Heinrich von Wieda, einer von des Herzogs Dienstmännern: „Thue unserem Herrn den Willen, wenn dir das Heil der Kirche im Slavenlande und der Dienst im Hause Gottes am Herzen liegen, denn weder der König noch der Erzbischof kann dir in dieser Sache von Nutzen sein, wenn mein Herr dir zuwider ist, welchem Gottes Gnade dieses ganze Land zu alleinigem Eigentum verliehen hat.“ Dennoch weigerte sich Vizelin unter dem Einflusse des Erzbischofs Hartwig, bei Heinrich um die Investitur in sein Bistum zu bitten. Dafür mußte er den hemmenden Einfluß des Herzogs allerorten empfinden. Endlich, der ewigen Quälereien müde, verstand er sich dazu: in Lüneburg empfing er durch Verleihung mit dem Stabe sein Bistum aus des Herzogs Händen. Sogleich hörten alle feindlichen Schritte seitens des letzteren gegen die Aldenburger Kirche auf. Graf Adolf ward angewiesen, den dem Bischofe bislang vorenthaltene Zehnten fürder an ihn abzuführen; Heinrich selbst schenkte ihm zu vorläufigem Aufenthalte das Dorf Bosow mit dem dazu gehörigen Dulzaniza. Beide waren eifrig bemüht, das Gedeihen des neu eingerichteten Bistums auf alle Weise zu fördern.

Wie es mit der Wiederbesetzung des dritten Bistums, desjenigen von Ratzeburg, zugegangen, ist nicht zweifellos festzustellen. Das Wahrscheinliche ist, daß auch sie von Hartwig ausging und zwar im Jahre 1152, als König Konrad eben gestorben war und der Erzbischof vonseiten des

neuerwählten Königs einen kräftigen Schutz gegen die Übergriffe des Herzogs erhoffen mochte. Darin freilich täuschte er sich. Friedrich bedurfte der Hilfe seines mächtigen Veters zu seinem Römerzuge zu dringend, als daß er ihn nicht hier im fernen Norden nach Belieben hätte schalten lassen. Der von Hartwig berufene Bischof Evermod, bisher Propst des Marienklosters in Magdeburg, fand daher bei Heinrich und seinen Vasallen dieselbe unwillfährige und selbst feindselige Gesinnung wie Vizelin. Erst als auch er sich nach der inzwischen stattgefundenen Aussöhnung des Erzbischofs mit dem Herzoge den Forderungen des letzteren fügte, kam es durch dessen Gunst und die Freigebigkeit des Ratzeburger Grafen Heinrich von Badewide zu einer ordnungsmäßigen und dauernden Ausstattung des Bistums.

Noch aber fehlte viel daran, daß der Anspruch Heinrichs des Löwen auf die Investitur der wendischen Bischöfe die königliche Anerkennung gefunden hätte. Kurz vor Beginn des Römerzuges (1154) trat der Herzog mit dem Ansinnen, ihm diese in aller Form zu gewähren, hervor. Friedrich durfte bei der damaligen Lage der Dinge den ungestümen Dränger nicht unbefriedigt lassen. So ward denn eine Urkunde ausgestellt des Inhaltes, daß der König dem Herzoge das Recht verleihe, in dem Lande jenseits der Elbe, welches dieser von ihm zu Lehen trage, Bistümer und Kirchen zu gründen und mit den Gütern des Reiches auszustatten, und daß ihm in den bestehenden bischöflichen Kirchen von Aldenburg, Mecklenburg und Ratzeburg die Verleihung der Regalien, d. h. die Investitur der Bischöfe, zustehen solle. Man sieht, Friedrich gab einerseits und im allgemeinen dem Begehren des Herzogs nach, aber er wies anderseits dessen Präntension zurück, daß das Slavenland ein vom Reiche unabhängiges Territorium sei, welches dem Herzoge kraft des Eroberungsrechts und nicht als Lehen des Reiches zustehe. Ja, es scheint, daß der König, kaum daß die Urkunde ausgefertigt war, auch schon dieses allerdings unerhörte Zugeständnis an den Herzog bereuet hat. So dürfte sich der Umstand erklären, daß die Urkunde wohl mit dem Siegel des Königs versehen ward, daß ihr aber nicht nur die Rekognition des Kanzlers sondern auch jede Datierung fehlt. Erst im Jahre 1158, zu einer Zeit, da Erzbischof Hartwig und Heinrich der Löwe ihren Frieden mit einander machten, scheint nach dem übereinstimmenden Zeugnisse mehrerer Chroniken Friedrich sich entschlossen zu haben, dem Herzog das Investiturrecht der wendischen Bischöfe

wirklich zu übertragen. Er gab damit ein Vorrecht der Krone auf, um welches diese ein halbes Jahrhundert hindurch in welterschütternden Kämpfen mit dem emporstrebenden Papsttume gerungen hatte. Heinrich der Löwe aber schaltete von nun an mit unbedingter Machtvollkommenheit im Slavenlande, wo er die Kirche durchaus seinen politischen Plänen dienstbar machte. Als er nach des trefflichen Vize-
lin Tode († 12. Dezember 1154) seinen ehemaligen Kaplan Gerold, einen gelehrten aber ihm blind ergebenen Geistlichen, auf den Aldenburger Stuhl berief, mußte sich Erzbischof Hartwig dazu bequemen, dem Erwählten des Herzogs ohne weiteres auch die kirchliche Weihe zu erteilen.

Indem sich Heinrich solchergestalt in der Kirche, deren Herstellung unter seiner Mitwirkung erfolgt war und die fortan unter seinem beherrschenden Einflusse stand, eine mächtige Bundesgenossin für seine Eroberungspläne im Slavenlande gewann, hat er zugleich alle übrigen im deutschen Volke lebendigen Kräfte zu diesem Zwecke in Bewegung zu setzen und auszunutzen verstanden. Die großen Vasallen, welche er bereits früher für einzelne Gebiete des Wendenlandes eingesetzt hatte, haben ihn dabei auf das eifrigste und kräftigste unterstützt, ja sie sind ihm in seinem Bestreben, durch Herbeiziehung deutscher Ansiedler das Land zwischen der Kieler Bucht und der Odermündung nach und nach völlig zu germanisieren, teilweise vorangegangen. Von den beiden wendischen Landschaften, welche der sächsischen Grenze zunächst lagen, stand Wagrien unter der Verwaltung des Holsteiner Grafen, der Gau der Polaber war dagegen unter die Obhut Heinrichs von Badewide, des ersten Grafen von Ratzeburg, gestellt. Unter ihrer Leitung nahm die deutsche Kolonisation einen raschen und gedeihlichen Fortgang. Graf Adolf war der erste, der eine umfassende Besiedelung seines infolge des Krieges zwischen Heinrich dem Löwen und Albrecht dem Bären großenteils entvölkerten Landes durch deutsche Kolonisten ins Auge faßte. Er rief aus Westfalen, Flandern, Friesland und Holland eine Menge Volks herbei und wies ihnen mitten unter der gelichteten wendischen Bevölkerung Wagriens ihre Wohnsitze an. So entstanden in dem verödeten Lande bald zahlreiche Dörfer und Niederlassungen zu deutschem Rechte, welche die früheren Ansiedler verdrängten oder aufsogen, den elenden wendischen Hakenpflug durch den schweren, tiefgehenden deutschen Pflug ersetzten und in kurzer Zeit das ganze Ansehen des Landes verwandelten. „Die Einöden des Wagrier-

landes“, sagt Helmold, „fingen an bewohnt zu werden und es vervielfältigte sich die Zahl seiner Bevölkerung.“ In ähnlicher Weise verfuhr Heinrich von Ratzeburg in dem ihm zugewiesenen Gebiete. Um das Jahr 1160 zog auch er zahlreiche Einwanderer aus Westfalen in das Land der Polaber, teilte ihnen Grund und Boden mit der Meßschnur zu und gewährte ihnen bereitwillig, in der neuen Heimat nach ihrem alten Rechte leben zu können. Bald bedeckte sich das ganze Land mit Kirchen, welche die Ankömmlinge nach dem Muster derjenigen im Westfalenlande erbauten: in früher nie gekannter Regelmäßigkeit und Fülle floß der Zehnt dem bischöflichen Hofe in Ratzeburg zu.

Heinrich der Löwe dagegen richtete seine persönliche Thätigkeit, soweit diese nicht durch die Angelegenheiten Sachsens und des Reiches in Anspruch genommen ward, vorzugsweise auf das Land der Abodriten. Hier herrschte, ein Sproß des alten einheimischen Fürstenhauses, jener Niklot, der uns als kühner und verschlagener Führer seiner Landsleute in dem Wendenkreuzzuge begegnet ist. Er hatte auch die benachbarten Stämme der Kizziner und Zirzipaner seiner Herrschaft unterworfen und damit alles Land bis zur Mündung der Oder unter seine Botmäßigkeit gebracht. Seine Abhängigkeit von dem Sachsenherzoge fand ihren Ausdruck lediglich in der Zahlung eines jährlichen Tributes, aber Heinrich wartete nur auf eine günstige Gelegenheit, um diesem losen Vasallentume ein Ende zu machen und das abodritische Land mit seinen übrigen Besitzungen im Wendenlande unmittelbar zu vereinigen. Längere Zeit blieb freilich das Verhältnis der Wendenfürsten zu dem Herzoge ungetrübt. Jener war beflissen, sich in allem den Befehlen des letzteren gehorsam zu zeigen. Im Jahre 1151, als Heinrich gerade in Bayern weilte, kam Niklot nach Lüneburg an den Hof der Herzogin Clementia, um über die Widersetzlichkeit der Kizziner und Zirzipaner Klage zu führen, welche sich weigerten, den dem Herzoge schuldigen Tribut zu entrichten. Graf Adolf von Holstein erhielt den Auftrag, die trotzigten Stämme zur Innehaltung ihrer Verpflichtungen zu nötigen. Ein auserlesenes Heer der Sachsen rückte ins Feld und ihm schloß sich der Wendenfürst mit dem Aufgebot der Abodriten an. Mit Feuer und Schwert ward das Gebiet der Kizziner und Zirzipaner verheert und beide Völker zur Unterwerfung gebracht. Auf diesem Kriegszuge zerstörten die Deutschen auch einen weitberühmten Tempel im Lande der Zirzipaner und legten den heiligen Hain, der ihn umgab, in Asche. Niklots alte Freund-

schaft mit dem Holsteiner Grafen ward durch diese gemeinsame glückliche Unternehmung erneuert. Beide Fürsten hatten seitdem häufige Zusammenkünfte, namentlich in Lübeck, auf denen sie mit einander das Wohl ihrer Länder berieten. Auch der Aufforderung des Herzogs, dem aus Dänemark von seinen Vettern Kanut und Waldemar vertriebenen König Suen mit Mannschaft und Schiffen Hilfe zu leisten, kam der Wendenfürst bereitwillig nach. Und als Heinrich im Jahre 1156 nach längerer Abwesenheit wieder in diese nördlichen Gegenden kam und nach Artlenburg einen großen Landtag für das Slavenland ausschrieb, gab ihm Niklot, wenigstens in Worten, unzweideutige Zeichen seiner Unterwürfigkeit. Der Herzog forderte auf Bitten des eben ernannten Bischofs Gerold von Aldenburg die hier versammelten Slaven ernstlich und dringend auf, sich zum Christentume zu bekehren. Da gab ihm Niklot zur Antwort: „Mag jener Gott im Himmel, von dem du redest, immerhin dein Gott sein, du selbst sei unser Gott, das genügt uns. Verehere du jenen, uns laß dich anbeten.“

Dieses gute Einvernehmen zwischen dem Sachsenherzoge und dem Abodritenfürsten, erlitt indes bald einen Stoß durch die innigen Beziehungen, in welche Heinrich zu dem Dänenkönige Waldemar trat. Waldemar hatte durch den Sieg, den er am 23. Oktober 1157 über seinen Nebenbuhler Suen auf der Grathöhe erfocht, die Herrschaft über ganz Dänemark erlangt und damit den Wirren ein Ende gemacht, zu deren Spielball dieses Reich infolge des langjährigen Haders in seinem Königshause geworden war. Mit ihm suchte Heinrich ein festes, dauerndes Bündnis anzubahnen. Denn beide Fürsten hatten dasselbe Interesse daran, daß dem Seeräuberhandwerke, welches noch immer auf der Ostsee sein Wesen trieb und den friedlichen Verkehr der deutschen und dänischen Städte schädigte und hemmte, gesteuert würde. Kein Volk war an diesem Piratentume lebhafter beteiligt als die Wenden. Harter bäuerlicher Arbeit abgeneigt und unter dem Drucke des an die Sachsen zu entrichtenden Tributes zogen sie es vor, mit ihren kleinen Wikingerschiffen das Meer zu durchstreifen und sich in kühnem Wagen den täglichen Lebensunterhalt zu gewinnen. Als Bischof Gerold auf seiner ersten Rundreise durch seinen Sprengel nach Lübeck kam und hier auf offenem Markte das vom Lande herbeigeströmte Volk in eindringlicher Rede ermahnte, dem Götzendienste zu entsagen und vom Raub und Mord abzulassen, erwiderte im Namen aller Pribizlaw der ehemalige Fürst des Landes: „Unsere Herren, die Sachsen,

wüten gegen uns mit solcher Strenge, daß uns bei den auf-erlegten Abgaben und der harten Knechtschaft der Tod lieber wäre als das Leben. Was bleibt uns übrig, als uns dem Meere mit seinen Strudeln und Klippen anzuvertrauen und unseren Unterhalt den Dänen und den die See befahrenden Kaufleuten abzujagen?“

Heinrich hatte, ehe er mit dem Kaiser zu dem Heerzuge von 1159 nach Italien aufbrach, mit Waldemar an der Grenze der beiderseitigen Länder eine Besprechung. Der Dänenkönig, der während der Abwesenheit des Herzogs neue Wikingerzüge besorgen mochte, erbot sich zur Zahlung von 1000 Mark, wenn jener ihm Ruhe vor den wendischen Seeräubern schaffe. Sogleich berief Heinrich die Wenden und ihren Fürsten Niklot zu sich und ließ sie schwören, bis zu seiner Rückkehr Frieden mit den Dänen und Sachsen zu halten. Zugleich gebot er ihnen, alle ihre Seeräuberschiffe an seine Leute nach Lübeck abzuliefern. Als er dann aber nach einjähriger Abwesenheit aus Italien heimkehrte, empfingen ihn laute Klagen über die treulosen Wenden, welche damals im Vertrauen auf seine baldige Abreise nur die durch Alter unbrauchbar gewordenen Schiffe nach Lübeck gebracht, mit den seetüchtigen aber ihre alten Raub- und Plünderungszüge fortgesetzt hatten. Waldemar kam selbst dem Herzoge bis Artlenburg entgegen, um diesen Beschwerden persönlich Nachdruck zu geben. Da forderte Heinrich die Wenden auf, sich in Berenvorde, wohin er einen großen Landtag für Sachsen und das Slavenland ausschrieb, vor ihm wegen der gegen sie erhobenen Anklagen zu rechtfertigen, und als sie im Bewußtsein ihrer Schuld ausblieben, rüstete er mit aller Macht zu einem Heereszuge in das Wendenland.

Als nun Niklot die Absicht des Herzogs erkannte, beschloß er, wie schon einmal im Beginn des Wendenkreuzzuges, dem Angriffe der Sachsen zuvorzukommen. Allein der Versuch seiner Söhne, Lübeck durch Überfall zu nehmen, mißlang, und bald überschwemmte das sächsische Heer weithin das wendische Land. Der Wendenfürst griff zu demselben Verteidigungssystem, das sich ihm früher bewährt hatte. Er gab das platte Land preis, verbrannte seine festen Plätze Ilow, Mecklenburg, Schwerin und Dobin und schloß sich in die Burg Wårle ein, welche an der Warnow unweit der Grenzen der Kizziner gelegen war. Von hier aus unternahm er mit seinen Söhnen häufige Streifzüge in die Umgegend, um das Heer des Herzogs auszukundschaften und zu beunruhigen. Bei einer dieser Unternehmungen er-

litten die Söhne Niklots eine Niederlage und verloren viele Gefangene, die ins sächsische Lager gebracht und hier als Geächtete und Friedlose auf Heinrichs Befehl gehängt wurden. Da ergrimmt der alte Niklot, schalt seine Söhne Feiglinge und zog selbst mit einer auserlesenen Schar der Seinen hinaus zu Raub undahme. Aber er fiel in einen Hinterhalt, ward umringt und in ungleichem Kampfe getötet. Seinen vom Rumpfe getrennten Kopf brachten die Sachsen auf einer Lanzenspitze frohlockend in das herzogliche Lager. Die Söhne des erschlagenen Fürsten aber, Pribizlaw und Wertizlaw, verzweifelten jetzt an einer weiteren erfolgreichen Verteidigung Wurles. Sie steckten die Burg in Brand, verbargen sich selbst in dem Dunkel der unwegsamen wendischen Wälder und schickten ihre Dienstleute auf die Schiffe. Denn inzwischen waren auch die Dänen unter ihrem Könige und dem kriegerischen Erzbischofe Absalon von Lund mit einer Flotte an der wendischen Küste erschienen und nach Verwüstung der Insel Pöl in die Warnow eingelaufen, wo sie das von den Wenden verlassene Rostock verbrannten. Hier erfolgte die Vereinigung des dänischen und sächsischen Heeres. Dann trennte man sich wieder, und während die dänische Flotte die Südküste Rügens verheerte und die räuberischen Ruaner für ihre unzähligen Piratenzüge und Wikingerfahrten züchtigte, vollendete Heinrich der Löwe die Unterwerfung des abodritischen Volkes. Um aber diese auch für die Zukunft zu sichern und die allmähliche Germanisierung auch dieses Teiles von Slavien anzubahnen, legte er zugleich den Grund zu einer neuen, auf deutschen Ordnungen beruhenden, die politischen wie wirtschaftlichen Verhältnisse völlig umgestaltenden Organisation des Landes.

Das ganze Abodritien verteilte er an seine sächsischen Krieger, indem er es nach deutschem Muster in Grafschaften gliederte, die er den hervorragendsten unter seinen Dienstleuten zu Lehen gab. Ludolf, der Stadtvogt von Braunschweig, erhielt die Feste Kuzin mit dem sie umgebenden Gebiete, Ludolf von Peine Malchow und das Malchower Land. Mecklenburg, der Hauptort der Abodriten und der bisherige Sitz des einheimischen Fürstenhauses, ward Heinrich von Scaten, aus einem sonst unbekanntem Geschlechte, zuteil, der alsbald flandrische Kolonisten herbeirief und sie in Stadt und Land ansiedelte. Den Löwenanteil trug Gunzelin von Hagen davon, dessen Stammsitz in dem später „Gebhardshagen“ genannten Orte im braunschweigischen Amte Salder zu suchen ist. Ihm übertrug Heinrich die

Statthalterschaft über das ganze Land und verlieh ihm die aus ihrer Asche erstandenen und mit einer starken sächsischen Besatzung belegten Burgen Ilow und Schwerin. Indem sich Gunzelin hinfort nach der letzteren nannte, ward er der Stammvater eines mächtigen kriegerischen Geschlechts, welches später, nach Heinrichs des Löwen Sturze, erfolgreich und teilweise bestimmend in die Geschehnisse des deutschen Nordens und dessen Verhältnis zu Dänemark eingegriffen hat. Unter des Sachsenherzogs lebhafter Mitwirkung und nach dem Vorgange der Grafen von Holstein und Ratzeburg begann jetzt für Mecklenburg eine ähnliche Kolonisationsthätigkeit, wie sie zu gleicher Zeit fast auf der ganzen Linie, wo Slaven und Deutsche zusammenstießen, von den letzteren in Angriff genommen ward. Aus allen Theilen des deutschen Niederlandes strömten die Ansiedler herbei, um sich in dem fruchtbaren, für den Getreidebau vorzüglich geeigneten Abodritien niederzulassen. Es ist ein allgemeiner Zug der Zeit, dem sie folgen, der Rückschlag gleichsam gegen die große Wanderbewegung der deutschen Stämme, welche an der Schwelle des Mittelalters das Römerreich zertrümmert und im Westen eine neue Welt gegründet hatte. Im Gegensatz zu ihr ergoß sich jetzt die überquellende Fülle germanischer Volkskraft in breitem Strome nach Osten. Aber nicht aus dem Impulse eines unklaren und ungestümen Wanderungstriebes empfing diese Bewegung des 12. Jahrhunderts Ziel und Richtung, sondern durch die berechnende, wohlüberlegte Politik einiger bedeutender deutscher Fürsten, in deren Reihe Heinrich der Löwe einen der ersten Plätze behauptet. In wunderbar kurzer Frist ist ihm hier im Mecklenburger Lande das große Werk der Germanisierung gelungen. Wo bislang ein freiheitsstolzes Fürstenhaus und eine trotzige Bevölkerung sich dem vordringenden Deutschtume entgegengestemmt hatten, da waltete jetzt des Herzogs Wille mit unbeschränkter Geltung, führten treue Dienstleute, die er durch freigebige Vergabungen an seine Person geknüpft, den Befehl in den zahlreichen, mit deutschem Kriegsvolke besetzten Festen, füllten sich Dörfer und Weiler mit einem von Westen her einwandernden Bauernstande, der durch seinen Fleiß und seine verständige Bewirtschaftung dem Boden bald ganz andere Erträge abzurufen verstand, als dies den Wenden gelungen war. Zugleich wurde die Einrichtung und Ausstattung der wendischen Bistümer vollendet. Schon im Jahre 1158 war auf einem großen Hoftage zu Lüneburg darüber verhandelt und namentlich die Verlegung des Alden-

burger Bistums nach Lübeck, des Mecklenburger nach Schwerin beschlossen worden. Aber erst nach der Niederwerfung des wendischen Aufstandes und nach Niklots Tode kamen diese Beschlüsse zur Ausführung und wurde die Ordnung der kirchlichen Verhältnisse zu Ende geführt. Für das nach Schwerin übertragene Bistum, welches ausschließlich für das Abodritenland bestimmt war, warf der Herzog eine ähnliche Dotation aus wie früher für Aldenburg und Ratzeburg. Zu seinem Vorsteher berief er an Stelle des eben gestorbenen Emmehard, von dessen Wirksamkeit überhaupt nichts verlautet, den eifrigen und frommen Berno, der, aus edlem Geschlechte stammend, früher Mönch im Cistercienserkloster Amelungsborn gewesen und bereits, wie es scheint, mehrere Jahre als Heidenbote unter den Wenden thätig gewesen war. Dann wurden sämtliche drei Bischöfe vor den Herzog geladen, um noch einmal von ihm die Regalien zu empfangen und ihm dagegen die Lehenshuldigung zu leisten, „wie man sie sonst“, sagt Helmold, „dem Kaiser zu leisten pflegt“. Nicht ohne Widerstreben haben sie sich dieser Forderung gefügt, aber, von ihrem Erzbischofe im Stich gelassen, wagten sie nicht, sich Heinrichs Gebote zu widersetzen. Hartwig selbst hat dann ihr Verhältnis zur Bremer Metropole geordnet, für die Landschaften rechts der Elbe eine besondere Provinzialsynode eingesetzt und damit die Organisation der christlichen Kirche im Wendenlande vollendet.

Noch aber war der Freiheitssinn des Volkes nicht völlig gebrochen: zweimal noch hat es sich unter der Führung von Niklots Söhnen zu einem verzweifelten Kampfe um seine nationale Unabhängigkeit erhoben. Pribizlaw und Wertizlaw hatten sich nach dem blutigen Ausgange ihres Vaters dem siegreichen Herzoge unterworfen, der ihnen die Herrschaft über die Lande der Kizziner und Zirzipaner liefs. Aber sie konnten den Verlust Abodritiens nicht verschmerzen. In der Stille trafen sie ihre Vorbereitungen, um bei günstiger Gelegenheit die Wiedereroberung ihres väterlichen Reiches zu versuchen. Heinrich ward von diesen heimlichen Rüstungen durch die Wachsamkeit Gunzelins von Schwerin unterrichtet. Mit einem schnell gesammelten Heere erschien er zu Anfang 1163 im Slavenlande und rückte vor Warle, wo sich Wertizlaw verschanzt hatte. Es gelang dem vorauseilenden Grafen Gunzelin, die Feste einzuschließen, ehe die Wenden nach der oft von ihnen beobachteten Kriegsweise sie verlassen und sich in die nahen Wälder flüchten konnten. Als bald begann die Be-

lagerung. Heinrich ließ aus den umliegenden Waldungen Holz zusammenschleppen, um daraus Kriegsgerät und Sturmmaschinen zu zimmern, wie er dies in Italien so oft gesehen hatte. Einem solchen Angriff war die Wendenfeste nicht gewachsen. Während man von einem rasch hergestellten Belagerungsturme aus die feindlichen Wälle von ihren Verteidigern säuberte, bestürmten die Sachsen, durch ein aus Brettern zusammengefügtes Schutzdach geschirmt, die Mauern. Wertizlaw selbst trug in diesem Kampfe eine schwere Wunde davon. Daß der in der Nähe umherstreifende Pribizlaw einen glücklichen Streich gegen eine Anzahl Holsteiner Knechte ausführte, ließ den Herzog seine Anstrengungen verdoppeln. Schon wankten die Mauern, da ließ Wertizlaw um freies Geleit bitten, kam heraus in das herzogliche Lager und erlangte durch die Vermittelung des Grafen Adolf von Holstein Frieden. Die Bedingungen waren hart. Nur sein und seiner Genossen Leben ward ihm zugesichert, im übrigen mußte er sich bedingungslos in Heinrichs Hand geben und versprechen, auch den Bruder zur Niederlegung der Waffen zu bewegen. Da erneuten sich hier im fernen Norden die Vorgänge, deren Zeuge Heinrich vor Crema und Mailand gewesen war. In demütigem Zuge, die Schwerter auf den Nacken gebunden, erschienen Wertizlaw und die Edelsten der Wenden vor dem Herzoge, warfen sich ihm zu Füßen und flehten um Gnade. Heinrich schickte die Gefangenen an verschiedene Orte, bis sie das von ihm bestimmte Lösegeld aufgebracht hätten. Den Wendenfürsten selbst führte er in Fesseln nach Braunschweig, wo er in strengem Gewahrsam gehalten wurde. Zum Befehlshaber in der eroberten Feste ward der hochbetagte Lubemar, ein Bruder Niklots eingesetzt. So ward — nach Helmolds Worten — der Übermut der Wenden gebrochen und sie mußten die Wahrheit des Bibelwortes erfahren: „Der Löwe ist mächtig unter den Tieren und kehrt nicht um vor jemand.“ Auch Pribizlaw unterwarf sich jetzt, bat um Frieden und erlangte ihn. Heinrich aber hielt noch im Herbste desselben Jahres (1163) einen glänzenden Landtag zu Artlenburg an der Elbe, wo er, umgeben von den Bischöfen und Edeln des Wendenlandes, den Kaufleuten der Insel Gothland die ihnen früher von seinem Großvater, dem Kaiser Lothar, gewährten Rechte bestätigte, ihnen Zollfreiheit in allen seinen Gebieten verlieh und sie zu fleißigem Besuche des Lübecker Hafens aufforderte.

Der letzte entscheidende Kampf um die Herrschaft im

Slavenlande stand indes dem Sachsenherzoge noch bevor. Aus seiner Haft in Braunschweig bestürmte Wertizlaw den Bruder durch heimliche Mahnung, eine gewaltsame Anstrengung zu seiner Befreiung zu machen. „Siehe“, liefs er ihm sagen, „ich schmachte in ewiger Knechtschaft, und du thust nichts, mich aus ihr zu erlösen. Erwache, handle wie ein Mann und erzwinge mit den Waffen, was gütliche Verhandlung nicht vermag.“ Die Botschaft ging dem Wendenfürsten ans Herz. Er rief seine Landsleute zum Freiheitskampfe auf und stand plötzlich mit gewaltiger Streitmacht vor Mecklenburg, von wo Heinrich von Scaten gerade abwesend war. Seine Aufforderung an die Flamländer, ihm den Ort gegen freien Abzug mit Weib, Kind und Habe zu übergeben, hatte keinen Erfolg. Da schritten — es war am 17. Februar 1164 — die Wenden zum Sturme, drangen in die Stadt, töteten alle männlichen Einwohner und schleppten die Weiber und Kinder in die Knechtschaft. Den Ort selbst gaben sie den Flammen preis. Dann wandte sich Pribizlaw gegen Ilow, welches indes durch die Entschlossenheit des rasch herbeieilenden Gunzelin von Schwerin gerettet ward. Besseren Erfolg hatte er vor Malchow und Kuszin, wo die Besatzungen sich bestimmen liefsen, die ihrer Obhut anvertrauten Festen ihm auszuliefern. Sie muften das Land verlassen und wurden von den Wenden bis an die Grenze desselben geleitet.

Dieser abermalige Abfall des eben erst niedergeworfenen Volkes traf Heinrich den Löwen völlig unvorbereitet. Aber er eilte mit dem Aufgebote seiner sächsischen Vasallen alsbald herbei, um den Aufstand zu bemeistern, noch ehe er weitere Fortschritte machen könne. In der Überzeugung, daß Pribizlaw bei seiner Unternehmung einen Rückhalt an den Fürsten der Pommern habe, suchte auch er sich durch Bundesgenossen zu stärken. Den Dänenkönig bewog er, seine Heerfahrt in das Wendenland durch Entsendung einer Flotte in die Ostsee zu unterstützen, ja er gewann selbst den Beistand seines alten Nebenbuhlers und Widersachers, des Brandenburger Markgrafen. So kam noch einmal eine gemeinsame Unternehmung der deutschen und dänischen Fürsten, ähnlich dem großen Kreuzzuge vor siebzehn Jahren, gegen die Wenden zustande, dieses Mal mit besserem Erfolge als damals. Mit der Hauptmacht ging der Sachsenherzog über die Elbe und rückte vor Malchow, wo Graf Adolf von Holstein zu ihm stiefs. Hier im Angesichte der feindlichen Burg liefs Heinrich, um den Wenden den furchtbaren Ernst dieses Krieges zu zeigen, Wertizlaw, den

geistigen Urheber des Aufstandes, den er von Braunschweig in Fesseln herbeigeschleppt hatte, an einem schnell errichteten Galgen aufhängen. Dann sandte er den Grafen Adolf mit den Holsteinern, sowie die Grafen Gunzelin von Schwerin, Reinhold von Dithmarschen und Christian von Oldenburg mit ihrer Mannschaft voraus nach Verchen an der Peene. Zwei Meilen davon stand unweit Demmin die Streitmacht der Slaven unter Pribizlaw und den Pommernfürsten Kasimir und Bogislaw zum Kampfe bereit. Die zum Schein von den Wenden angeknüpften Unterhandlungen, welche hier stattfanden, sollten nur dazu dienen, einen von ihnen geplanten Überfall der sächsischen Vorhut vorzubereiten und zu verbergen. In der Morgendämmerung des 6. Juli — es war ein sehr heifser Tag — setzte sich das ganze Slavenheer gegen das sächsische Lager in Bewegung. Es hoffte den Feind noch in tiefem Schlafe zu finden. Aber die Sachsen wurden durch einige Futterknechte, welche in der Frühe ausgeritten waren und den Anmarsch der Wenden bemerkten, rechtzeitig gewarnt. An der Spitze ihrer Mannschaft werfen sich die Grafen Adolf und Reinhold den andringenden Slaven entgegen. Anfangs siegreich, werden sie bald von der Übermacht umringt und finden beide heldenmütig kämpfend ihren Tod. Das sächsische Lager fällt in die Gewalt der Wenden, das Treffen scheint für die Deutschen verloren. Da rettete ein kühner Angriff der Grafen Gunzelin von Schwerin und Christian von Oldenburg die Ehre der deutschen Waffen und wandte das Geschick des Tages. Als die Wenden sich beutelustig über das eroberte Lager verbreiten, brechen jene mit 300 Reisigen, die sie vorsichtig zusammengehalten hatten, in ihre aufgelösten Reihen, nehmen das verlorene Lager wieder und entreißen den von ihrem Erfolge trunkenen Gegnern den schon gewissen Sieg. Eine große Menge gefallener Wenden — die Berichte sprechen von 2500 — bedeckte weithin das Schlachtfeld.

Diese einzige glückliche Waffenthat genügte, die Kraft der wendischen Empörung zu brechen. Als jetzt der Herzog mit der sächsischen Hauptmacht herankam, begegnete er kaum noch einem nennenswerten Widerstande. Die Leiche des gefallenen Holsteiner Grafen ließ er nach Minden geleiten, wo sie in dem Erbbegräbnis des Schauenburger Hauses beigesetzt ward. Dann rückte er vor Demmin. Aber die Wenden hatten den Ort verlassen und den Flammen übergeben. Gemeinsam mit dem inzwischen gelandeten Heere des Dänenkönigs verwüstete Heinrich das

ganze Land der Pommern bis nach Stolpe. Das brach den Trotz des Volkes und seiner Fürsten. Mit der Abtretung des Wolgaster Gebietes mußten sie den Frieden erkaufen und versprechen, die Mündung der Peene fortan den Seeräubern zu sperren. Der flüchtige Pribizlaw aber ward seines väterlichen Erbes völlig beraubt.

Der letzte Versuch des abodritischen Volkes, das verhaßte Joch der fremden Eindringlinge abzuwerfen, war damit gescheitert, das endliche Geschick des Wendentums besiegelt. Wohl setzte Pribizlaw von Pommern aus, wo er eine Zuflucht gefunden hatte, noch eine Zeit lang seine Streif- und Plünderungszüge fort, allein die Macht des Schweriner und Ratzeburger Grafen reichte jetzt hin, ihn im Zaume zu halten. Die Vollendung seines Werkes konnte Heinrich getrost von nun an den kirchlichen und politischen Mächten überlassen, die er entweder im Wendenlande erneuert oder in dasselbe eingeführt hatte: der durch ihn neu belebten Mission der Kirche, der wirtschaftlichen Arbeit des von ihm im Lande angesiedelten Adels und Bauernstandes, endlich der bald fröhlich aufblühenden Handelsthätigkeit der Städte. Neue Bündnisse mit dem Dänenkönige, zu deren Bekräftigung Heinrich seine noch in der Wiege liegende Tochter mit Waldemars einjährigem Sohne verlobte, sicherten zudem die von ihm errungenen Erfolge. Und als wenige Jahre später, ein Vorspiel bald heraufziehender schwererer und verderblicherer Stürme, jener große Bund der sächsischen Bischöfe und Fürsten sich bildete, der schon damals seine alles überragende Stellung im Reiche bedrohte, söhnte sich Heinrich auch mit seinem letzten Feinde im Wendenlande, dem inzwischen zum Christentume bekehrten Pribizlaw, aus, indem er ihm mit Ausnahme Schwerins und des dazu gehörigen Gebietes das ganze Abodritenland zurückgab und seinem jungen Sohne Heinrich Borwin die Hand seiner natürlichen Tochter Mathilde versprach. Seitdem hat der Wendenfürst in unerschütterlicher Treue zu dem Sachsenherzoge gestanden, und erst als dieser seinerseits infolge der kaiserlichen Acht Land und Leute verlassen und in die Verbannung ziehen mußte, hat das niklotsche Haus seine alte unabhängige Fürstenstellung wieder eingenommen. Aber so fest erwiesen sich die Grundpfeiler deutschen Lebens, die Heinrich in den wendischen Boden gesenkt hatte, daß den slavischen Fürsten, die nach seinem Sturze wieder zu unbeschränkter Herrschaft über das Land gelangten, nichts übrig blieb, als auf diesen Grundlagen weiter zu bauen und im Widerspruche mit

ihrer eigenen Nationalität und gewissermaßen unter dem Drucke einer von den deutschen Fremdlingen geschaffenen historischen Notwendigkeit die Germanisierung desselben zu vollenden.

Fünfter Abschnitt.

Heinrichs Reichspolitik.

Was Heinrich der Löwe in einem kampferfüllten und sturbewegten aber bisher von der Gunst des Glückes getragenen Leben erreicht hatte, verdankte er ohne Zweifel zunächst den großen Eigenschaften, die sich in ihm zu einer der bedeutendsten Persönlichkeiten seiner Zeit vereinigten. Dennoch würden diese Erfolge kaum möglich gewesen sein, wenn sie nicht in der ganzen politischen Lage des Reiches eine Stütze und in dem Kaiser Friedrich einen stets bereiten Förderer gefunden hätten. Der Wiedererwerb Bayerns, die Begründung einer bislang in diesem Umfange unbekanntem herzoglichen Gewalt in Sachsen, die Eroberung eines so gut wie unabhängigen Reiches an den Gestaden der Ostsee, das alles war ebenso sehr ein Ergebnis von der wohlwollenden Haltung, welche Friedrich zu den ehrgeizigen Bestrebungen des Herzogs einnahm, wie von Heinrichs kluger, thatkräftiger, vielfach freilich auch verletzender und erbitternder Handlungsweise. Andererseits sah sich Friedrich mit den Zielen, die seine auswärtige Politik verfolgte, vor allem auf den Beistand und die Mitwirkung des mächtigen Herzogs hingewiesen. Das unter der schwächlichen Regierung seines Vorgängers tief erschütterte Ansehen des Reiches überall im alten Glanze herzustellen, die in Vergessenheit geratenen kaiserlichen Rechte namentlich in Italien kräftig zur Geltung zu bringen, mit einem Worte jene hochstrebenden imperatorischen Pläne zu verwirklichen, die seinen Geist erfüllten, dazu bedurfte es einer Zusammenfassung aller Kräfte der Nation und der einmütigen Unterstützung aller deutschen Fürsten. Aber kein deutsches Fürstenhaus kam dabei so sehr in Betracht wie das welfische. Auf der Grundlage eines dauernden Friedens

zwischen den Staufern und Welfen war die einstimmige Wahl Friedrichs erfolgt, auf ihr schien auch fürder die innere Wohlfahrt des Reiches und seine äußere Machtstellung zu beruhen. Es war der Ausgleich von Gegensätzen alten Datums, den man damit versucht hatte. Denn wie die Staufer als die Erben der Traditionen zu betrachten sind, denen einst die salischen Kaiser gefolgt waren, wie sie gleich diesen nach einer die Welt beherrschenden Stellung auch gegenüber der Kirche und dem päpstlichen Stuhle strebten, so erscheint Heinrich der Löwe als Fortsetzer und Träger jener Politik, nach welcher seine Ahnen, die Welfen so gut wie die sächsischen Fürsten, im Anschluß an die Kirche stets ein übermächtiges Kaisertum bekämpft hatten. Auf kurze Zeit war dieser Gegensatz während Lothars Regierung zurückgetreten, aber alsbald nach dessen Tode brach er schroffer und unheilvoller als je wieder hervor. Er war es, der zur Zeit Konrads III. die Kraft der Nation lähmte und sie zu keiner gedeihlichen Entfaltung kommen ließ. Erst Friedrichs Wahl und die vermittelnde Richtung, die durch ihn für die inneren Angelegenheiten des Reiches maßgebend wurde, brach diesem Antagonismus die Spitze ab. Nach der Rückgabe Bayerns zumal an das welfische Haus schienen die alten Gegensätze völlig ausgeglichen und die Nation konnte wieder die ganze Wucht ihrer geeinigten Kraft nach außen wenden.

Diese Thatfachen muß man sich vergegenwärtigen, will man die großen Erfolge würdigen, welche Friedrichs auswärtige Politik in den ersten Jahrzehnten seiner Regierung, vornehmlich in Italien, errang, und zugleich die Klippe erkennen, an der sie schließlich, wenigstens der Hauptsache nach, gescheitert ist. Nicht mehr gleich seinem Vorgänger durch die zweideutige oder offen feindselige Haltung des welfischen Hauses gehemmt sondern von demselben ehrlich und eifrig unterstützt, ist Friedrich in den gewaltigen Kampf mit den lombardischen Städten eingetreten, um nach einer Reihe zum Teil glänzender Triumphe doch zuletzt zu unterliegen, als sich ihm im kritischen Augenblicke jene Hilfe versagte. Schon die Kämpfe und Gefahren seiner ersten Heerfahrt über die Alpen hat Heinrich der Löwe mit ihm geteilt und bei Gelegenheit des Aufstandes, der am Tage von Friedrichs Kaiserkrönung in der ewigen Stadt ausbrach, hat er damals das nach langer Unterbrechung wieder aufgerichtete römische Kaisertum deutscher Nation vor einer vielleicht unheilvollen Katastrophe bewahrt. Im Jahre 1157 nahm er dann an Friedrichs Feldzuge nach Polen teil,

durch welchen Herzog Boleslaw IV. zur Unterwerfung unter die Hoheit des deutschen Reiches genötigt ward. Und als sich um jene Zeit infolge eines anmaßlichen Schreibens, welches der Papst Hadrian IV. an den Kaiser richtete, die ersten Spuren des später so verderblichen Zerwürfnisses zwischen der römischen Kurie und Friedrich I. zeigten, ließ Heinrich der Löwe seine eifrige Vermittelung eintreten, der es denn auch gelang, den Ausbruch des Zwistes vorläufig zu verhindern. Im Jahre 1158 brach Friedrich zu seinem zweiten Zuge nach Italien auf, um das übermütige Mailand, das Haupt des nationalen Widerstandes gegen jede Geltendmachung der kaiserlichen Hoheitsrechte in Italien, niederzuwerfen und für die von ihm ausgehende Bedrängung der kaiserlich gesinnten Städte zu züchtigen. Der Sachsenherzog blieb damals in Deutschland zurück; aber als im folgenden Jahre Friedrichs Ruf an ihn erging, ihm mit dem Aufgebot seiner Vasallen zuhelfe zu ziehen, zögerte er keinen Augenblick, diesem Rufe Folge zu leisten. Am 20. Juli 1159 traf er an der Spitze von 1200 Reisigen vor Crema ein, das der Kaiser, da es hartnäckig auf Seiten Mailands stand, soeben zu belagern begonnen hatte. Heinrich schloß mit den Seinen den eisernen Ring, der sich um die unglückliche Stadt legte, indem er die Bestürmung derselben im Osten übernahm. Kurze Zeit darauf erschien auch sein Oheim Welf VI. und gesellte sich den Belagerern zu. Die Cremenser aber verteidigten ihre Stadt aufs äufferste. Monate lang zog sich der mit Erbitterung und Grausamkeit geführte Kampf hin. In häufigen Streifzügen wurde das umliegende Land, namentlich nach der Richtung von Mailand zu, verwüstet. Ein solcher Streifzug führte Heinrich eines Tages bis unter die Mauern von Mailand, wo er eine Anzahl ritterlicher Gefangener machte, unter deren Schutze das Landvolk seine Felder bestellte. Es mag als ein Beweis für die Wut gelten, mit welcher dieser Krieg von beiden Seiten geführt ward, daß einer der Gefangenen, ein durch Schönheit und Stärke ausgezeichneter Krieger, trotz des von ihm gebotenen hohen Lösegeldes als Wiedervergeltung für die von den Cremensern an deutschen Gefangenen verübten Grausamkeiten angesichts der Stadt gehängt ward. Nachdem noch am 21. Januar 1160 ein Hauptsturm der Belagerer glücklich abgeschlagen worden war, ergab sich die Stadt wenige Tage später (25. Januar) dem Kaiser. Die Einwohner erhielten freien Abzug, ihre Stadt ward völlig zerstört. Welf VI. bemächtigte sich bald darauf der mathildischen Lande, der Markgrafschaft Tuscien und des Her-

zogtums Spoleto, kehrte dann aber, nachdem er sie seinem jungen gleichnamigen Sohne übergeben hatte, in die deutsche Heimat zurück. Auch viele andere Fürsten entliefs der Kaiser nachhause. Unter ihnen befand sich Heinrich der Löwe, welcher über Bayern nach Sachsen ging, wo alsbald die wendischen Angelegenheiten seine ganze Thätigkeit in Anspruch nahmen. Aber schon im Sommer erreichte ihn ein abermaliger Hilferuf des Kaisers, infolge dessen Heinrich am 25. Juli mit anderen deutschen Fürsten zu Erfurt eine Zusammenkunft hatte, um die Mittel und Wege einer schnellen und kräftigen Unterstützung des von allen Seiten bedrängten Kaisers zu beraten. Denn in Italien war nach dem Falle Cremas der Krieg mit neuer Heftigkeit entbrannt und Friedrich, dessen Heer durch den Abzug der Fürsten geschwächt war, geriet in Gefahr, alle bisher errungenen Vorteile wieder einzubüfsen. Am 9. August erlitt er gar durch die Mailänder bei Carcano eine empfindliche Niederlage, die ihn in eine sehr misliche Lage brachte. Neuer Zuzug aus Deutschland schien unerläfslich, sollte der Kampf mit dem trotzigem Mailand zu einem günstigen Ende geführt werden. Zu Anfang des Jahres 1161 überschritt Heinrich, den in Erfurt übernommenen Verpflichtungen gemäfs, die Alpen: am 29. Januar finden wir ihn mit dem Grafen Berthold von Andechs bereits in Como. Bald darauf unternahm Friedrich, im Vertrauen auf die ihm von allen Seiten aus Deutschland zuströmenden Verstärkungen, jene denkwürdige Belagerung Mailands, welche die Stadt nach einjährigem verzweifeltem Widerstande in seine Gewalt brachte und mit der völligen Zerstörung derselben endete. Heinrich der Löwe hat diesem furchtbaren Strafgerichte, welches die reichste und blühendste Stadt Italiens vom Erdboden vertilgte, nicht persönlich beigewohnt. Er war schon im September, ein halbes Jahr vor dem Falle Mailands, mit Erlaubnis des Kaisers nach Deutschland zurückgekehrt. Aber höher als je stand er damals in Friedrichs Gunst. Für das enge Verhältniß, das beide Fürsten verband, ist es bezeichnend, daß der Kaiser während der mörderischen Kämpfe um Mailand für den Fall seines Todes den Herzog in zweiter Reihe, nämlich nach Konrads III. Sohne Friedrich von Rothenburg, den deutschen Fürsten zur Nachfolge im Reiche empfahl. Er bekundete damit das unbedingte Vertrauen, das er in Heinrichs Anhänglichkeit und auch wohl in dessen aufrichtige Zustimmung zu der von ihm verfolgten Politik setzte.

Und in der That hat der Sachsenherzog diese Gesinnung

nicht nur durch die kriegerische Unterstützung bethätigt, die er dem Kaiser in seinem Kampfe gegen die italienischen Städte zu gewähren nicht müde ward, sondern mehr noch durch seine Haltung gegenüber dem inzwischen ausgebrochenen Schisma der Kirche. Es ist Heinrich dem Löwen sicherlich nicht leicht geworden, auch in dieser kirchlichen Frage treu an der Seite des Kaisers auszuharren. Denn hier kam außer seiner persönlichen Überzeugung, welche sich schwerlich für den kaiserlichen Gegenpapst entschieden haben wird, auch die kirchliche Richtung in Betracht, die für seine väterlichen wie mütterlichen Vorfahren fast ausnahmslos maßgebend gewesen und so gewissermaßen zu einer geheiligten Familientradition geworden war. Demgemäß suchte er zunächst eine vermittelnde Stellung einzunehmen, wie er das schon zu Hadrians IV. Zeit gethan hatte, und sah sich dabei von seinem Oheime Welf unterstützt. Als die Mehrheit der Kardinäle nach Hadrians Tode den Kanzler Roland als Alexander III. erwählte, einen Mann, der ganz die hierarchischen Gesinnungen Gregors VII. vertrat und dessen hochfahrendes, herausforderndes Wesen schon früher Friedrichs Zorn gereizt hatte, war dieser über die Wahl so ergrimmt, daß er die Boten des neuerwählten Papstes in der ersten Aufwallung aufknüpfen lassen wollte. Da legten sich Heinrich der Löwe und Welf ins Mittel und erwirkten durch ihren lebhaften Widerspruch die Zurücknahme des grausamen und unbedachten Befehls. Als dann aber eine nach Pavia berufene Kirchenversammlung sich für Viktor IV., den von der Minderheit erkorenen Papst, erklärte und Friedrich ihn als rechtmäßigen Nachfolger auf dem Stuhle Petri anerkannte, hat sich auch der Sachsenherzog diesem Spruche gefügt und von nun an in dem kirchlichen Konflikte unerschütterlich auf des Kaisers Seite gestanden. Er that dies selbst dann noch, als nach dem Tode Viktors IV. der Erzbischof von Köln durch eine voreilige Anerkennung des an seiner Statt gewählten Paschalis III. die Kirchenspaltung nicht nur verlängerte sondern auch verschärfte. Trotzdem fast die gesamte Hierarchie sich jetzt für Alexander III. erklärte, hielt der Kaiser an der einmal von ihm eingeschlagenen Politik fest. Auf dem Würzburger Reichstage zu Pfingsten 1165 verlangte er von den anwesenden Geistlichen und Fürsten einen feierlichen Schwur, niemals Alexander oder einen von seiner Partei gewählten Papst anerkennen und niemandem ihre Stimme als deutschem König geben zu wollen, der sich nicht zu einer ähnlichen Stellung den Alexandrinern gegenüber verpflichte. Viele

Fürsten trugen Bedenken, einen solchen Eid zu leisten: des Kaisers eigener Vetter, Herzog Friedrich von Rothenburg, verließ, als von dem Schwure die Rede war, eiligst die Versammlung. Nur vier Laienfürsten haben sich, soviel wir wissen, der Forderung des Kaisers gefügt, unter ihnen an erster Stelle Heinrich der Löwe.

Auf dem Tage von Würzburg waren auch Gesandte aus England erschienen. Sie nahmen an den dort stattfindenden Beratungen teil, denn auch Heinrich II. von England war wegen der unbotmäßigen Haltung seines Klerus mit Alexander III. zerfallen. Erzbischof Rainald von Köln führte sie in der Versammlung ein. Er war soeben von England zurückgekehrt, wo er im Auftrage Friedrichs für dessen ältesten Sohn um die Hand der jüngeren Tochter des Königs und zugleich für Heinrich den Löwen um ihre ältere Schwester Mathilde geworben hatte. Bereits im November des Jahres 1162 hatte Heinrich seine vierzehnjährige Ehe mit Clémentia von Zähringen, die ihm außer einem früh verstorbenen Söhnlein keine männlichen Nachkommen geschenkt hatte, gelöst. Die Furcht, daß sein Geschlecht im Mannsstamme erlöschen könne, scheint der Hauptgrund für diese Ehescheidung gewesen zu sein, ob schon auch hier, wie bei so manchen ähnlichen Fällen, die zu nahe Blutsverwandtschaft vorgeschützt wurde. Aber die Sache hatte wohl noch einen politischen Hintergrund. Heinrichs Schwager, Berthold von Zähringen, suchte sich gerade damals dem Könige Ludwig VII. von Frankreich, der im Gegensatze zu Heinrich von England sich der Partei Alexanders III. zuneigte, zu nähern. Es ist anzunehmen, daß diese den kaiserlichen Plänen und Bestrebungen so zuwiderlaufende Haltung des Zähringers nicht ohne Einfluß auf die Entschliessung des Sachsenherzogs gewesen ist, zumal wenn man erwägt, nach welcher Richtung hin er bald seine Blicke zu einem neuen Ehebunde wandte. Auch darin darf man also ein Zeichen seines damals noch völlig ungetrübten Einverständnisses mit Friedrich erkennen. Noch aber vergingen Jahre, bis er die königliche Braut heimführte. Erst am 1. Februar 1168 fand zu Minden, bis wohin Heinrich ihr entgegengegangen war, die kirchliche Einsegnung der Ehe statt. Die eigentlichen Hochzeitsfeierlichkeiten wurden bald darauf zu Braunschweig mit fürstlicher Pracht begangen.

War diese Verbindung mit dem angovinischen Königsgeschlechte in England geeignet, das persönliche Ansehen des Herzogs zu mehren und den Glanz seines Hauses zu

erhöhen, so durfte er davon zugleich eine Befestigung seiner Macht, vorzüglich im nördlichen Deutschland, in den Gebieten an der Nord- und Ostsee, mit gutem Grunde erwarten. Und auf diese Länder richtete sich, seitdem die Wendenstämme bis zur Mündung der Oder seinem Gebote widerstandslos gehorchten, mehr und mehr die politische Thätigkeit Heinrichs des Löwen. Hier bot sich ihm ein unermessliches, unberechenbare Erfolge verheißendes Feld, hier fiel ihm, da die fortdauernden italienischen Wirren und die sich von Jahr zu Jahr erweiternde Spaltung in der Kirche den Kaiser und mit ihm den größten Teil des Reiches ausschließlic in Anspruch nahmen, die leitende Rolle in der Vertretung der deutschen Interessen gleichsam von selbst zu. Seine Oberlehensherrlichkeit über Holstein, welches die Mündung der Elbe beherrschte, die Vollendung der Kolonisation und Germanisierung des Wendenlandes, die Gründung von Städten deutschen Rechtes an den baltischen Gestaden, das alles schien dem Sachsenherzoge für die Zukunft wenn nicht die Herrschaft, so doch eine maßgebende Stellung in diesen für die Entwicklung des deutschen Handels so wichtigen Meeren zu verbürgen. Auf diesem Wege war, wie die Dinge hier im Norden lagen, nur ein einziger Nebenbuhler zu fürchten, und das war Dänemark, seitdem das Schlachtenglück Waldemar den Großen, des ermordeten Knud Laward Sohn, an die Spitze des bisher von Parteien zerrissenen, jetzt endlich wieder geeinten Landes gestellt hatte. Waldemars Leben war ein rastloser, kaum je unterbrochener Kampf zur Rettung und Sicherung des Reiches, welches er mit dem Schwerte gewonnen hatte. Mehr als zwanzigmal ist er, zu jeder Jahreszeit und in jedem Wetter, gegen die heidnischen Slaven ausgesegelt, welche nicht abließen, die Küsten des dänischen Festlandes und der dänischen Inseln mit ihren verheerenden Piratenzügen heimzusuchen. So verschieden auch ihre Persönlichkeit und die Motive ihres politischen Handelns sein mochten, gleiches Interesse verband doch, so lange die Wenden nicht völlig niedergeworfen waren, den Dänenkönig und den Sachsenherzog zu einem langjährigen Bunde und zu gemeinsamem Vorgehen. In vier großen Heerfahrten haben sie zusammen, Seite an Seite, den hartnäckigen Widerstand des wendischen Volkes zu brechen gesucht, und als Waldemar im Jahre 1168 jene große Unternehmung gegen Rügen ins Werk setzte, welche neben der Zerstörung des Svatovittempels auf Arkona, „der Wurzel und Krone des wendischen Heidentums“, wohl auch die Eroberung der ganzen Insel bezweckte,

liefs ihm Heinrich, welcher damals persönlich vollauf durch den Kampf mit den sächsischen Fürsten beschäftigt war, doch mannigfache Unterstützung durch seine Unterthanen im Wendenlande zuteil werden. Dann freilich änderte sich das bisher so einträchtige Verhältnis der beiden Fürsten zu einander. Der Besitz von Pommern und Rügen schien beiden gleich begehrenswert, und hier trafen ihre Interessen, die bisher dasselbe Ziel verfolgten, feindlich aufeinander. Aber zu einem Kampfe um die Herrschaft über die Insel und die Mündung der Oder, wie er für die Folge unausbleiblich schien, ist es zwischen ihnen nicht mehr gekommen, da der bald eintretende Sturz Heinrichs des Löwen die bisherige Lage der Dinge in den Ostseeländern völlig umgestaltete.

Friedrich I. hatte inzwischen die Bekämpfung des Papstes Alexander und der zahlreichen ihm ergebenen Partei mit dem Aufgebot seiner ganzen Macht fortgesetzt. Im Herbst des Jahres 1166 ging er zum viertenmale über die Alpen, um seinen Schützling Paschalis nach Rom zu führen. Dieser Feldzug bezeichnet den Höhepunkt von Friedrichs Erfolgen in Italien, aber er führte auch in jähem Wechsel den Zusammenbruch von dessen bisherigem Kriegsglück herbei. Der glorreiche Sieg, den die Erzbischöfe Rainald von Köln und Christian von Mainz am 29. Mai 1167 über ein an Zahl weit überlegenes Heer der Römer bei Tusculum davontrugen, bahnte dem Kaiser den Weg zu einem Angriffe auf die ewige Stadt, die am 29. Juli nach verzweifeltem Kampfe in seine Gewalt fiel. Alexander, der in aller Stille Rom verlassen hatte, floh nach Benevent: Friedrich stand auf dem Gipfel seiner Macht. Aber wenige Tage später brach im deutschen Heere jene furchtbare Pest aus, welche binnen wenigen Tagen den größten Teil desselben hinwegraffte und den Kaiser mit einem Schlage um die Früchte seines siegreichen Feldzuges brachte. Groß war die Zahl der hervorragenden deutschen Fürsten, die der Krankheit erlagen. Unter ihnen befanden sich der Kölner Erzbischof Rainald von Dassel, der junge Herzog Friedrich von Rothenburg und Welfs VI. einziger Sohn, der, während sein Vater dem Kampfe gegen Alexander ausweichend eine zweite Pilgerfahrt nach Palästina angetreten hatte, dem Kaiser nach Italien gefolgt war. Der Tod des Jünglings, mit welchem dem Vater die Hoffnung auf die Fortdauer seines Stammes dahinschwand, brachte eine merkwürdige Veränderung in der Sinnesweise des alten Welf hervor. War er bis dahin rastlos bemüht gewesen, seinen Grundbesitz und sein beweg-

liches Vermögen zu mehren, so ward er jetzt ein wüster Verschwender, der die mühsam aufgehäuften Schätze in unsinniger Weise vergeudete. Der Ruf seiner Freigebigkeit und seiner Gastfreundschaft erscholl in allen Landen und lockte von nah und fern die fahrenden Leute herbei. Der vornehme Adel nicht minder wie lustige Gesellen und fröhliche Zechbrüder, Sänger und Spielleute, sie alle fanden in seinen Schlössern, vornehmlich auf dem Gunzenlee, stets willkommene Aufnahme. Den „milden Welf“ nennt ihn, seine unbegrenzte Freigebigkeit preisend, Walther von der Vogelweide. Auch die Klöster und Stiftungen der Kirche erfuhren seine stets offene Hand: der Abtei Kempten überwies er sein Eigengut im Ammergau, das Schottenkloster zu Memmingen verdankt ihm seine Gründung und reiche Ausstattung. Bei solchem Leben und solcher Gesinnung schwand das Vermögen des einst so begüterten Mannes rasch zusammen. Bald drohten die Mittel für diesen ungezügelten, von Tage zu Tage wachsenden Aufwand zu versiegen. Um sich die Möglichkeit zur Fortsetzung seines tollen Treibens zu verschaffen, wandte sich Welf an seinen Neffen Heinrich den Löwen, den er nach seines Sohnes Tode als seinen natürlichen Erben betrachtete. Gegen Zahlung einer bedeutenden Summe Geldes erbot er sich, ihm schon jetzt das welfische Erbgut vertragsmäßig zu überweisen. Heinrich ging mit Freuden auf diesen Vorschlag ein, aber der kurzsichtige und kleinliche Geiz, der nach dem Zeugnisse eines Zeitgenossen auch sonst seine großen Eigenschaften und den Ruhm seines Namens verdunkelte, ließ ihn erwägen, daß er nach Welfs Tode auch ohne jenes Geldopfer in den Besitz der welfischen Allode gelangen werde. Er zögerte daher mit der Auszahlung der Summe. Welf aber machte jetzt dieselben Anträge seinem andern Neffen, dem Kaiser Friedrich I. Dieser griff mit beiden Händen zu und erhielt von Welf sogleich die italienischen Lehen desselben, das Herzogtum Spoleto, die Mark Tusciens, die Insel Sardinien und das estensische Erbe. Über das reiche welfische Allod in Oberschwaben und Tirol, welches noch kürzlich durch das Heiratsgut von Welfs Gemahlin Uta von Kalw beträchtlich vermehrt worden war, schloß man einen Vertrag, demzufolge dasselbe nach Welfs Ableben an den Kaiser fallen und jenem während seines Lebens nur die Nutznießung verbleiben sollte.

Man kann sich denken, wie peinlich dieser Vorgang den Sachsenherzog berührte. Je sicherer er bereits auf den Anfall dieser uralten Stammlande seines Geschlechtes gerechnet

haben mochte, um so größer war seine Verstimmlung, daß sie ihn jetzt entzogen wurden und zwar zugunsten eines Mannes, dessen gewaltige Stellung von vornherein jeden Gedanken an einen bewaffneten Widerstand ausschloß. Man hat von jeher in diesem Abkommen, welches Friedrich zum Nachteil seines herzoglichen Veters mit Welf traf, den ersten Grund der um jene Zeit eintretenden Entfremdung beider bislang so eng verbundenen Männer und somit auch die Veranlassung zu dem Bruche gesucht, der wenige Jahre später zwischen ihnen erfolgte und im Grunde für beide gleich verhängnisvoll werden sollte. Und gewiß wird man schwerlich einen andern äußerlichen Anlaß dazu aufzufinden vermögen. Allein es darf doch nicht außeracht gelassen werden, daß die eigentlichen Motive zu diesem Zerwürfnis tiefer lagen, daß unter der äußerlichen Decke ihres langjährigen einträchtigen Zusammengehens Gegensätze sich bargen, welche über kurz oder lang feindlich auf einander stoßen mußten. Wohl mochte die Kluft zeitweilig überbrückt werden, welche die idealistischen Bestrebungen des Kaisertums von dem praktischen, nur das Nächstliegende ins Auge fassenden Sinne des sächsischen Volkes trennte: sie auf die Länge oder gar für immer auszufüllen war unmöglich. Es verschlägt dabei wenig, ob diese politischen Gegensätze zu jener Zeit den Beteiligten zu vollem Bewußtsein gekommen sind. Daß sie wirklich bestanden, erhellt beispielsweise aus der entschiedenen Abneigung Heinrichs und fast sämtlicher sächsischer Fürsten, sich dem Kreuzzuge Konrads III. anzuschließen, und aus ihrer gleichzeitigen, mit absichtlicher Bereitwilligkeit ins Werk gesetzten Heerfahrt in das Wendenland. Seitdem hatte sich in Sachsen vieles geändert, aber diese Abneigung des Stammes gegen ähnliche weit ausschauende Unternehmungen in die Ferne bestand fort, ja hatte durch die endlosen Kämpfe Friedrichs in Italien, die so viele Opfer forderten und stets neue Reichshilfe nötig machten, frische Nahrung erhalten. Heinrich der Löwe aber vertrat jetzt, auf der Höhe seiner Macht, in ganz anderer Weise den sächsischen Stamm wie damals, als er, fast noch ein Knabe, eben erst zu dem Herzogtume gelangt war. In den slavischen Ländern hatte er sich eine fast unabhängige Herrschaft gegründet, dem Dänenkönige gegenüber stand er an den Nordmarken des Reiches, das Schwert in der Hand, auf der Wacht, den deutschen Handel auf der Ostsee, der damals fröhlich aufzublühen begann, hatte er unter seinen mächtigen Schutz gestellt. Einer Aufgabe hatte er sich damit bemächtigt, welche streng genommen

das nationale Königtum hätte erfüllen müssen. Aber dieses hatte sich in einen aussichtslosen Kampf mit der Kirche und den italienischen Städterepubliken verbissen und Friedrich, ganz mit den transalpinischen Angelegenheiten beschäftigt, liefs den Sachsenherzog gewähren und hier im Norden zu einer Machtstellung gelangen, mit welcher ihm schliesslich das Bewusstsein der Abhängigkeit vom Reiche verloren ging. Er konnte sich nicht wundern, dafs, als er später nach dem unheilvollen Feldzuge von 1166, bei welchem er auf die Teilnahme Heinrichs verzichtet hatte, von neuem die Reichshilfe desselben in Anspruch nahm, der Welfe sich wenig geneigt zeigte, diesem Aufrufe zu folgen, und ihn endlich in hochmütiger Selbstüberschätzung entschieden zurückwies. Es war das unzweifelhaft ein Akt nicht nur des Ungehorsams sondern auch des Undankes gegen den Mann, dem Heinrich so viel schuldete und der ihm noch eben bei Gelegenheit des grossen Kampfes mit den sächsischen Fürsten erneute Beweise seiner Huld und seines kaiserlichen Vertrauens gegeben hatte. Aber es ist nur allzu wahr, dafs in den Verwickelungen des geschichtlichen Lebens der Gang der Ereignisse weit weniger durch die Gesinnungen und Gefühle der Menschen als durch die treibende Macht der Verhältnisse bestimmt wird.

Heinrich der Löwe unternahm im Jahre 1172, während Friedrich hauptsächlich mit sächsischer Hilfe gegen die Polen zu Felde zog, eine Pilgerfahrt nach Palästina. War es der Unmut über den Verlust der welfischen Stammländer und die beginnende Trübung seines Verhältnisses zum Kaiser, die ihm den Aufenthalt in Deutschland verleiteten, oder trieb ihn wirklich ein religiöses Verlangen, die heiligen Stätten aufzusuchen, die damals der Zielpunkt so vieler frommer Seelen waren, er legte die Verwaltung Sachsens in die bewährten Hände seiner Gemahlin Mathilde, der er von seinen Ministerialen Ekbert von Wolfenbüttel und Heinrich von Lüneburg zur Seite stellte, empfahl den Schutz des Landes dem inzwischen mit ihm ausgesöhnten Erzbischofe Wichmann von Magdeburg und machte sich zu Ende Januar 1172 zunächst nach Bayern auf den Weg. In seiner Begleitung befanden sich der Wendenfürst Pribizlaw, der Bischof Konrad von Lübeck, die Äbte Berthold von Lüneburg und Heinrich von St. Egidien in Braunschweig, sowie eine grosse Zahl seiner Vasallen, darunter die Grafen Siegfried von Blankenburg und Gunzelin von Schwerin. In Regensburg, wo sich ihm die Wittelsbacher Brüder Friedrich und Otto der Jüngere anschlossen, versammelte er noch

einmal die Großen Bayerns zu einem allgemeinen Landtage. Dann ging es die Donau abwärts nach Klosterneuburg, wo Heinrich von Österreich den früheren Gegner und sein Gefolge mit den größten Ehren empfing, um sie nach seiner Hauptstadt Wien zu geleiten. Hier bestieg man die bereitliegenden und mit Mundvorrat reichlich versehenen Schiffe und fuhr die Donau hinab bis Gran, wo die Pilger die Nachricht von dem plötzlichen Tode des Königs Stephan III. von Ungarn erreichte. Obschon nun dadurch die Gefahr der Weiterreise wuchs, setzten sie doch ihren Weg auf dieselbe Art fort bis zu den Stromschnellen von Porecz. Hier aber ward das Schiff, welches den Herzog trug, gegen die Felsen getrieben, und Heinrich geriet mit seinen Begleitern in die größte Lebensgefahr, aus welcher sich Graf Gunzelin und der Truchseß Jordan nur durch ihre Geschicklichkeit im Schwimmen retteten. Aber glücklich überwand man die gefährliche Stelle und erreichte ohne weiteren Unfall Branitschewo (Brandiz). Da der niedrige Wasserstand der Donau jetzt die Weiterfahrt unthunlich erscheinen liefs, so ward die Reise zu Pferde fortgesetzt. Bei Kuprija (Ravenell), wo die Ravaniza in die Morava fällt, hatten die Wallfahrer ein Gefecht mit den räuberischen Serben zu bestehen, in welchem sie einige Leute einbüßten, doch gelangten sie ohne weiteren Verlust durch den großen Bulgarenwald und erreichten glücklich Nisch (Nicea). Hier wurden sie im Namen des Kaisers Emmanuel mit großen Ehrenbezeugungen empfangen. Unter griechischem Schutze und Geleite ging dann die Reise über Philippopol und Adrianopol weiter nach Konstantinopel, wo sie am Karfreitage, 4. April, eintrafen. Das Osterfest und darüber hinaus verweilte der Herzog mit seinem Gefolge in der glänzenden Kaiserstadt, von Emmanuel, der bei dieser Gelegenheit die ganze Pracht byzantinischer Hofhaltung entfaltetete, hochgehrt und bei seinem Scheiden reich beschenkt. Ein mit allen Bequemlichkeiten ausgestattetes Schiff, welches der Kaiser dem Herzoge zur Verfügung stellte, führte diesen nach stürmischer Fahrt an die syrische Küste, wo er bei Akkon landete. In Jerusalem selbst fand Heinrich einen nicht minder ehrenvollen Empfang als in Byzanz. Drei Tage verweilte er in der heiligen Stadt, beschenkte die Tempelherren und Hospitaliter auf das reichste, liefs die Basilika des heiligen Grabes mit kostbarer Mosaikarbeit schmücken, ihre Thür mit Silber beschlagen und stiftete am Grabe des Erlösers eine ewige Lampe. Nachdem er dann die heiligen Orte in der Nähe, das Thal Josaphat,

den Ölberg, Bethlehem und Nazaret, besucht, auch das Gebirge Ephraim bestiegen hatte, wo der Herr einst vierzig Tage in Fasten und Gebet verbracht und vom Satan versucht worden war, ging er über Akkon nach Antiochien zum Fürsten Boemund III. Seine ursprüngliche Absicht, die Rückreise ganz durch Kleinasien zu Lande zu machen, gab er auf, als er sich von der Unzuverlässigkeit des Sazzenenfürsten Milo, dessen Gebiet er dann hätte durchziehen müssen, überzeugte. Auf einem Schiffe Boemunds verließ er den Simeonshafen, d. i. den Hafen von Antiochien, und landete in Tarsus, wo ihn 500 von dem Sultan Kilidsch Arslan II. von Ikonium gesandte Reiter erwarteten. Von ihnen geleitet, durchzog er nicht ohne Gefahr und Mühsal die rumenische Wüste und erreichte nach anstrengendem Ritt über Erakli (Eraclia) Axarat, das heutige Aktscha Schehr, bis wohin ihm der Sultan von Ikonium entgegengeeilte war. Mit orientalischer Gastfreundschaft ward er von diesem bewirtet und durch kostbare Geschenke geehrt, unter denen sich neben edlen, reichgezümmten und -gesattelten Pferden und prachtvollen Zelten auch eine Anzahl Kamele und zwei Leoparden befanden. Nach kurzer Rast brach der Herzog wieder auf, nicht ohne vorher seinen Gastfreund eindringlich aber vergebens ermahnt zu haben, sich von dem Islam der Lehre Christi zuzuwenden. Ein dreitägiger Marsch brachte ihn durch das öde Land, wo einst das Kreuzheer Konrads III. zugrunde gegangen war, nach der „Burg der Alemannen“, der ersten Feste auf griechischem Gebiete. Von da erreichte er über Aniko den Hellespont, setzte nach Gallipoli über und ward in Konstantinopel wiederum hoch gefeiert. Reiche Gastgeschenke, darunter eine Zahl eifrig erstrebter Reliquien, führte er mit sich, als er jetzt sich auf die Heimfahrt machte. Sie erfolgte auf demselben Wege, den er gekommen, über Nisch und durch den bulgarischen Wald nach Ungarn und von da nach Bayern, wo er alsbald nach seiner Ankunft seine Begleiter entließ und die mitgebrachten Schätze aller Art nach Braunschweig sandte. Er selbst ging nach Augsburg zur Begrüßung des Kaisers, der damals gerade hier Hof hielt.

Genau ein Jahr hatte diese Pilgerfahrt Heinrichs gedauert. Ihren historischen Verlauf kennen wir aus dem eingehenden und zuverlässigen Berichte Arnolds von Lübeck, aber im Munde des Volkes gestaltete sie sich bald zu einem Lieblingsgegenstande der Sage und weiterhin der phantastisch ausschmückenden Dichtung. Mehr als seine wirklichen Thaten und Schicksale haftete die sagenhafte Kunde von Heinrichs

des Löwen Fahrt nach den Wunderländern des Ostens in der Erinnerung der Menschen. Von den Abenteuern, die er auf ihr bestanden, seinem Schiffbruch und seiner wunderbaren Rettung, seinem treuen Löwen und seiner unerwarteten Rückkehr nach Braunschweig, wufste man noch lange zu singen und zu sagen. Die Dichtung bemächtigte sich dieses Stoffes und feierte den Herzog in dem Momente, da er im hellen Glanze des Ruhmes stand. In der Vollkraft seines Lebens, ehe er von der Höhe seiner Macht herabsank, hat sie sein Bild festzuhalten und der Nachwelt zu überliefern gesucht, unbekümmert um die verhängnisvolle Wendung, welche alsbald in diesem Leben eintrat. Denn nach Heinrichs Rückkehr reiften die Dinge in Deutschland und Italien schnell einer gewaltsamen Katastrophe entgegen. Die kirchliche Frage hatte nach dem Tode des Gegenpapstes Paschalis III. durch die Aufstellung Kalixts III. seitens der kaiserlichen Partei den Anlaß zu neuen erbitterten Kämpfen gegeben. In Oberitalien, wo das zerstörte Mailand längst aus Schutt und Trümmern wiedererstanden war, hatten sich die meisten Städte zu Schutz und Trutz verbündet, eine Einigung, aus welcher dann der gewaltige lombardische Bund erwuchs. Am Tanaro hatten sie eine starke Festung erbaut, die sie dem Kaiser zum Hohn nach dessen großem Gegner Alessandria benannten. Friedrichs frühere Siege und der Erfolg seiner langjährigen Bestrebungen in Italien schienen mehr als je in Frage gestellt. Er rüstete sich jetzt zu dem Entscheidungskampfe mit seinen Feinden. Seit zwei Jahren war ein abermaliger Kriegszug nach Italien eine beschlossene Sache, aber bis zum Herbste des Jahres 1174 hatte ihn der Kaiser verschoben. Zu Ende Mai hielt er im bayerischen Lande, zu Regensburg, einen glänzenden Reichstag, um die letzten Vorbereitungen zu demselben zu treffen. Auch Heinrich der Löwe war hier anwesend, aber er sollte an dem Zuge, wenigstens vorläufig, nicht teilnehmen. Der Kaiser liefs ihn, man weifs nicht aus welchem Grunde, in Deutschland zurück.

Im Herbst brachen die deutschen Scharen, wie es bestimmt worden war, nach dem Süden auf. Der Kaiser selbst ging zu Anfang September von Basel aus über den Mont Cenis. Kaum in der lombardischen Ebene angelangt, unternahm er die Belagerung Alessandrias, in welcher Stadt die Lombarden gleichsam den von ihnen als rechtmäßig anerkannten Papst verteidigten. Und in der That zeigte sich die Ausdauer der Belagerten dem Ungestüm des Angriffs gewachsen. Sechs Monate ward die Festung mit allem

Aufwände der damaligen Belagerungskunst bestürmt, aber sie widerstand in heroischem Kampfe, bis ein zum Entsatz heranziehendes Heer der Lombarden den Kaiser nötigte, die Belagerung aufzuheben. Die Entscheidung wäre vielleicht schon damals gefallen, wenn nicht den Italienern vor ihrem Ausgange gebangt hätte. Sie suchten Zeit zu gewinnen und es kam ein vorläufiger Friedensschluß zustande, welcher die Schlichtung der einzelnen streitigen Punkte Schiedsrichtern überwies. Aber kaum hatte Friedrich infolge des Waffenstillstandes den größten Teil seines Heeres in die Heimat entlassen, als der Hader von neuem emporflammte. Die Lombarden brachen den Vertrag, und dem Kaiser blieb nichts übrig, als den Krieg wieder aufzunehmen. Eilig gingen seine Boten nach Deutschland, um die Reichsfürsten zu schleuniger Hilfe aufzubieten. Bereitwillig folgten sie seiner Mahnung und beschworen die Heerfahrt über die Alpen. Nur der mächtigste von ihnen, der Freund und Vetter, den er so hoch erhoben und der nun schon seit fünfzehn Jahren sich von den italienischen Feldzügen fern gehalten hatte, Heinrich der Löwe, versagte seine Hilfe. Aber an ihr war dem Kaiser am meisten gelegen. Ohne des Herzogs Teilnahme schien ihm der glückliche Ausgang der Entscheidung, die jetzt bevorstand, mehr als zweifelhaft. Friedrich entschloß sich, so schwer ihm dies werden mochte, durch persönliche Einwirkung eine Umstimmung des widerstrebenden Welfen zu versuchen: er hoffte durch Bitten zu erreichen, wozu jener nach Reichsrecht und durch Fürstenbeschluß verpflichtet war. In den ersten Monaten 1176 verließ er das Heer und hatte mit Heinrich eine Besprechung, wahrscheinlich zu Chiavenna an der schwäbisch-italienischen Grenze. Die Berichte darüber lauten verschieden und stehen teilweise im Widerspruch mit einander, aber so viel geht aus ihnen hervor, daß Friedrich selbst eine persönliche Demütigung nicht scheute, um seinen Zweck zu erreichen. Er soll sich dem Herzoge zu Füßen geworfen und ihn bei seiner Lehenspflicht und ihrer alten Freundschaft beschworen haben, ihn nicht dem sicheren Verderben und der Rache seiner Feinde preiszugeben. Heinrich — so heißt es weiter — war darüber tief erschrocken, aber er blieb unbewegt, und während die Kaiserin Beatrix ihren Gemahl gemahnte, daß er einst dieses Tages und dieses Hochmutes gedenken möge, soll des Herzogs Truchsefs Jordan von Blankenburg zu diesem die übermütigen Worte gesprochen haben: „Laß immerhin die Kaiserkrone da zu deinen Füßen liegen, Herr, denn sie wird noch dereinst dein Haupt

schmücken.“ Was von diesen Einzelheiten auf Wahrheit beruht und was die geschäftige Sage hinzugedichtet haben mag, das entzieht sich jetzt unserer Beurteilung. Eine andere, nicht ganz unglauwürdige Nachricht besagt, daß der Herzog als Entgelt seiner Hilfe die Abtretung des reichen, wegen seiner Bergwerke wichtigen Goslar gefordert habe, dieses Begehren aber von Friedrich mit Entrüstung zurückgewiesen sei. So schieden sie von einander, ohne sich verständigt zu haben. Heinrich ging nach Bayern zurück, Friedrich aber eilte zu seinem Heere in der Lombardei, wo er am 29. Mai 1176 die vernichtende Niederlage von Legnano erlitt. Zwei Tage lang glaubte man, er sei in der mörderischen Schlacht, die ihm die Früchte jahrelanger Anstrengungen und Kämpfe raubte, ums Leben gekommen; aber am dritten Tage erschien er unversehrt zur Freude seiner arg gelichteten Getreuen in Pavia. Er erkannte jetzt die Notwendigkeit, eine Ausgleichung mit Alexander und dessen Bundesgenossen zu suchen. Am 1. August 1177 kam der Friede von Venedig zustande, der der Kirchenspaltung ein Ende machte, die Ruhe in Italien herstellte, aber das Kaisertum tief herabwürdigte. Fußfällig flehte Friedrich um die Lösung vom Banne, demütig küßte er seinem großen Gegner die Füße, der ihn nach einigen Zögern aufhob und ihm den Friedenskuß gab. Es war eine Scene, die in mancher Hinsicht an den Auftritt in Canossa erinnern konnte. Auch der historische Hintergrund war hier wie dort fast der nämliche. Hatte damals die Rebellion der deutschen, zumal der sächsischen Großen das kaiserliche Diadem in den Staub gezerzt, so führte jetzt die Unbotmäßigkeit des Mannes, in welchem wie in keinem andern seiner Zeitgenossen das deutsche Fürstentum gleichsam verkörpert erscheint, die Niederlage der kaiserlichen Politik herbei. Aber wie Heinrich IV. einst in Canossa Entschluß und Thatkraft zu einem ausdauernden, heldenhaften Ringen um sein Recht und seine Krone gefunden, so darf man annehmen, daß den stolzen Staufer, als er in Venedig dem Papste zu Füßen lag, vor allen anderen ein Gedanke erfüllt haben wird, der Gedanke an die einstige Abrechnung mit Heinrich dem Löwen.

Sechster Abschnitt.

Heinrichs Katastrophe.

„We dem rosse, daz dannen trüch
Dhen vursten, daz iz der nicht ne slüch.“

So klagt etwa ein Jahrhundert nach den eben geschilderten Ereignissen ein eifriger Anhänger des welfischen Hauses über den Starrsinn und die Verblendung des Sachsenherzogs, der bei jener denkwürdigen Zusammenkunft gegen alle Vorstellungen und Bitten seines kaiserlichen Vetters taub blieb. Und in der That waren die Folgen, welche Heinrichs damalige Weigerung, seiner Heerespflicht gegen Kaiser und Reich zu genügen, nach sich zog, verderblich für ganz Norddeutschland, verderblicher noch für ihn und sein Geschlecht. Indem Friedrich den universellen Bestrebungen, denen seine Politik bisher gehuldigt hatte, entsagte, indem er den Kampf mit dem Papste und den lombardischen Städten aufgab und nun seine Thätigkeit wieder den lange vernachlässigten Angelegenheiten Deutschlands zuwandte, mußte sich, auch abgesehen von seiner persönlichen Gesinnung gegen Heinrich den Löwen, eine für diesen und die von ihm verfolgten Ziele verderbliche Wendung vollziehen. Die Stellung, welche Heinrich durch eigene Thatkraft wie durch die Gunst des Kaisers mit der Zeit in Nord- und Süddeutschland erlangt hatte, ward in dem Augenblicke unhaltbar, da das Kaisertum auf seine die Welt umspannenden Herrscherpläne verzichtete. In Deutschland selbst war das friedliche Nebeneinanderbestehen einer kräftigen Reichsgewalt und einer Macht, wie sie Heinrich der Löwe besaß und mehr noch erstrebte, unmöglich. Jene Worte, welche die Tradition bei der letzten entscheidungsvollen Begegnung beider Männer dem Truchsefs Jödan in den Mund legt, mögen sie nun wirklich gesprochen sein oder nicht, sind, indem sie die Lage der Dinge diesseits der Alpen kennzeichnen, eine schlagende Illustration für diese Behauptung. Der Bruch zwischen dem Kaiser und dem übermächtigen Herzog war seit jener Zusammenkunft und seit der Niederlage der kaiserlichen Politik in Italien zu einer historischen Notwendigkeit geworden.

Schon in Italien, wo er zunächst noch durch fortgesetzte

Unterhandlungen mit den Lombarden zurückgehalten wurde, soll sich Friedrich heftig über den Hochmut und die Unbotmäßigkeit des Herzogs beklagt und in dieser Stimmung durch seine Umgebung bestärkt worden sein. Sicher ist, daß in gewissen Artikeln des Friedens von Venedig unzweideutige Anzeichen von der veränderten Gesinnung des Kaisers gegen den Welfen hervortraten. Während in diesen Abmachungen im allgemeinen der Grundsatz festgehalten wurde, daß die bisherigen Gegner Alexanders nach Abschwörung des Schisma auf ihren Bischofssitzen belassen werden sollten, machte man in bezug auf den Halberstädter Bischof eine Ausnahme. In Halberstadt war der eifrige Alexandriner Ulrich im Jahre 1160, wohl auf Befehl des Kaisers, durch Heinrich den Löwen abgesetzt und aus seinem Bistume vertrieben worden: an seine Stelle war Gero aus dem Geschlechte der Edelherren von Schermbke, ein ergebenen Anhänger des Sachsenherzogs, getreten. Jetzt wurden die Rollen wiederum getauscht. Gero mußte dem aus der Verbannung zurückkehrenden Ulrich weichen. Das erste, was dieser that, war, daß er alle von seinem Gegner ordinierten Geistlichen ihres Amtes entsetzte, die von jenem erlassenen Verordnungen aufhob und die Güter, die er zu Lehen ausgethan hatte, von den Empfängern zurückforderte. Unter diesen war auch Heinrich der Löwe, der, wie voraussehen, das Verlangen des Bischofs zurückwies. Da schleuderte Ulrich gegen ihn den Bannstrahl, mit welchem das kanonische Recht die gewaltsame Occupation von Kirchengut bedrohte: ja, um dieser Maßregel größere Wirkung zu geben, verordnete er, daß mit Ausnahme der Klöster in den unter Heinrichs Herrschaft stehenden Teilen der Halberstädter Diocese der Gottesdienst aufhören und die kirchlichen Gnadenmittel dem Volke versagt bleiben sollten. Zugleich begann er im Vertrauen auf den Beistand der ostsächsischen Fürsten, der alten Feinde des Herzogs, welche sich jetzt von neuem Mute und neuer Zuversicht besetzt fühlten, auf dem südwestlich von Halberstadt gelegenen Hoppelberge, den herzoglichen Burgen Regenstein und Blankenburg gegenüber, den Bau einer Feste, die er „Bischofsheim“ — später hieß sie Langenstein — benannte.

Noch mehr aber als durch diese Vorgänge mußte sich Heinrich durch das, was in dem Friedensvertrage von Venedig in bezug auf das Erzbistum Bremen bestimmt worden war, befremdet und bedroht fühlen. Nach dem 15. Artikel dieses Vertrages sollte die Rechtmäßigkeit des Askaniers Siegfried, welcher bei der Wahl nach Hartwigs

Tode dem welfisch gesinnten Balduin hatte weichen müssen und jetzt das Bistum Brandenburg verwaltete, nochmals untersucht, was aber von Balduin der Bremer Kirche entfremdet worden sei, derselben zurückgestellt werden. Es ist einleuchtend, daß sich die Spitze dieser Bestimmung gegen den Sachsenherzog richtete, der denn auch, als bald darauf (18. Juni 1178) Balduins Tod erfolgte, all seinen Einfluß in Bremen selbst und auch bei Alexander III. aufgeboten hat, um zu verhindern, daß der Sohn seines alten Widersachers den erzbischöflichen Stuhl von Bremen besteige. Für die Einbuße, die damals schon sein Ansehen erlitten hatte, ist es bezeichnend, daß diese Bemühungen vergeblich waren und daß er schließlicly doch an der Spitze des Bremer Sprengels den Mann sehen mußte, der dann thätiger und unermüdlicher als jeder andere an seinem Sturze mitgearbeitet hat.

So drohend und unheilverkündend diese Vorzeichen waren, den Herzog vermochten sie nicht zu schrecken. Vielleicht hätte er mit kluger Nachgiebigkeit das Unwetter, welches sich langsam gegen ihn zusammenzog, wenn nicht zerstreuen, so doch abschwächen können. Aber er dachte nicht daran. Mit dem alten herausfordernden Übermuth trat er auch jetzt seinen zahlreichen Feinden entgegen, unbekümmert darum, daß er schwerlich wie einst in dem bevorstehenden Kampfe mit ihnen bei dem Kaiser Schutz und Förderung finden werde. Nach der Zusammenkunft mit Friedrich war er über Bayern, wo er in Enns mit dem Herzoge Heinrich von Österreich eine Besprechung hatte, in seine norddeutschen Besitzungen zurückgekehrt. Von hier unternahm er im Sommer 1177 in Verbindung mit dem Dänenkönige Waldemar einen Feldzug nach Pommern. Denn die Slaven hatten einmal wieder den Frieden gebrochen, ein mit Kostbarkeiten aller Art beladenes dänisches Schiff gekapert und jede Genugthuung für diesen Seeraub verweigert. Während Waldemar die Landschaft an der Swine und Peene verwüstete, Wollin und Gützkow verbrannte, legte sich Heinrich der Löwe, mit welchem sich auch der Markgraf Otto von Brandenburg vereinigte, vor das feste Demmin, das er mit seinen Kriegsmaschinen hart bedrängte. Aber die Stadt widerstand tapfer, und noch ehe sie zu Fall gebracht wurde, erhielt der Herzog die Nachricht von der inzwischen erfolgten Rückkehr des Halberstädter Bischofs Ulrich. Nicht einen Augenblick täuschte er sich über die Bedeutung dieses Ereignisses. Ohne Aufschub beschloß er nach Sachsen zurückzugehen, wo, wie er wohl wußte, ihm

jetzt schwere Kämpfe erwarteten. Eilig hob er die Belagerung Demmins auf, begnügte sich mit der Stellung von Geiseln seitens der Pommern und war nach kurzer Zeit wieder in Braunschweig, dem Mittelpunkte seiner sächsischen Besitzungen.

Und alsbald entbrannte der Kampf mit dem Bischofe Ulrich und dessen ostsächsischen Bundesgenossen. Noch im Laufe des Jahres 1177 fielen die Herzoglichen in das Halberstädter Gebiet, eroberten das sehr starke Hornburg an der Ilse und zerstörten es von Grund aus. Dann wandte sich Heinrich gegen die im Bau begriffene Burg auf dem Hoppelberge, denn ihm war alles daran gelegen, die Vollendung derselben zu verhindern. Durch die Vermittelung des Erzbischofs Wichmann von Magdeburg ward ein kurzer Waffenstillstand geschlossen, den die Freunde des Herzogs, wohl nicht ohne sein Mitwissen, benutzten, um die angefangene Burg durch Feuer zu verwüsten. Aber schon nach zwei Monaten begann der Bischof den Bau von neuem, wobei er nicht nur durch den Markgrafen Otto von Meißen und den Grafen Bernhard von Anhalt, Albrechts des Bären jüngsten Sohn, sondern auch durch den Magdeburger Erzbischof, der die Bürgerschaft für die Ausführung des Waffenstillstandes übernommen hatte, unterstützt ward. Um die rasch aus ihren Trümmern wiedererstehende Burg vor ähnlichen Angriffen der Herzoglichen zu schützen, sammelten diese Fürsten, zu denen sich auch Markgraf Dietrich von Landsberg gesellte, aus ihren Gebieten ein stattliches Heer, welches die Bewachung der Bugarbeit übernahm. Heinrich verhielt sich diesen Anstalten gegenüber scheinbar teilnahmslos, aber er reizte die Pommern und liutizischen Wenden zu verwüstenden Einfällen in die Länder seiner Gegner auf. Bis gegen Lübben hin ward damals die Lausitz von den Pommern zur Einöde gemacht. Zugleich lagerte sich auf des Herzogs Veranlassung der Pfalzgraf Adalbert von Sommerburg mit starker Heeresmacht unweit der im Bau befindlichen Feste im Bruche, wo er vor jedem Angriffe durch die Natur des Bodens sicher zu sein glaubte. Allein an einem nebligen Morgen warfen sich die Gegner unter Führung des Grafen Bernhard in plötzlichem Ansturm auf die Herzoglichen, jagten den Pfalzgrafen in die Flucht, erbeuteten Pferde und Waffen und kehrten mit 400 gefangenen Rittern in ihre befestigte Stellung zurück. Und während die Anhänger Heinrichs diese empfindliche Niederlage erlitten, regten sich bereits auch in anderen Teilen Sachsens seine zahlreichen Feinde. Erzbischof Philipp von

Köln, der soeben aus Italien heimgekehrt war, schloß 1178 mit Ulrich von Halberstadt gegen den Herzog zu Kassel ein Schutz- und Trutzbündnis. Dann brach er, alles mit Feuer und Schwert verwüstend, in Westfalen ein und gelangte mit seinem Heere bis Hameln an der Weser. Als Kriegsvorwand diente ihm, daß Heinrich die Besitzungen seines verstorbenen Schwagers Otto von Assel und des Grafen Christian von Oldenburg den berechtigten Erben vorenthalte. Noch einmal trat Wichmann von Magdeburg vermittelnd dazwischen. Seinen und des Bischofs Eberhard von Merseburg Vorstellungen gelang es, den Kölner Erzbischof von weiteren feindlichen Schritten gegen den Herzog abzuhalten. Doch mußte dieser in die Wiederherstellung der von seinen Mannen zerstörten Hornburg willigen.

Dies war die Lage der Dinge in Sachsen, als der Kaiser im Herbst 1178 über Burgund nach Deutschland zurückkehrte. Zu Ende Oktober war er zu Speier, wohin ihm mehrere deutsche Fürsten zur Begrüßung entgegeneilten. Auch Heinrich der Löwe soll sich nach Arnolds von Lübeck Berichte unter diesen befunden und wegen der Gewaltthätigkeiten des Kölner Erzbischofs heftig Beschwerde erhoben haben. Vielleicht daß ihn der schon vorher von Friedrich an die sächsischen Fürsten erlassene Befehl, mit dem Burgbaue auf dem Hoppelberge innezuhalten, zu einem so sicheren Auftreten ermutigt hat. In diesem Falle sollte er über die Gesinnung des Kaisers nicht lange im Zweifel bleiben. Aus der Rolle des Anklägers sah er sich alsbald in diejenige des Angeklagten versetzt. Friedrich berief auf den 13. Januar 1179 einen Reichstag nach Worms, wo sich der Welfe gegen die Anklagen seiner Widersacher verantworten und dem Kaiser zu Recht stellen sollte. Indem der letztere dieses Verfahren gegen den Herzog einschlug, verzichtete er darauf, ihn wegen der Verweigerung der Reichsheeresfolge zur Rechenschaft zu ziehen, aber er ließ dem landrechtlichen Prozesse freien Lauf, der infolge der Beschwerden der sächsischen Fürsten über Bedrückung, Gewaltthätigkeit und Beeinträchtigung ihrer Rechte durch den Herzog gegen diesen eingeleitet ward. Demgemäß haben sich die einzelnen Phasen dieses merkwürdigen und in seinen Folgen so wichtigen Prozesses abgespielt. Heinrich der Löwe, der sich jetzt wohl schwerlich noch über des Kaisers wahre Gesinnung täuschte und von vornherein an eine Entscheidung durch das Schwert gedacht haben mag, hat durch das hartnäckige Fortbleiben von den ihm in gewissen Fristen gestellten Tagen selbst seine Ver-

urteilung herbeigeführt. Als er in Worms sich nicht einfand, setzte ihm Friedrich einen zweiten Tag zu Magdeburg. Hier, wo fast seine sämtlichen Gegner aus Sachsen versammelt waren, wurde eine neue Anklage gegen ihn laut. Markgraf Dietrich von Landsberg beschuldigte ihn, weil er die Wenden ihm auf den Hals gehetzt und so die Verwüstung seiner Mark herbeigeführt habe, des Landesverrates und erbot sich, die Wahrheit der Anklage durch das Gottesgericht des Zweikampfes zu erhärten. Heinrich weilte zur Zeit dieser Magdeburger Versammlung in dem benachbarten Haldensleben, und Arnold von Lübeck will wissen, daß er von hier aus eine Verständigung mit dem Kaiser gesucht und dieser gegen Zahlung von 5000 Mark vergeblich dem Herzoge seine Vermittelung in dessen Streitigkeiten mit den Fürsten angeboten habe. Allein dies ist wenig wahrscheinlich und verdient keinen Glauben. Abgesehen von anderen Gründen, die dagegen sprechen, wäre es ein unerhörter Vorgang gewesen, ein eingeleitetes und im Gange befindliches Rechtsverfahren durch solche Abmachungen zu unterbrechen. So ward denn gemäß dem nach Land- wie nach Lehnrecht gültigem Gebrauche dem Sachsenherzoge ein dritter und letzter Termin nach Kaina westlich von Altenburg — Arnold von Lübeck nennt irrtümlich Goslar — anberaumt. Als er sich auch hier nicht einstellte, fand nach dreimaliger vergeblicher Vorladung das infolge der Klagen der sächsischen Fürsten gegen ihn eingeleitete Verfahren durch Verkündigung der Acht des Reichs seinen Abschluß. Vergebens hatte er den rechtlich mindestens fraglichen Einwand geltend gemacht, daß, da sein Handgemal in Schwaben liege, er nur auf schwäbischer Erde und von einem schwäbischen Gerichte verurteilt werden könne.

Mittlerweile waren die Feinde des Herzogs nicht unthätig gewesen. Schon hatte, allen übrigen voran, Bischof Ulrich von Halberstadt wieder zu den Waffen gegriffen. Von seinem Bischofssitze und von dem in der Eile wiederhergestellten Hornburg aus schädigte er unablässig durch verheerende Streifzüge das benachbarte Gebiet des Herzogs. Wiedervergeltung zu üben, sandte Heinrich ein zahlreiches Heer in das Halberstädtische, welches das Land weithin mit Feuer und Schwert verwüstete. Dann rückte es vor die Hauptstadt und eroberte dieselbe am 23. September 1179. Der Bischof mit vielen Bürgern und Geistlichen floh in die Burg, den von allen Seiten ummauerten und befestigten Petershof. Bei der Plünderung geschah es, daß einer der herzoglichen Krieger, welche raub- und heutelustig

die Stadt durchzogen, ein Haus in Brand steckte, und mit rasender Schnelligkeit verbreitete sich das Feuer durch die Strafen. Bald war die ganze Stadt ein einziges Flammenmeer. Die Kathedrale des heiligen Stephanus, die Liebfrauenkirche, das Kloster des heiligen Johannes und das Paulsstift mit ihrem reichen Kirchenschmuck sanken in Asche und begruben unter ihren Trümmern eine Menge Menschen jeden Alters und jeden Geschlechts, die hier eine Zuflucht gesucht hatten. Den greisen Bischof Ulrich selbst, der in seiner Burg von den Flammen umloht war und mit Mühe die halb verbrannten Gebeine des heiligen Stephan der Glut entrissen hatte, führte man mit vielen anderen Gefangenen zum Herzoge nach Braunschweig.

Heinrich war über die Größe des Sieges, den er erfochten und der bald darauf durch die abermalige Eroberung und Zerstörung der bischöflichen Hornburg vervollständigt ward, hochofrenet. Aber beim Anblick des ehrwürdigen Kirchenfürsten und der mit Schmutz besudelten Reliquien des ersten christlichen Märtyrers soll er Thränen vergossen haben. Lebhaft beteuerte er seine Unschuld an dem Frevel, der geschehen, an der Verwüstung der Gotteshäuser und dem Tode so vieler in den Flammen ungekommener Menschen. Dennoch behielt er den Bischof in Haft und sandte ihn nach Artlenburg, wo er ehrenvoll behandelt, von der frommen Herzogin reich beschenkt und mit allem Notwendigen versehen ward. Erst zu Weihnachten setzte er ihn, nachdem er die Friedensbedingungen in Lüneburg mit ihm verabredet und die Lösung vom Kirchenbanne erlangt hatte, in Freiheit. Aber die Kraft des alten Mannes war durch das Unglück, das ihn betroffen, gebrochen. Er starb kurze Zeit darauf am 30. Juli 1180 im Kloster Huyseburg, wohin er sich zurückgezogen hatte.

Die Zerstörung Halberstadts und die Greuel, die dabei stattgefunden hatten, erweckten dem Welfen neue Feinde, vorzugsweise in den Kreisen der hohen Geistlichkeit. Wir besitzen noch einen Brief, den der bisher neutrale Erzbischof Wichmann von Magdeburg wenige Tage nach der Katastrophe an den Erzbischof von Mainz als den Metropolitan der Halberstädter Kirche gerichtet hat. In ihm werden die stärksten Beschuldigungen gegen den Herzog erhoben und neben den Klagen über den Untergang der unglücklichen Stadt dem Abscheu über das „schreckliche und unerhörte Verbrechen“, dem sie zum Opfer gefallen, Ausdruck geliehen. Und bei Worten liefs es der Magdeburger Erzbischof nicht bewenden. Er trat jetzt aus der vermittelnden Stel-

lung, die er bislang behauptet hatte, heraus und offen zu den Gegnern Heinrichs über. Schon acht Tage nach der Einnahme Halberstadts erschien er mit gewaltiger Heeresmacht vor des Herzogs gefürchteter Feste Haldensleben. Mit ihm vereinigte sich, durch Westfalen heranziehend, Philipp von Köln, dessen großenteils aus geworbenen Söldnern bestehende Kriegsscharen eine selbst in dieser Zeit unerhörte Verwüstung über das unglückliche Land verhängten. Auch andere Fürsten, wie der Landgraf von Thüringen und Markgraf Otto von Meissen mit seinen Brüdern, stießen zum Heere der Belagerer. Aber vergebens waren alle Anstrengungen gegen die tapfer verteidigte, mitten im Sumpfe gelegene und von zwei Flüssen geschützte Feste. Als die Belagerten den von der Sommerhitze ausgedörrten Rasen ringsumher anzündeten und nun die Glut weiterglimmend das Belagerungsgerät ergriff, war an keinen günstigen Ausgang des Unternehmens mehr zu denken. Zwietracht und Hader, welche unter den Fürsten ausbrachen, vollendeten die Verwirrung. Der Meißener Markgraf und seine Brüder zogen grollend heim, und als nun auch Erzbischof Philipp wenige Tage später aufbrach, löste sich nach vierwöchentlicher Belagerung das gewaltige Heer auf. Am längsten harrte Wichmann von Magdeburg aus. Und er hatte Ursache dazu, denn schon hatte Heinrich der Löwe seinerseits ein Heer gesammelt, mit dem er in das Magdeburger Gebiet einbrach, das Land an der Bode grausam verheerte, am 6. November Kalbe mit der dortigen Kurie des Erzbischofs verbrannte und bis nach Frohse unter die Mauern von Magdeburg vordrang. Zugleich ergossen sich, von ihm herbeigerufen, die Pommern und Liutizier mit Brand und Mord über das zum Erzstifte gehörige Land Jüterbogk, legten das Kloster Zinna in Asche, erschlugen den dortigen Abt und führten eine große Menge Männer und Weiber als Gefangene hinweg.

So ging das Jahr unter wildem Kriegsgetümmel zu Ende, ohne daß von Reichs wegen eine Heerfahrt gegen den offenen Verächter der kaiserlichen Gebote unternommen worden wäre. Eine solche war freilich schon zu Kaina von allen dort anwesenden Fürsten beschlossen worden, aber Friedrich mochte wohl zögern, sie ins Werk zu setzen, bevor das gegen Heinrich eingeleitete gerichtliche Verfahren nach allen Seiten in legaler Weise zu Ende geführt war. Und dies hatte auf dem Tage zu Kaina noch nicht geschehen können, da die Anklage auf Hoch- oder Landesverrat erst zu Magdeburg gegen den Herzog erhoben worden war und auch

in einem solchen Falle eine dreimalige Ladung erfolgen mußte. So kam denn erst auf dem für den 13. Januar 1180 anberaumten Tage zu Würzburg der Prozeß gegen den Welfen zu endgültigem Abschlufs. Hier ward über ihn das Urtheil der Friedlosigkeit verhängt, welches den rechtlichen Verlust seiner sämtlichen Reichs- und Kirchenlehen sowie seines ganzen Eigengutes in sich schloß. Inbezug auf die Aberkennung der Reichslehen scheint man sich nicht allein auf das landrechtliche sondern auch auf ein davon unabhängiges lehenrechtliches Verfahren gestützt zu haben, mutmaßlich um den von Heinrich erhobenen Rechtseinwand, daß er sein Urtheil nur von einem schwäbischen Gerichtshofe empfangen könne, zu beseitigen. Doch wird ausdrücklich hervorgehoben, daß unter den Urtheilern auch Fürsten schwäbischen Stammes gewesen seien. Wenige Monate später, am 13. April, ward zu Gelnhausen über das erledigte Herzogtum Sachsen verfügt. Es ward nicht, wie Bayern, in seiner Gesamtheit wieder verliehen sondern geteilt. Die ostsächsischen Gebiete kamen dabei nicht in Betracht, weil hier die herzogliche Gewalt, selbst zu Heinrichs des Löwen Zeit, stets von den Fürsten bestritten und auch niemals vonseiten des Kaisers ausdrücklich anerkannt worden war. Das Herzogtum in Westfalen, soweit es sich über die Diöcesen von Köln (im engeren Sinne) und von Paderborn erstreckte, erhielt der Erzbischof von Köln, die herzogliche Gewalt in Engern dagegen, sowie über die Bistümer Münster und Osnabrück, also über das nördliche Westfalen, ward dem Grafen Bernhard von Anhalt, Albrechts des Bären jüngstem Sohne, verliehen, der bereits in der Gelnhäuser Urkunde als „Herzog von Westfalen und Engern“ erscheint. Auf Jakobi (25. Juli) ward dann eine allgemeine Reichsheerfahrt gegen den geächteten Welfen angesagt.

Es mußte sich nun zeigen, ob die Macht Heinrichs des Löwen so fest in Nord- und Süddeutschland begründet war, um den Kampf mit dem Kaiser und den übrigen Reichsfürsten erfolgreich zu bestehen. Auf die Verteidigung Bayerns, das er durch seine Verurteilung gleichfalls verloren hatte und mit welchem Friedrich dann die treuen Dienste des Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach belohnte, scheint Heinrich von vornherein verzichtet zu haben. Was an Streitkräften und Machtmitteln zu seiner Verfügung stand, das sammelte er in seinem norddeutschen Herzogtume, wo die eigentlichen Wurzeln seiner Herrschergewalt lagen, wo namentlich das große Eigengut, das er hier besaß, ihm einen starken Rückhalt bot und wo er auf eine zahlreiche

und kriegsgeübte Mannschaft treu ergebener Lehensleute und Ministerialen zählen zu dürfen glaubte. Es ist auch anzunehmen, daß er sich zu dem bevorstehenden Kampfe durch Bündnisse mit auswärtigen Mächten zu stärken suchte. Man wollte wissen, daß er zu diesem Zwecke mit dem byzantinischen Kaiser und dem Könige von Sicilien unterhandelt habe. Näher lag es für ihn, die Hilfe des bisher mit ihm so eng befreundeten Dänenkönigs, besonders aber seines Schwiegervaters, Heinrich von England, in Anspruch zu nehmen. Aber Waldemar, als er nach längerem Zögern endlich auf wiederholtes Andringen des Herzogs mit diesem an der Eiderbrücke zusammenkam, antwortete auf dessen Anträge wenn nicht geradezu ablehnend, so doch ausweichend, und Heinrich von England machte seinen bewaffneten Beistand von dem Anschlusse des Königs von Frankreich und des Grafen Philipp von Flandern abhängig, die natürlich nicht daran dachten, sich des Sachsenherzogs wegen mit dem Kaiser zu überwerfen. So sah sich Heinrich auf seine eigenen Kräfte angewiesen. Er beschloß, sich wenigstens den Vorteil des ersten, seinen Feinden zuvorkommenden Angriffs zu sichern.

Kaum war der Waffenstillstand, den die sächsischen Fürsten gleich nach dem Würzburger Tage mit ihm geschlossen hatten, abgelaufen, als er am 28. April 1180 von Braunschweig gegen das verhasste, den Staufern treu ergebene Goslar vorbrach. Da die starken Befestigungen der Stadt jeden Versuch, sich ihrer mit Gewalt zu bemächtigen, verboten, so schloß er sie in der Hoffnung, sie durch Hunger zu bezwingen, eng ein, verwüstete weithin die Umgegend und zerstörte die Quellen ihres großen Reichtums, die an edelen Metallen so ergiebigen Gruben des Rammelsberges. Aber schon zogen auf die Mahnung des Kaisers die Fürsten Ostsachsens mit ihren Aufgeboten zum Entsätze heran. Ihnen schloß sich auch Landgraf Ludwig von Thüringen an, welcher soeben nach dem Tode des letzten Pfalzgrafen aus dem Sommerschenburger Hause vom Kaiser mit der Pfalzgrafschaft in Sachsen belehnt worden war. Heinrich wandte sich von Goslar ab und zog ihnen entgegen. Das auf seinem Wege liegende Nordhausen ward genommen und ging in Flammen auf. Bei Weisensee unweit der Unstrut trafen am 14. Mai die feindlichen Heere aufeinander. Es entspann sich ein hitziges Treffen, in welchem nach hartem Kampfe die Herzoglichen den Sieg errangen. Landgraf Ludwig mit seinem Bruder Hermann und an 400 Ritter fielen in Gefangenschaft, während Bern-

hard von Anhalt, der neu ernannte Herzog von Sachsen, nach tapferem Widerstande zur Flucht genötigt und die zersprengten Thüringer bis nach Mühlhausen verfolgt wurden. Mit reicher Beute kehrte Heinrich, die Gefangenen mit sich führend, nach Braunschweig heim. Aber schon damals scheinen sich Mißhelligkeiten zwischen dem Herzoge und seinem mächtigsten Vasallen, dem jungen Grafen Adolf von Holstein, der vor kurzem erst der Vormundschaft seiner Mutter entwachsen war, erhoben zu haben. Arnold von Lübeck bringt diese Dinge freilich in eine etwas andere Verbindung, allein er hat hier augenscheinlich die Folge der Ereignisse verwechselt. Es erhob sich zwischen ihnen ein Streit wegen der Gefangenen. Der Herzog beanspruchte diese sämtlich für sich, und demgemäß übergaben ihm Graf Gunzelin und Konrad von Rode (Lauenrode), was ihnen von Reisigen und Knechten in die Hände gefallen war. Dem widersprach Graf Adolf und wies darauf hin, daß, da er mit den Seinigen auf eigene Kosten diene, sie nur durch das Lösegeld für die Gefangenen wieder auf ihre Kriegskosten kommen könnten. Der Herzog aber wollte davon nichts wissen und behielt alle Gefangenen für sich. Die Vornehmsten von ihnen, den Landgrafen von Thüringen und seinen Bruder, sandte er zur Haft nach Lüneburg.

Inzwischen war die Zeit herangekommen, welche der Kaiser zu dem Feldzuge nach Sachsen bestimmt hatte. Der Termin wurde pünktlich innegehalten, und gegen Ende Juli erschien Friedrich selbst mit starker Heeresmacht am Harz, legte sich vor des Herzogs Feste Lichtenberg im Amte Salder, von wo Goslar beständig bedroht ward, und eroberte sie nach wenigen Tagen. Dann setzte er am 15. August in Werla den Anhängern des Herzogs zu ihrer Unterwerfung eine dreimalige Frist auf den 8. September, 29. September und 11. November: wenn sie sich bis dahin nicht von Heinrich losgesagt hätten, so würden sie ihrer Lehen verlustig gehen. Für den mächtigsten Lehensmann des Herzogs bedurfte es dieser kaiserlichen Mahnung nicht mehr. Graf Adolf von Holstein hatte sich, durch Heinrichs Habsucht und Hochmut tief gekränkt, bereits von seinem Herrn getrennt und damit das verhängnisvolle Beispiel zum Abfall auch für die übrigen Vasallen desselben gegeben. Heinrich hatte ihn mit den Grafen von Ratzeburg, Wölpe, Schwerin und Hallermund nach Westfalen gesandt, wo die Grafen Simon von Teklenburg, Hermann von Ravensberg, Heinrich von Arnsberg und Widukind von Schwalenberg seit dem Tage von Gelnhausen gegen die spärlichen Anhänger des

Welfen in den Waffen standen. Am 1. August kam es unweit Osnabrück auf dem Halrefelde zu einer blutigen Schlacht, welche von den Herzoglichen vornehmlich durch die Tapferkeit der Holsteiner gewonnen ward. Den Teklenburger Grafen schleppte man gefesselt vor den Herzog, der ihn indes bald der Haft entließ und durch diese bei ihm seltene Großmut einen eifrigen und treuen Anhänger an ihm gewann. Graf Adolf aber mußte sich jetzt, da er um Erlaubnis zur Rückkehr in sein Land den Herzog ersuchte, von Gunzelin von Schwerin in des letzteren Gegenwart bittere und gehässige Vorwürfe machen lassen, daß er früher dem Herzoge die Auslieferung seiner Gefangenen verweigert habe. Er hatte auch jetzt wieder reiche Beute an solchen gemacht: 72 Gefangene waren ihm, dem Grafen von Dassel und ihren Genossen in die Hände gefallen. Mit lebhaften Worten verteidigte er sich gegen die Beschuldigungen des Schweriner Grafen. Heinrich der Löwe aber verlangte auch jetzt, gewissermaßen als Pfand seiner Treue und als Gegenbeweis der gegen ihn erhobenen Anklagen, die Auslieferung der Gefangenen. Da gab ihm Adolf zur Antwort: „Wissst, Herr, daß ich in diesem Feldzuge alles, was mein ist, eingebüßt habe, die ritterlichen Streitreue so gut wie die Klepper der Knechte. Soll ich euch jetzt die Gefangenen herausgeben, so bleibt mir nichts übrig als zu Fusse nachhause zurückzukehren.“ Als bald verließ er, voll Trauer und Zorn über solche Behandlung, samt anderen Edlen den Herzog, und schon am 18. August befand er sich im Gefolge des Kaisers, der eben von Werla in das Gebiet von Halberstadt gegangen war, um hier die verwüstete Burg Bischofsheim wiederherstellen zu lassen. Zu gleicher Zeit gab Friedrich den Befehl, daß auch die Harzburg, welche seit den Tagen Heinrichs IV. in Trümmern lag, aus diesen wieder erstände, um in ihr eine Schutzwehr für das benachbarte Goslar und einen Stützpunkt für weitere Unternehmungen gegen den trotzigen Welfen zu gewinnen. Und während er so in den südlichen Gegenden Sachsens festen Fuß faßte, machte sich bereits die Wirkung seiner Mahnung an die Vasallen Heinrichs bemerkbar. Die Treue von dessen Dienstleuten begann zu wanken. Männer, die mit ihm von Kindheit auf erzogen und dann seine Waffengefährten in so manchen Kämpfen gewesen waren, wie Heinrich von Wieda, Lupold von Herzberg, Ludolf von Peine, wandten ihm jetzt den Rücken. Ohne Schwertstreich fielen seine Harzburgen, auf deren Festigkeit er so sicher vertraut hatte, zuerst die Burgen am Nordrande des Gebirges: Heimburg,

Lauenburg und Regenstein. Nur Blankenburg machte eine Ausnahme und wurde von dem Grafen Siegfried, dem treuen Begleiter Heinrichs auf dessen Pilgerfahrt nach dem heiligen Lande, tapfer verteidigt. Als sich dann der Kaiser im Spätherbste zu Goslar aufhielt, ergaben sich ihm auch die übrigen Burgen des Herzogs, Herzberg, Staufenburg und Schildberg bei Seesen; die Grafen von Wöltingerode, Scharzfeld und Ilfeld, bisher Heinrichs eifrige Anhänger, unterwarfen sich und gaben die in ihrem Besitz befindlichen Festen in die Hand des Kaisers. So war die starke Verteidigungslinie des Herzogs im Süden, der Harz mit seiner Umgebung, durchbrochen oder vielmehr völlig in die Gewalt seiner Gegner gefallen. Schon bedrohten diese mit starker Heeresmacht Braunschweig, den Hauptsitz seiner Herrschaft.

Mittlerweile war Heinrich seinerseits nicht müßig gewesen. Anstatt aber dem Kaiser im Süden entgegenzutreten, ihm den Einbruch in Sachsen zu wehren und hier den Abfall seiner Vasallen und Ministerialen durch sein persönliches Einschreiten zu hindern, hatte er sich nach Norden gegen den treulosen Grafen Adolf von Holstein gewandt, die Feste Plön erobert, welcher er den Oberboden Markard zum Befehlshaber gab, und das ganze Land bis auf das starke und für uneinnehmbar geltende Segeberg in seine Gewalt gebracht. Mit der Belagerung des letzteren Ortes, wo die Mutter des Holsteiner Grafen eine Zuflucht gefunden hatte, beauftragte er den Grafen Bernhard von Ratzeburg. Aber bis in den Herbst hinein widerstand die Burg tapfer, bis endlich der Mangel an Trinkwasser die Besatzung nötigte, sie um Michaelis den Herzoglichen zu übergeben. Die Gräfin Mechtild zog sich auf die Schauenburg an der Weser zurück, die Besatzung erhielt freien Abzug, und die Hut der eroberten Feste ward dem Bayern Lupold, einem vorsichtigen und zugleich tapferen Manne, anvertraut. So war ganz Holstein in Heinrichs Händen. Graf Adolf hatte nicht vermocht, das Land wirksam zu verteidigen. Er mußte froh sein, die Stammlande seines Geschlechtes an der Weser notdürftig gegen des Herzogs Anhänger zu schützen. Es gelang ihm hier, die Burg Hohenrode, welche Konrad von Rode der Schauenburg gegenüber zwischen Rinteln und Hessisch-Oldenburg erbaut hatte, zu erobern und dem Erdboden gleich zu machen.

Das Weihnachtsfest, mit welchem dieses für ihn so bewegte und unheilvolle Jahr schloß, beging Heinrich der Löwe zu Lüneburg. Es mögen wohl trübe Gedanken gewesen sein, welche beim Rückblick auf das verflossene Jahr

in ihm aufstiegen, und noch trüber mußte sich ihm die Zukunft darstellen. Wenn er im Vertrauen auf seine gewaltige Macht gehofft hatte, dem Spruche der Fürsten trotzen und dem Kaiser einen erfolgreichen Widerstand entgegenzusetzen zu können, so mußten die letzten Ereignisse diese Selbsttäuschung zerstört haben. Wohl hatte er einige glänzende Siege erfochten, aber schon sah er sich von allen Seiten bedrängt und, in die unfruchtbare Verteidigung zurückgewiesen, bereits in seinen letzten Bollwerken bedroht. In erschreckender Weise hatten sich die Reihen seiner Anhänger gelichtet. Wie er einst seinen Herrn und Kaiser in ähnlicher Lage verlassen, so versagten sich ihm jetzt in äußerster Not die früheren Bundesgenossen, Abfall und Verrat verbreiteten sich von Tage zu Tage mehr unter seinen Lehensträgern und Dienstmannen. Von Natur schon zum Mißtrauen geneigt, verfiel er in eine gereizte und verbitterte Stimmung, die ihm die letzten treuen Freunde zu entfremden geeignet war. Überall sah er sich von Verräthern umgeben, und selbst die bewährtesten unter seinen früheren Genossen waren vor einem plötzlichen gewaltsamen Ausbruch seines Argwohns nicht sicher. Das mußte vor anderen Bernhard von Ratzeburg erfahren, der eines Tages vom Herzoge beschuldigt ward, er sinne Verrat gegen ihn und habe ihn in Ratzeburg, wohin er ihn geladen, mit seiner Gemahlin, der Herzogin, beim Mahle ermorden wollen. Vergebens beteuerte der Graf seine Unschuld. Er ward samt seinem Sohne Volrad in Haft genommen, und Heinrich eilte, ihn als Gefangenen mit sich führend, nach Ratzeburg, um sich der Feste durch einen Handstreich zu bemächtigen. Aber die Besatzung war auf ihrer Hut. Er mußte eine regelmäßige Belagerung beginnen, wobei er von den Lübeckern mit Schiffen, Kriegsmaschinen und Truppen unterstützt ward. Erst der von dem gefangenen Bernhard den Ratzeburgern erteilte Befehl, dem Herzoge die Feste zu übergeben, öffnete diesem die Thore. Dafür gab ihm Heinrich die Freiheit zurück, und Bernhard zog sich mit Weib und Kindern nach Gadebusch zurück. Aber auch hierhin verfolgte ihn der Argwohn des Herzogs. Unter dem Vorwande, daß er mit seinen Feinden geheime Verbindungen unterhalte, bemächtigte er sich bald darauf auch dieses Schlosses, raubte es aus und gab es der Zerstörung preis. Bernhard floh zu dem neuen Herzoge von Sachsen, und wir finden ihn von nun an unter den eifrigsten und thätigsten Gegnern seines alten Herrn, der seine Treue mit so schnödem Undank gelohnt hatte. Heinrich aber bemächtigte sich des

ganzen Polaberlandes, vertrieb die Anhänger des flüchtigen Grafen, und indem er die Festen Ratzeburg, Segeberg und Plön stark befestigte, schaltete er als einziger unbeschränkter Herr in Wagrien, Holstein und Ratzeburg.

So beraubte sich Heinrich der Löwe in unbegreiflicher Verblendung noch in dem Augenblicke, da der letzte entscheidende Kampf unmittelbar bevorstand, eines seiner tapfersten, kriegskundigsten und treuesten Vasallen. Und kaum hatte das neue Jahr (1181) begonnen, als auch seine Feinde überall wieder lebendig wurden. Am 1. Februar rückte Wichmann von Magdeburg, aufs Äußerste gebracht durch die Verheerungen, welche die Herzoglichen von Haldensleben aus über sein Land verhängten, vor diese Feste, um noch einmal sein Heil an ihren trotzigen Wällen zu versuchen. Drinnen befehligte Bernhard von der Lippe, einer von des Herzogs verwegensten Kriegsleuten. Er hatte das Land ringsumher zur Einöde gemacht und, wie die Schöppenchronik sagt, sich den Bürgern und Bauern als „ein merklicher Räuber“ erwiesen. Er vertraute auf die Festigkeit des Platzes, der so vielen Stürmen glücklich widerstanden; aber er hatte ihn dadurch noch verstärkt, daß er die Bever aus ihrem alten Flußbette hart an die Stadt geleitet hatte, so daß diese jetzt völlig wie auf einer Insel gelegen erschien. Der Magdeburger Erzbischof jedoch und die befreundeten Fürsten, die auf seine Aufforderung herbeieilten, schrakten vor dem schwierigen Werke nicht zurück. Nach langen vergeblichen Anstrengungen kamen sie auf den Gedanken, die Feste gerade durch das Element zu bezwingen, welches sie uneinnehmbar zu machen schien. Sie stauten durch Anlage von Dämmen die Ohre auf, und bald ergoß sich die Flut über die Wälle und Wohnungen. Um die Besatzung vor dem Untergange zu retten, ließ Bernhard von der Lippe die Häuser abtragen und aus deren Balken Schiffe zimmern. Schiffe dienten zu Magazinen und Wohnungen, auf Schiffen wurden die Toten zur Kirche gebracht, um hier bestattet zu werden. Die Not wuchs, als die Belagerer die Bever in das Bett der Ohre leiteten. Zwar durchbrachen die aufgestauten Wassermassen an einigen Punkten die Dämme, aber der Erzbischof ließ sie alsbald herstellen und verstärken. Als Bernhard auf sein Hilfesuch von dem Herzoge Heinrich nur eine vertröstende Antwort erhielt, blieb nichts übrig, als mit den Belagerern wegen der Übergabe in Unterhandlung zu treten. Diese bewilligten dem tapferen Lipper und der Besatzung freien Abzug, den Bürgern aber die nötige Zeit, ihre Habe aus

der Stadt zu schaffen. Denn der Zerstörung war diese den Magdeburgern so unbequeme Feste unwiderruflich geweiht. Vor Pfingsten war die Übergabe erfolgt, drei Wochen später ward Haldensleben vom Erdboden vertilgt.

Während so Heinrichs stärkstes Bollwerk in Ostsachsen den Anstrengungen der vereinigten Fürsten erlag, war der Herzog selbst unablässig bemüht, die Verteidigungsmittel Nordsachsens, auf welches er sich mehr und mehr zurückgedrängt sah, zu vermehren und zu kräftigen. In Lübeck, welches er zu seinem Hauptwaffenplatze ausersehen hatte, leitete er persönlich die Befestigungsarbeiten. Neue furchtbare Kriegsmaschinen sollten die Eroberung der Stadt unmöglich machen. Dann ging er am 29. Juni nach Ratzeburg, um auch hier das Notwendige zu einer energischen Verteidigung vorzubereiten. Von da gedachte er die Befestigungen an der Elbe in Augenschein zu nehmen. Als er dahin aufbrach, gaben ihm seine Getreuen ein Stück Weges das Geleit. Diesen Umstand benutzten die Anhänger, welche Graf Bernhard noch immer in der Stadt zählte, um sich derselben zu bemächtigen. Sie schlossen hinter dem abziehenden Herzoge die Thore und trieben die zurückgebliebenen Knechte desselben hinaus. Vergebens suchte der schnell zurückkehrende Heinrich sich den Eingang in die Feste zu erzwingen. Schleunigst sandte er an die Befehlshaber von Plön und Segeberg die Weisung, mit den Holsaten herbeizukommen, um sie zurückzugewinnen. Aber noch ehe diese dem Befehle Folge leisten konnten, erhielt er die Nachricht, daß der Kaiser mit gewaltiger Heeresmacht heranziehe. Er erkannte, daß die letzte Entscheidung bevorstehe, eilte nach Artlenburg, und als sich auch hier schon die Vortruppen des kaiserlichen Heeres näherten, floh er, nachdem er die Burg in Brand gesteckt hatte, zu Schiff die Elbe hinunter nach Stade.

Friedrich hatte inzwischen die Rüstungen zu dem Sommerfeldzuge, durch welchen er den letzten Widerstand des Welfen niederzuwerfen gedachte, vollendet. Er hatte sich nicht damit beeilt. Denn, wie die Sachlage war, hätte es kaum des persönlichen Einschreitens des Kaisers bedurft, um die Entscheidung herbeizuführen. Auf Johannis hatte er den Beginn der Heerfahrt anberaumt. In der Nähe von Hornburg vereinigte sich die Streitmacht, die der Kaiser aus dem Süden heranzuführte, mit den von allen Seiten herbeiströmenden Aufgeboten der sächsischen Fürsten. Friedrichs Plan war, bis zur Elbe vorzudringen und hier den Herzog entweder zur Unterwerfung oder zur Annahme einer Ent-

scheidungsschlacht zu nötigen. Noch aber behaupteten die Herzoglichen einige feste Plätze im Lande diesseits der Elbe. Außer dem noch immer nicht bezwungenen Blankenburg waren dies hauptsächlich die stark befestigten, mit zahlreicher Besetzung und reichlichem Proviant versehenen Zentralpunkte der welfischen Macht, Braunschweig und Lüneburg. Um sie im Zaume zu halten und zugleich seinen Rücken zu decken, liefs der Kaiser einen Teil seines Heeres vor ihnen zurück. Die Einschließung der Blankenburg übertrug er dem eben zum Nachfolger Ulrichs erwählten Bischofe Dietrich von Halberstadt. Ein anderes Heer unter dem Erzbischofe Philipp von Köln sollte Braunschweig beobachten. Es bestand, wie aus einer am 10. August von Philipp für den Abt von Corvey „auf der sächsischen Heerfahrt unweit Braunschweig“ ausgestellten Urkunde erhellt, aus den Truppen des Erzbischofs von Trier, der Bischöfe von Hildesheim, Paderborn, Münster, Osnabrück und Minden, sowie der westfälischen und engrischen Grafen von Hochstaden, Ravensberg, Everstein, Waldeck, Hallermund und Dassel. Von Leifferde aus, wo sie ihr Lager bezogen, verwüsteten sie weithin das Land, und Philipp von Köln zeigte sich auch hier als Meister jenes erbarmungslosen Mordbrennerkrieges, dessen Leiden uns in diesem Falle Gerhard, der Propst des benachbarten Klosters Steterburg, mit ergreifender Ausführlichkeit geschildert hat. Ein drittes Heer endlich, unter dem Herzoge Bernhard, dem Markgrafen Otto von Brandenburg und den übrigen Fürsten des Osterlandes, umlagerte Lüneburg, wo sich die Herzogin Mathilde befand und von wo man den gefangenen Landgrafen von Thüringen beim Herannahen der Kaiserlichen nach dem festeren und gesicherteren Segeberg brachte. Mit dem Reste des Heeres — es war noch immer eine stattliche Streitmacht, darunter die Schwaben und Bayern, die Aufgebote des Magdeburger Erzbischofs, des Bischofs von Bamberg, der Äbte von Fulda, Corvey und Hersfeld, sowie des Markgrafen Otto von Meissen — zog der Kaiser selbst über die Heide gegen die Elbe heran. Der Schrecken seines Namens ging vor ihm her, niemand wagte auch nur den geringsten Widerstand zu leisten. So überschritt er den Strom und schickte sich an, Lübeck, den wichtigsten Platz in den transalbingischen Gegenden und des Herzogs letzte Hoffnung, zu belagern. Holsteiner und Pommern stiefsen zu seinem Heere, und Waldemar von Dänemark, den Friedrich durch die Aussicht auf eine Vermählung ihrer beiderseitigen Kinder für sich zu gewinnen wufste, lief mit einer Flotte in die Mündung

der Trave ein. Zu Wasser wie zu Lande sah sich die treue Stadt, welche die ihr von Heinrich dem Löwen erwiesenen Wohlthaten nicht vergessen hatte, bald heftig bedrängt.

Aufser Gunzelin von Schwerin, der bei dem Herzoge in Stade weilte, hatten sich alle die alten Waffengefährten, die auch in dieser Not ihr Schicksal nicht von denjenigen ihres Herrn trennen wollten, nach Lübeck geworfen: die Grafen Simon von Teklenburg, Bernhard von Friesisch-Oldenburg, Bernhard von Wölpe, der holsteinische Oberbode Markard und Emeko von Holte mit vielen anderen tapferen Holsteinern. Es war der Rest der einst so glänzenden und übermütigen Ritterschaft des Herzogs. Unter ihrer Führung verteidigten die Bürger ihre Stadt mit Mut und Ausdauer, aber bald wuchs ihre Bedrängnis und da sie keine Hoffnung auf Entsatz haben konnten, sandten sie den Bischof Heinrich hinaus in das kaiserliche Lager und baten um freies Geleit für ihre Boten an den Herzog. Denn nur mit seiner Einwilligung wollten sie dem Kaiser die Stadt übergeben, die jener an einem Orte des Schreckens und der Einöde in dem Lande der heidnischen Wenden zu einem starken Horte des Christentums erbaut habe. Friedrich gewährte ihnen ihre Bitte, und bald kehrten die Abgesandten mit dem Grafen Gunzelin zurück, der dem Kaiser auf Befehl des Herzogs die Stadt übergab. Dieser fing an, sich von der Hoffnungslosigkeit eines längeren Widerstandes zu überzeugen. Er hatte sich wohl damals schon mit dem Gedanken vertraut gemacht, die Gnade seines kaiserlichen Veters anzurufen. Aber nicht eher öffneten die Lübecker ihre Thore dem Sieger, bis dieser ihnen die vom Herzoge verliehenen Privilegien, ihr Stadtrecht und ihre Handelsfreiheit, bestätigt hatte. Dann zog der Kaiser unter dem Jubel der Bevölkerung und Geistlichkeit in die eroberte Stadt ein, die nun eine freie Stadt des Reiches wurde. Nur die Hälfte aus den Einkünften der Zölle, Mühlen und der Münze verlieh er dem Grafen Adolf von Holstein zur Belohnung seiner Dienste und weil er eine Zeit lang um seinetwillen aus seinem Lande vertrieben gewesen war.

Inzwischen saß Heinrich der Löwe noch immer in Stade, wo er im schlimmsten Falle sicher war, leicht zu Wasser entkommen zu können. Die Widerstandskraft des Ortes zu stärken, war er eifrig bemüht. Wälle wurden gebaut, Gräben gezogen, Kriegsmaschinen aufgestellt und auf Befehl des Grafen Gunzelin sogar die Türme der Marienkirche ab-

getragen. Als sich jetzt aber der Kaiser von Lübeck gegen Lüneburg wandte und nun auch eine Belagerung von Stade zu drohen schien, da erkannte Heinrich wohl, daß nur schleunige Unterwerfung ihn vor dem völligen Untergange retten könne. Er entließ jetzt den gefangenen Landgrafen Ludwig und dessen Bruder aus ihrer Haft und bat um freies Geleit nach Lüneburg. „Sonst war ich gewohnt, in diesem Lande Geleit zu erteilen“, äußerte er zu seiner Begleitung, „jetzt muß ich es von anderen erbitten.“ Friedrich gewährte ihm sein Gesuch, aber er versagte ihm in Lüneburg jede persönliche Begegnung. Er verwies ihn auf einen Fürstentag, den er nach Quedlinburg ausschrieb: hier solle nach dem Rat der Fürsten der Gerechtigkeit gemäß über ihn beschlossen werden. Da indes auf diesem Quedlinburger Tage ein heftiger Streit zwischen dem gestürzten Welfen und Bernhard von Anhalt, seinem Nachfolger im Herzogtume, entstand, so berief Friedrich die Fürsten für den Ausgang des November nach Erfurt. In ungewöhnlich großer Zahl fanden sie sich ein, zumal die Gegner Heinrichs des Löwen, welche fast vollzählig hier versammelt waren. Denn es galt, die Beute des einst so mächtigen, jetzt aber gedemüthigten und endlich überwundenen Herzogs zu teilen. Nur von einigen der zu Erfurt stattgehabten Verleihungen ist uns die Kunde überliefert worden. Die Grafen Adolf von Holstein und Bernhard von Ratzeburg erhielten die ihnen entrissenen Burgen und Länder zurück, Erzbischof Siegfried von Bremen ward in den Besitz der Grafschaft und Feste Stade gesetzt, welche letztere inzwischen auf Befehl des Kaisers ihre Thore geöffnet hatte, der Bischof von Hildesheim mit der Herrschaft Homburg, einem Teil des alten Nordheimer Erbes, belehnt. Heinrich der Löwe war unter dem Geleit seines alten Widersachers Wichmann von Magdeburg erschienen. Sein Trotz war gebrochen, der Hochmut früherer Jahre, der ihm so viel Haß und Feindschaft erweckt hatte, dahin. Tief gedemüthigt warf er sich dem Kaiser zu Füßen. Friedrich bezwang mit männlichem Sinn die Regung befriedigter Rachsucht, die bei diesem Anblick in ihm aufsteigen mochte. Er gedachte ihres früheren Zusammenwirkens, ihrer alten Waffengenossenschaft. Gütig, mit Thränen in den Augen, hob er den Herzog auf und gab ihm den Friedenskuß. Bereitwillig ließ er seine Vermittelung für ihn bei den Fürsten eintreten. Heinrich hatte durch ihren Spruch sein gesamtes Besitztum, die Reichs- und Kirchenlehen sowohl wie sein Eigengut, verwirkt. Diesen Spruch konnte der Kaiser nicht eigenmächtig ändern. Er mußte dem Recht seinen Lauf lassen. Zudem

hatte er, wie wenigstens Arnold von Lübeck versichert, den Fürsten noch ausdrücklich mit feierlichem Eide gelobt, daß er den Herzog ohne ihre Einwilligung nie in seine alte Stellung und frühere Herrschaft wieder einsetzen werde. Aber er suchte ihm wenigstens sein Erbgut zu retten, jene bedeutenden und ausgedehnten Territorien, welche zum größten Teile einst Gertrud, Heinrichs Mutter, durch ihre Verheiratung an die Welfen gebracht hatte. Es gelang ihm, für ein solches Abkommen, welches den Herzog im Vollbesitze seiner Allode beliefs, die Zustimmung der Fürsten zu gewinnen. Doch knüpfte er an diese Gunst und die Aufhebung der Reichsacht die Bedingung, daß Heinrich durch eidliches Gelöbniß sich verpflichtete, Deutschland auf längere Zeit zu verlassen und ohne Erlaubnis des Kaisers dahin nicht zurückzukehren. Dem gedemüthigten Herzoge blieb nichts übrig, als sich dieser Bedingung zu fügen. Er leistete den von ihm geforderten Eid und ging im folgenden Sommer zu seinem Schwiegervater, dem Könige Heinrich II. von England.

Der Sturz Heinrichs des Löwen war für die weitere Gestaltung der Dinge im Reiche ein Ereignis von einschneidendster Bedeutung. Die gewaltige Herrschaft, die er im Süden, Norden und Osten des Reiches, in Bayern, Sachsen und Slaven, gegründet hatte, löste sich in ihre Atome auf, und nur dürftige Trümmer derselben haben er und seine Nachkommen aus diesem großen Schiffbruche gerettet. Mit den Spolien des bisher so mächtigen und nun so tief gefallenen Welfenhauses bereicherten sich die übrigen weltlichen und geistlichen Fürsten und eine große Anzahl kleinerer Landesherren, welche die Macht, das Ansehen und das Glück des Herzogs schon lange beneidet zugleich und gefürchtet hatten. Bilder des ausgehenden Mittelalters stellen in der jener Zeit geläufigen Symbolik diesen folgenschweren Vorgang in der Weise dar, daß sie das weiße sächsische Ross von den Wappentieren der Fürsten, die bei Heinrichs Sturze beteiligt waren, zerfleischt und zerrissen werden lassen. So naiv diese Auffassung ist, so hat sie doch eine Ahnung von der staatsrechtlichen Bedeutung des Ereignisses. Nicht sowohl in der Beraubung des welfischen Hauses als in der Zertrümmerung des sächsischen Herzogtums ist diese zu suchen. Heinrich ist der letzte Herzog gewesen, der an der Spitze des vereinigten sächsischen Stammes gestanden hat. Mit seiner Achtung und Verurteilung fiel das einst von den Liudolfingern gegründete und dann von den Billingern erneuerte Herzogtum auseinander. Die staatsrechtliche Form,

in welcher der sächsische Stamm bisher seine Gliederung und seine zusammenfassende Vertretung gegenüber der Reichsgewalt gefunden hatte, war damit zerbrochen. Die zahllosen kleinen Gewalten im Lande, welche vom Herzoge abhängig gewesen waren, gelangten jetzt zur Reichsunmittelbarkeit, die Einheit des Stammes löste sich in die Vielheit der Territorien auf. Ein kleinlicher, selbstsüchtiger Partikularismus trat an die Stelle jener den ganzen Stamm erfüllenden Sonderbestrebungen, welche in ihrer Abneigung gegen die universalen Tendenzen des Kaisertums immerhin eine relative Berechtigung gehabt hatten. Dem Reiche aber und seiner weiteren historischen Entwicklung ist aus dieser ganzen, tief eingreifenden, den deutschen Norden von Grund aus umgestaltenden Umwälzung kein Segen erwachsen.

Siebenter Abschnitt.

Der Ausgang Heinrichs des Löwen.

Am 25. Juli 1182 verließ Heinrich der Löwe, wie er dem Kaiser zu Erfurt gelobt hatte, Braunschweig. Er begab sich zunächst nach der Normandie, wo Heinrich von England damals gerade Hof hielt. In seiner Begleitung befanden sich seine Gemahlin und seine sämtlichen Kinder mit Ausnahme des zweiten Sohnes Lothar, der vorläufig noch in Deutschland zurückblieb. In Argenton, an dem glänzenden und liederreichen Hofe seines Schwiegervaters, mit Auszeichnung und hohen Ehren empfangen, vermochte Heinrich doch dies thatenlose Leben nicht lange zu ertragen. Noch in demselben Jahre unternahm er, während seine von den normännischen Dichtern viel gefeierte Gemahlin mit ihren Kindern in Argenton zurückblieb, eine Wallfahrt nach Spanien zu den Heiligtümern des heiligen Jakob von Compostella. Während seiner Abwesenheit brach der Krieg zwischen Heinrich II. und dessen Söhnen, der den Frieden in der englischen Königsfamilie schon wiederholt gestört hatte, von neuem aus. Erst nach seiner Beendigung ging

Heinrich II. in der Mitte des Jahres 1184 nach England hinüber, begleitet von seiner Tochter, der Herzogin Mathilde, welche bald darauf ihrem vierten Sohne Wilhelm, dem Stammvater aller späteren Welfen, das Leben gab. Kurze Zeit darauf folgte ihnen auch Heinrich der Löwe.

Unausgesetzt behielt dieser die Entwicklung der deutschen Angelegenheiten, zumal derjenigen Sachsens, im Auge. Die Verwirrung, welche hier, nachdem er das Land verlassen hatte, in allen Verhältnissen sich geltend machte, mußte die wohl nie ganz aufgegebene Hoffnung, dereinst in seine alte Stellung wieder eingesetzt zu werden, in ihm neu beleben. Bernhard von Anhalt, der jetzige Inhaber der Herzogswürde in Sachsen, mühte sich vergebens ab, seiner Autorität Anerkennung zu verschaffen. Die großen Vasallen des Nordens, die sich wohl dem Willen des gewaltigen Löwenherzogs gebeugt hatten, waren keineswegs geneigt, dem kleinen Grafen, dessen Persönlichkeit wenig bedeutend, dessen Hausmacht gering war, zu gehorchen. Der neue Herzog hatte die Grafen und Herren des ihm zu Gelnhausen verliehenen Gebietes nach Artlenburg beschieden, um sich hier von ihnen huldigen zu lassen. Aber Adolf von Holstein blieb aus und verweigerte trotzig den Lehenseid. Auch die geistlichen Fürsten, wie Bischof Isfried von Ratzeburg, suchten sich ihrer lehensrechtlichen Verpflichtungen zu entziehen. Mit den Grafen von Ratzeburg und Schwerin aber, die ihm zu Artlenburg den Lehenseid geleistet hatten, geriet Herzog Bernhard alsbald in Zwist, als er an der Elbe eine neue Feste, die Lauenburg, zu erbauen begann. Sie verbanden sich mit dem Grafen Adolf von Holstein, bemächtigten sich der eben vollendeten Feste und brachen sie nieder. Noch weniger wie hier im Norden vermochte der neu eingesetzte Herzog sich in den westfälischen und engrischen Gegenden Anerkennung und Gehorsam zu erzwingen. Hier war die Anarchie noch schlimmer als in den Gegenden an der untern Elbe und in Transalbingien. Wer irgend die Macht dazu besaß, griff zu und suchte seine Besitzungen und Gerechtsame zu erweitern. Die welfischen Erbgüter, welche dem verbannten Heinrich nach dem Erfurter Beschlusse verbleiben sollten, welche aber jetzt bei seiner Abwesenheit ohne allen Schutz waren, wurden von dieser allgemeinen Begehrlichkeit am meisten bedroht. Niemand vermochte, zumal der Kaiser im Jahre 1184 wieder nach Italien gezogen war, der wachsenden Verwirrung und Zerrüttung zu steuern. „In diesen Tagen“, sagt der allerdings welfisch gesinnte Arnold von Lübeck, „war kein König in Israel,

sondern ein jeder that, was in seinen Augen recht schien. Denn nach der Verbannung des Herzogs Heinrich, welcher der alleinige Herr in diesen Ländern gewesen und mit mächtiger Hand den Frieden im Innern gesichert und das Ansehen des deutschen Namens bei den fremden und barbarischen Nationen aufrecht erhalten hatte, suchte jetzt jeder nach Tyrannenart selbst König zu spielen.“

Wenn der Lübecker Abt hier vorzugsweise die innere Zwietracht betont, welche infolge von Heinrichs des Löwen Sturze in Sachsen eingerissen war, so deutet er doch zugleich an, daß dies Ereignis auch für die Gestaltung der deutschen Beziehungen zum Auslande, namentlich für die Machtstellung des Reiches gegenüber den Dänen und Wenden, von verhängnisvoller Bedeutung war. Wir haben gesehen, welche beherrschende Stellung Heinrich der Löwe hier eingenommen hatte. Das ganze Wendenland bis zur Mündung der Oder hatte er seiner Botmäßigkeit unterworfen, der Eroberungslust des hochstrebenden Dänenkönigs Zaum und Zügel angelegt. Das alles änderte sich mit der Katastrophe, die über ihn hereingebrochen war. Pommern ward durch den Kaiser selbst dem lockeren Lehensverbande entzogen, in welchem es bisher zu dem Herzogtume Sachsen gestanden hatte: seine Fürsten erhielten mit dem Herzogstitel die Stellung von unmittelbaren Reichsfürsten. Im Lande der Abodriten herrschte nach Heinrichs Falle dieselbe Zerrüttung, die sich Sachsens bemestert hatte. Niklot, des vor Wäre aufgehängten Wertizlaw Sohn, erwies sich als eifriger Freund und Förderer des neuen Herzogs Bernhard, während sein Vetter Heinrich Borwin, Heinrichs des Löwen Eidam, wie es scheint, gleich seinem Vater treu zu dem verbannten Herzoge hielt. Jener ward in die Fehde verwickelt, welche die Grafen von Holstein, Ratzeburg und Schwerin der Lauenburg wegen mit dem Herzoge Bernhard führten. Sie eroberten seine Burg Ilow und trieben ihn aus dem Lande. Er fand eine Zuflucht bei Bernhards Bruder, dem Markgrafen Otto von Brandenburg, der ihm einstweilen in Havelberg seinen Wohnsitz anwies. Als er von hier verwüstende Streifzüge in das Land Slavien unternahm, fiel er bei einem derselben dem Pommernherzoge Bogislaw in die Hände und dieser lieferte ihn dem Könige von Dänemark aus. Dasselbe Schicksal hatte Heinrich Borwin, der, vom Fürsten Jarimar von Rügen gefangen, gleichfalls in dänische Gefangenschaft geriet.

Schon hieraus erhellt, wie großen Einfluß inzwischen Dänemark auf die Länder der Slaven gewonnen hatte. In

der That kam der Sturz Heinrichs des Löwen keiner Macht in gleich hohem Mafse zugute wie Dänemark. Mit ihm sank die Schutzwehr, welche ein starkes Herzogtum Sachsen bisher dem Gelüste der Dänen, ihre Herrschaft über die wendischen Landschaften an der Ostsee auszudehnen, entgegengestellt hatte. Am 12. Mai 1182 war der große Waldemar gestorben. Ihm folgte sein Sohn Knud, ein Jüngling von zwanzig Jahren, erfüllt von demselben Geiste, der seinen Vater beseelt hatte. Als Kaiser Friedrich ihn vor sich lud, damit er aus seiner Hand die Belehnung mit Dänemark empfangen, erfolgte zuerst eine ausweichende, dann eine schroff abweisende Antwort. Da reizte Friedrich den Herzog Bogislaw von Pommern gegen den Dänenkönig auf, und dieser rüstete sich zunächst im Jahre 1183 zum Kriege gegen Jarimar von Rügen, den Vasallen Knuds. Als er aber im Mai 1184 mit einer zahlreichen Flotte siegesgewiß in den rügenschcn Gewässern erschien, erlitt er durch Jarimar und den diesem zu Hilfe eilenden Erzbischof Absalon von Lund auf der Höhe der Insel Hithin eine vernichtende Niederlage. Noch in demselben Jahre zog dann König Knud selbst gegen die Pommern zu Felde, berannte vergebens Wolgast und Usedom, verwüstete aber, ohne Widerstand zu finden, das ganze Land und zerstörte Julin sowie die Festungen an der Swine, die von ihren Besatzungen verlassen waren. Als er dann im folgenden Jahre abermals ein Heer nach Pommern führte und unter schrecklichen Verwüstungen sich anschickte Kamin zu belagern, entsank dem Pommernherzoge der Mut. Er bat um Frieden, der ihm unter harten Bedingungen gewährt ward. Außer großen Geldsummen, die er an den König und den Erzbischof zu zahlen hatte, mußte er für sich und sein Land dem Dänenkönige Treue und Tribut geloben. Auf seinem reich geschmückten Königsschiffe empfing Knud den Huldigungseid des Pommernherzogs, der sich noch vor kurzem vermessen hatte, ihn der Oberhoheit des deutschen Kaisers unterwerfen zu wollen. Und während so das Mündungsland der Oder ein Lehen der Krone Dänemark wurde, faßten die Dänen auch in Abodritien, mitten unter der hier von Heinrich dem Löwen angesiedelten deutschen Bevölkerung, festen Fuß. König Knud entließ die beiden Fürsten der Abodriten, nachdem er sich von ihnen für ihre Treue hatte Geiseln stellen lassen, aus ihrer Haft. Dann ordnete er als ihr oberster Lehensherr ihre beiderseitigen Rechte und Besitzungen. Heinrich Borwin erhielt die Mitte des Landes mit den Burgen Ilow und Mecklenburg, Niklot dagegen den

Osten mit dem Lande und Schlosse Rostock. Nur im Westen behaupteten Graf Gunzelin von Schwerin und seine Nachkommen noch eine Zeit lang ihre Unabhängigkeit von dänischer Lehenshoheit.

So rasch und gründlich hatten sich hier im Norden die Verhältnisse nach Heinrichs des Löwen Sturze geändert. Kaum war seitdem ein halbes Jahrzehnt vergangen, und schon gehorchten die Wendenfürsten an der Ostsee dem Gebote des Dänenkönigs, der von dieser Zeit an sich zugleich „König der Slaven“ nannte. „Was den unablässigen Bemühungen Waldemars versagt geblieben war, die Herrschaft über die Slaven, das fällt jetzt seinem Sohne fast mühelos in den Schoß.“ Mit diesen Worten bezeichnet der dänische Geschichtschreiber Saxo Grammaticus kurz aber schlagend den gewaltigen Umschwung, der sich vollzogen hatte. Die Ohnmacht des neuen Herzogs, der die zersplitterten Streitkräfte des Landes nicht zusammenzufassen vermochte, der Hader zwischen ihm und den größeren sächsischen Grafen, die Unsicherheit und Unfertigkeit der soeben geschaffenen Zustände, das alles wirkte zusammen, um den Dänen ihren Eroberungsweg zu erleichtern. Mit Mühe brachte Friedrich, erschreckt und erzürnt über die Erfolge Knuds, damals eine Aussöhnung zwischen dem Herzoge Bernhard und seinen widerspenstigen Vasallen zustande. Graf Adolf mußte die Verzeihung desselben für die Zerstörung der Lauenburg mit 700 Mark erkaufen und Oldeslo wie das Land Ratkau herausgeben; die Grafen Bernhard und Gunzelin wurden jeder um 300 Mark gebüßt. Die verwüstete Lauenburg aber mußten alle drei auf gemeinschaftliche Kosten wieder erbauen.

Zu derselben Zeit, da dies geschah, kehrte der Mann, der früher mit kräftiger Hand die Ordnung im Lande aufrecht erhalten, die Slaven gebändigt und den Übergriffen der Dänen gewehrt hatte, aus der Verbannung in die deutsche Heimat zurück. Englische Chronisten berichten, daß Heinrich der Löwe die Erlaubnis dazu den vereinigten Bitten der Könige von England und Frankreich, sowie des Papstes Alexander zu danken gehabt habe. Die deutschen Quellen wissen nichts davon. Sicher ist, daß er zu Ende Oktober 1185 wieder in Braunschweig war. Er fand einen großen Teil seiner Erblände noch in der Gewalt seiner Gegner. Aber vergebens wandte er sich an den Kaiser um Abhilfe. Friedrich war von Mißtrauen gegen ihn erfüllt und hielt ihn für den heimlichen Anstifter aller jener Widerwärtigkeiten, die ihm damals vom Papste, dem Erzbischofe

von Köln und Heinrichs Schwiegersohne, dem Dänenkönige, bereitet wurden. Mehr als nichtssagende Vertröstungen vermochte der Welfe nicht von ihm zu erlangen. Auch die Erwartungen, welche Heinrich an die soeben erfolgte Wahl des ihm früher befreundeten Domherrn Hartwig, seines ehemaligen Kapellans, zum Erzbischof von Bremen knüpfte, erwiesen sich, vorläufig wenigstens, als trügerisch. So blieb ihm nichts übrig, als in Geduld der kommenden Dinge zu harren.

Da trat ein Ereignis ein, welches mit einem Schlage die ganze politische Lage Europas veränderte und wohl geeignet war, den in Heinrichs Seele schlummernden Hoffnungen auf die Wiedergewinnung seiner alten Macht neue Nahrung zu geben. Am 3. Oktober 1187 fiel das von den Sarazenen schon längst hart bedrängte Jerusalem in die Gewalt Saladins. Als die Kunde davon das Abendland durcheilte, verstimmt der Hader der Parteien und eine allgemeine Bewegung ergriff die Gemüther. Sie gipfelte in dem Entschlusse der leitenden Nationen und ihrer Herrscher, mit Beiseitsetzung ihrer Zwiste sich zu einem großen Heereszuge in den Osten zu vereinigen, um das heilige Grab den Händen der Ungläubigen wieder zu entreißen. Die Könige von Frankreich und England nahmen das Kreuz, und an die Spitze des ganzen umfassenden und großartigen Unternehmens trat trotz seines hohen Alters der deutsche Kaiser, der am 27. März 1188 auf dem Reichstage zu Mainz das Gelübde der Kreuzfahrt ablegte. Ehe er aber nach dem fernen Morgenlande aufbrach, ordnete er die Verhältnisse des Reiches. Seinem früh zum Manne gereiften Sohne Heinrich glaubte er die Verwaltung desselben wohl anvertrauen zu dürfen, aber mit banger Sorge erfüllte ihn der alte Welfe, welcher anscheinend teilnahmlos, in Wahrheit grollend und seine Zeit erharrend, auf seiner Burg Thanquarderode in Braunschweig saß. Friedrich war überzeugt, daß er nur auf seinen Aufbruch warte, um seine nie aufgegebenen Ansprüche auf das Herzogtum Sachsen zu erneuern. Um dies zu verhindern, beschied er ihn nach Goslar. Hier ließ er ihm die Wahl zwischen drei Vorschlägen: entweder sollte Heinrich gegen Verzicht auf einen Teil seiner früheren Würden den anderen zurückerhalten oder durch seine Teilnahme am Kreuzzuge die Aussicht auf eine völlige Restitution erkaufen oder endlich noch einmal mit seinem ältesten Sohne auf drei Jahre das Land verlassen. Der Welfe konnte sich weder dazu überwinden, auf die Wiedererlangung seiner früheren Rechte zu verzichten, noch litt es sein Stolz, jetzt im Gefolge des Kaisers jene Länder zu durch-

ziehen, die er einst auf dem Gipfel seiner Macht als Pilger besucht hatte. Auch mochte er hoffen, unter günstigen Umständen nach des Kaisers Abzuge durch eigene Kraft das Verlorene zurückzugewinnen. So wählte er von jenen Vorschlägen den letzten und ging um Ostern 1189 zum zweitenmale in die Verbannung nach England. Die Sorge für seine Länder vertraute er, wie einst vor siebzehn Jahren, seiner Gemahlin Mathilde an, welche, während der älteste Sohn Heinrich den Vater begleitete, mit den übrigen Kindern in Braunschweig zurückblieb.

Aber nicht lange hat diese zweite Verbannung Heinrichs gedauert. Kaum war der Kaiser mit dem Kreuzheere nach Ungarn aufgebrochen, als sich der Welfe auch schon zur Heimkehr rüstete, fest entschlossen, die günstige Situation nach Kräften auszunutzen. Um einen Vorwand, seinen Eidbruch zu entschuldigen, konnte er nicht verlegen sein. Am 28. Juni 1189 starb seine Gemahlin zu Braunschweig, und damit waren Heinrichs Länder nicht nur der Regentin beraubt sondern auch allen Angriffen seitens der Nachbarn schutzlos preisgegeben. Er konnte sich darauf berufen, daß nur seine Gegenwart in Deutschland seine Besitzungen sicher zu stellen vermöge, deren Integrität ihm doch der Kaiser feierlichst verbürgt habe. Zu Ende des September war er wieder in Deutschland. Von dem Erzbischofe Hartwig ward er jetzt mit offenen Armen empfangen. Denn dieser hoffte durch ihn die Herrschaft über die Dithmarschen zurückzugewinnen, die sich unter den Schutz des Bischofs Waldemar von Schleswig gestellt hatten. Hartwig belehnte den Herzog sogleich mit der Grafschaft Stade. Und schon erhoben sich auch die Holsaten und Stormarn, deren Herr, Graf Adolf, sich dem Heereszuge des Kaisers angeschlossen hatte, zu seinen Gunsten. Die holsteinischen Festen Hamburg, Plön und Itzehoe fielen in seine Hände. Von allen Seiten eilten ihm die alten Waffengenossen zu: Bernhard von Ratzeburg, Helmold von Schwerin, des inzwischen gestorbenen Gunzelin Sohn, Bernhard von Wölpe und andere. Während Graf Adolf von Dassel; den der Holsteiner Graf als Verweser seines Landes während seiner Abwesenheit zurückgelassen hatte, mit dessen Mutter und Gattin in Lübeck eine Zuflucht fand, brach Heinrich der Löwe gegen Bardowiek auf. Am 28. Oktober ward die Stadt mit Sturm genommen und von Grund aus zerstört. Die einst so reiche und blühende Handelsmetropole des alten Sachsens hat sich von dieser Katastrophe nie wieder erholt. Ein großer Teil ihrer Bewohner siedelte nach dem nahen Lüneburg über,

welchem auch sonst der Untergang der Nachbarstadt zugute kam. Heinrich der Löwe aber wandte sich nach diesem Erfolge seiner Waffen gegen das wichtige Lübeck. Die Bürger, durch Bardowicks Schicksal erschreckt und der vielen Wohlthaten eingedenk, die ihnen der Herzog einst erwiesen hatte, öffneten ihm die Thore: nur für den Grafen von Dassel und die Familie Adolfs von Holstein bedangen sie freien Abzug aus. Dann schickte Heinrich den Edeln Walther von Boldensele mit hinreichender Mannschaft gegen Segeberg, die einzige Feste in Holstein, die noch aushielt. Er selbst lagerte sich vor der Lauenburg, um diesen Waffenplatz des Herzogs Bernhard zu bezwingen.

Der bisher unwiderstehliche Siegeslauf des Welfen ward aber jetzt gehemmt. Die erste Überraschung, der er großentheils seine Erfolge zu danken hatte, war vorüber, und schon rüstete sich der junge König Heinrich selbst, erzürnt über den Treubruch des Welfen und die Eroberung des Holsteiner Landes, ihm mit den Waffen entgegenzutreten. Mitte Oktober ward auf einem Reichstage zu Merseburg die Heerfahrt gegen Heinrich beschlossen. Von Goslar, wo sich die Streitmacht des Königs sammelte, brach dieser über Hornburg nach Braunschweig auf. Hier befehligte Heinrichs des Löwen ältester und gleichnamiger Sohn, ein sechzehnjähriger Jüngling, dem der Vater im Vertrauen auf die anhängliche Gesinnung der Bürger diesen wichtigen Posten angewiesen hatte. Der junge Welfe verdiente sich bei dieser Gelegenheit die ersten Sporen. Umsichtig und mutvoll verteidigte er die bedrohte Stadt, vereitelte den Versuch der Belagerer, die Schutzwehren derselben anzuzünden, und hielt so lange stand, bis die hereinbrechende rauhe Jahreszeit den König nötigte, die Unternehmung aufzugeben. Aber fürchtbar hatte die Wut des Krieges in dem unliegenden Lande gehaust, wobei sich niemand mehr hervorthat als Erzbischof Konrad von Mainz, ein Bruder des neuen Herzogs Otto von Bayern, der, hoch zu Ross, nicht gleich einem Geistlichen, sondern wie ein Kriegsoberster gerüstet, weithin die Schärfe des Schwertes und die Verheerungen der Brandfackel trug. Um sich für den Misserfolg vor den Mauern Braunschweigs doch in etwas zu entschädigen, rückte das königliche Heer nach Aufhebung der Belagerung vor Hannover und verbrannte die wehrlose, eben damals emporblühende Stadt. Von Limmer jedoch, der Burg des Grafen Konrad von Rode, mußte es ruhmlos und unverrichteter Sache abziehen. Der einzige wirkliche Erfolg, den König Heinrich durch seinen Feldzug erreichte, war die Vertreibung des welfen-

freundlichen Erzbischofs Hartwig von Bremen. Er floh nach England, wo er Aufnahme und Schutz fand.

Inzwischen hatte Heinrich der Löwe selbst zwar die Lauenburg bezwungen, das Heer der Holsteiner aber, welches Segeberg belagerte, eine empfindliche Niederlage erlitten. Als nun, dadurch ermutigt, auch Graf Adolf von Dassel wieder auf dem Kampfplatze erschien und Lübeck zu beunruhigen begann, sandte der Welfe gegen diesen ein Heer unter Führung der Grafen von Ratzeburg und Schwerin, sowie seines Truchsefs Jordanes. Vor den Thoren von Lübeck kam es zu einem für die welfische Partei höchst unglücklichen Gefecht. Viele der Herzoglichen ertranken in der Trave, Graf Helmold und der Truchsefs wurden gefangen und der Ratzeburger Graf entging demselben Schicksal nur durch schleunige Flucht. Da schien es dem alten Löwen doch geraten, unter leidlichen Bedingungen eine Aussöhnung mit König Heinrich zu suchen. Die Hoffnungen, die er bei seiner Waffenerhebung auf auswärtigen Beistand gesetzt haben mochte, waren in nichts zerronnen. Weder sein Eidam Knud von Dänemark noch sein Schwager Richard von England, welcher inzwischen zur Regierung gekommen war, hatte sich für ihn geregt. Jenem konnte die Wiederherstellung der welfischen Macht in Sachsen überhaupt nicht willkommen sein, Richard aber war damals durch die Rüstungen zu seinem Kreuzzuge vollauf beschäftigt. So nahm denn Heinrich die Vermittelung der Erzbischöfe von Mainz und Köln in Anspruch und machte im Juli 1190 zu Fulda seinen Frieden mit dem Könige. Der Herzog mußte versprechen, die Mauern Braunschweigs an vier Stellen niederzureißen und die Lauenburg zu zerstören. Dagegen erhielt er die eine Hälfte von Lübeck als ein Geschenk des Königs, während die andere Hälfte dem Grafen von Holstein verbleiben und diesem sein Land mit den eroberten Festen wieder eingeräumt werden sollte. Für die ehrliche Ausführung dieses Vertrages sollte Heinrichs zweiter Sohn Lothar als Geisel bürgen, der Erstgeborene des Herzogs aber mit fünfzig Rittern den König auf dem Zuge nach Apulien begleiten, zu welchem sich dieser damals mit aller Macht rüstete.

Der so geschlossene Vertrag war nur ein Scheinfriede. Heinrich der Löwe dachte nicht daran, den übernommenen Verpflichtungen zu entsprechen, noch weniger aber, auf seine alten Restaurationspläne zu verzichten. Zwar die Söhne hatte er dem Könige übergeben müssen, aber die übrigen Bedingungen des Friedens blieben unerfüllt. Er

hoffte noch immer auf eine Wendung zu seinen Gunsten in der politischen Lage Europas. Gerade damals wird die Kunde von dem traurigen Ende des Kaisers im fernen Morgenlande über die Alpen gedrungen sein. König Heinrich aber zog einem gefährlichen und unsicheren Kriege in einem Lande entgegen, das schon manchem Deutschen zu einem frühzeitigen Grabe geworden war. Was konnte nicht alles geschehen, wenn ihn hier ein gleiches Geschick ereilte! Und fast schien es, als sollten sich diese Hoffnungen des alten Welfen erfüllen. In raschem Siegeslauf war der König, nachdem er in Rom aus der Hand des soeben auf den päpstlichen Stuhl erhobenen Papstes Cölestin III. die Kaiserkrone empfangen hatte, bis vor die Thore von Neapel gelangt. Hier aber wandte sich das Glück. Die Anhänger des Bastard Tankred, welcher dem jungen Kaiser und dessen Gemahlin den Besitz des normannischen Reiches streitig machte, verteidigten die Hauptstadt des sicilischen Reiches mit gutem Erfolge. Im Heere des Kaisers brach wieder einmal eine jener mörderischen Seuchen aus, die so oft die Anstrengungen der Deutschen in Italien vereitelt und ihre Siege illusorisch gemacht haben. Ihr erlag unter anderen der Erzbischof Philipp von Köln. Der Kaiser selbst hielt sich nur mit Mühe aufrecht. In einer Sänfte mußte er nach Capua geschafft werden: man glaubte nicht, daß er die Krankheit überstehen werde. Der ganze mit so großen Erwartungen unternommene Feldzug mußte als gescheitert angesehen werden, zumal des Kaisers Gemahlin kurze Zeit darauf in die Gewalt der Normannen fiel. Und schon zeigten sich auch in Deutschland die schlimmen Früchte dieses Misserfolges. Noch während der Belagerung von Neapel war der junge Heinrich von Braunschweig auf die Kunde, daß sein Bruder Lothar in Augsburg plötzlich gestorben sei, aus den Reihen des kaiserlichen Heeres verschwunden. Auf einem sicilischen Schiffe eilte er nach Marseille und erreichte von da glücklich die Heimat, wo er die Nachricht von dem Untergange des deutschen Heeres und dem frühzeitigen Tode des Kaisers verbreitete. Sie brachte alle alten Feinde und Neider des staufischen Königshauses in Bewegung, aber auch viele andere, welche Heinrichs VI. schroffes Auftreten verletzt hatte, schlossen sich an. Eine große, weit verzweigte Koalition gegen das staufische Kaisertum bereitete sich vor. Bis in das Ausland erstreckten sich ihre Verbindungen. Man rechnete auf dänische Hilfe, vor allem aber auf den Beitritt des englischen Königs, der eben damals die Welt mit dem Ruhme seiner

im heiligen Lande vollbrachten Waffenthaten erfüllte. Schon wurde die Möglichkeit einer neuen Königswahl ins Auge gefaßt: man dachte an den jungen Welfen, der soeben den Kaiser vor Neapel verräterischerweise im Stich gelassen hatte. Noch einmal brachte der wunderbare Umschwung der Ereignisse das welfische Haus an die Spitze der antistaufischen Opposition. In der Hand des alten Löwen zu Braunschweig liefen alle Fäden dieser gefährlichen Verschwörung zusammen. Auch der Papst scheint ihr nicht fremd geblieben zu sein. Denn gerade damals erteilte Cölestin dem ehemaligen Sachsenherzoge einen Schutzbrief, kraft dessen dieser und seine Söhne nur von dem Papste selbst oder einem eigens zu diesem Zwecke bevollmächtigten Legaten mit dem Bann der Kirche belegt werden konnten. Die Absicht war offenbar, zu verhindern, daß Heinrich bei seinen Schritten durch die Verhängung der Exkommunikation vonseiten irgendeines deutschen, staufisch gesinnten Bischofes gelähmt werde.

Aber so drohend diese Verbindung aller den Stauern feindlich gesinnten Elemente sich anließ, sie sollte an der überlegenen Thatkraft und Umsicht Heinrichs VI. zerscheitern. Auch er hatte seine Verbündeten, Fürsten weder so berühmt noch so mächtig wie die Häupter des gegnerischen Lagers, aber sie waren zur Hand und durch ihren alten, allen gemeinsamen Haß gegen den Welfen, der immer von neuem den durch seinen Sturz geschaffenen Besitzstand in Sachsen bedrohte, enge verbunden. Unter ihnen war keiner eifriger, entschlossener und für den Kaiser wichtiger als Graf Adolf von Holstein. In Tyrus hatte dieser die Kunde von der Rückkehr Heinrichs des Löwen aus England und von der Eroberung seines Landes durch ihn erhalten. Er eilte sogleich in die Heimat und traf den Kaiser im Dezember 1190 in Schwaben, eben bereit, sein Heer über die Alpen in die lombardische Ebene zu führen. Mit seiner Erlaubnis unternahm er es, sein Land dem Welfen, der dasselbe vertragswidrig noch immer besetzt hielt, mit Waffengewalt zu entreißen. Der erste Versuch, nach Holstein durchzudringen, mißlang, da Heinrich alle Plätze an der Elbe, Stade, Lauenburg, Boitzenburg, und jenseits derselben Schwerin, in seiner Gewalt hatte. Den Weg durch Slavien aber versperrte ihm Heinrich Borwin, der Schwiegersonn des Herzogs. Dennoch gelangte Adolf unter dem Schutz und Geleite des Markgrafen Otto II. von Brandenburg und des Herzogs Bernhard glücklich nach Artlenburg, wo ihn Adolf von Dassel mit vielen Holsteinern und Stormarn freudig

empfang, auch sein Weib und seine Mutter ihm zuführte. Jetzt wandte sich der Holsteiner Graf, welchem sich auch der jüngere, mit seinem Vater entzweite Bernhard von Ratzeburg anschloß, gegen Lübeck und schloß die Stadt zu Lande, bald auch durch Sperrung der Trave von der Seeseite ein. Zwar ward die Belagerung auf kurze Zeit durch eine glückliche Waffenthat des älteren Bernhard von Ratzeburg und Konrads von Rode, dem Heinrich der Löwe Stade verliehen hatte, unterbrochen. Aber die Herzoglichen erlitten darauf bei Boitzenburg eine empfindliche Niederlage, und nun fielen rasch hinter einander Hamburg, Stade und Lübeck, die beiden letzteren Städte durch Vertrag, in die Hände des Holsteiner Grafen. Ein Versuch Heinrichs, Stade durch seinen ältesten Sohn zurückzugewinnen, schlug fehl. Und während so seine Eroberungen im Norden verloren gingen, sah sich der Welfe zugleich durch einen Angriff auf seine Erblände, den Kern seiner Macht, schwer bedroht.

Mit den Trümmern seines durch Kämpfe und Krankheit arg gelichteten Heeres war der bereits für tot gehaltene Kaiser zu Anfang 1192 nach Deutschland zurückgekehrt. Als er nach Schwaben kam, begegnete ihm in Kaufbeuren der Leichenzug Welfs VI., der soeben (15. Dezember 1191) zu Memmingen das Zeitliche gesegnet hatte. Heinrich begleitete die Leiche bis Steingaden, dem einst von Welf kurz vor dessen erster Kreuzfahrt gegründeten Kloster, wo der letzte der schwäbischen Linie der Welfen die irdische Ruhestätte fand. Dem Kaiser fielen nun als Erben seines Vaters gemäß dem früher zwischen diesem und Welf abgeschlossenen Verträge die ausgedehnten welfischen Besitzungen in Süddeutschland zu. Es war ein reicher Zuwachs an Land und Leuten, den er dadurch erhielt, aber wichtiger schien es ihm für den Augenblick, den welfischen Umtrieben im Norden ein Ziel zu setzen. Auf einem zu Pfingsten in Worms abgehaltenen Reichstage ächtete er den jungen Heinrich von Braunschweig wegen Heeresflucht (herisliz) und bot die Fürsten Sachsens zu einem Feldzuge gegen Braunschweig auf. Um seiner Mahnung bei dem Magdeburger Erzbischofe größeres Gewicht zu geben, verlieh er ihm am 1. Juni die Burg Haldensleben, Königslutter und andere welfische Erbgüter. Wichmann selbst konnte freilich an dem Zuge nicht mehr teilnehmen: er erkrankte eben damals und starb am 25. August 1192. Aber die übrigen Fürsten, darunter die Bischöfe von Hildesheim und Halberstadt, brachen gegen die welfische Hauptstadt auf und lagerten sich am 11. Juni

bei Leifferde, von wo aus sie in gewohnter Weise in dem offenen Lande heerten. Zugleich knüpften sie in der Stadt selbst Verbindungen an. Der dortige Vogt Ludolf von Wenden, ein Dienstmann des Herzogs, zettelte einen Aufstand an, der indes mißlang. Ludolf floh mit seinen Anhängern aus der Stadt und setzte, indem er offen von seinem Lehensherrn abfiel, seine Burgen Wenden und Dahlum in Verteidigungsstand. Mit ihm im Bunde war das mächtige Ministerialengeschlecht, welches sich nach der zwei Meilen südlich von Braunschweig gelegenen Burg Wolfenbüttel benannte. So sah sich Heinrich der Löwe nicht nur von einem Angriffe seiner nächsten fürstlichen Nachbarn sondern zugleich durch den Verrat und Abfall seiner bedeutendsten Dienermannen bedroht. Indessen die Gefahr ging glücklich vorüber. Die Fürsten im Lager bei Leifferde bequerten sich, nachdem sie vergeblich auf das persönliche Erscheinen des Kaisers gewartet hatten, zu einem Waffenstillstande, den der Propst Gerhard von Steterburg vermittelte, und zogen ab. Und nun erging über die abtrünnigen Dienstleute des Welfen ein strenges Gericht. Ihre Züchtigung übernahm dessen vom Kaiser geächteter Sohn Heinrich in Verbindung mit dem Grafen Bernhard von Wölpe. Nach vier Tagen erlag das von Ekberts Bruder Gunzelin verteidigte Wolfenbüttel der verheerenden Wirkung der herzoglichen Wurfgeschosse. Dann fiel nach sechstägiger Belagerung Ludolfs festes Schloß Dahlum und ward der Zerstörung preisgegeben: den Besitzer selbst mit seinem jüngeren Sohne führte man gefangen nach Braunschweig. Auch Peine, die Burg seines Neffen Ludolf von Peine, der den bisherigen treuen Anhänger der Welfen, Konrad von Rode, zum Abfall verleitet hatte, ging in Flammen auf. So gefährlich dieser Aufstand der herzoglichen Ministerialen sich zu gestalten schien, so rasch ward er durch die energischen Maßregeln des alten Welfen und seines kriegstüchtigen Sohnes niedergeworfen.

Und fast zu der nämlichen Zeit lächelte ihnen auch im Norden noch einmal das Glück. Durch die Erfolge Adolfs von Holstein ermutigt, unternahm Herzog Bernhard von Sachsen im Bunde mit dem Holsteiner Grafen und dem jüngeren Bernhard von Ratzeburg zu Ende Februar 1193 die Belagerung der Lauenburg. So sicher war er des Erfolges, daß er seine Gemahlin und sein ganzes Hausgerät mit sich führte. Als er aber in thörichter Sicherheit seine Streitkräfte zersplitterte, ward er von den zum Entsatz herbeieilenden Herzoglichen unter Führung Bernhards von Wölpe und Helmolds von Schwerin überfallen und nach

tapferem Widerstande aufs Haupt geschlagen. Er selbst entging der Gefangenschaft nur durch eilige Flucht, seine Gemahlin rettete sich unter Zurücklassung ihrer Habe nach Ratzeburg. So schien sich die Lage Heinrichs des Löwen trotz der Anstrengungen des Kaisers und seiner Bundesgenossen doch günstig zu gestalten. Er durfte darauf rechnen, daß auch seine Freunde bald in den Kampf, der entbrannt war, eingreifen würden. Eben damals bewog ein Streit des Dänenkönigs mit dem Grafen von Holstein den ersteren, aus seiner bisherigen abwartenden Stellung herauszutreten und offen die Partei seines Schwiegervaters zu ergreifen. Die größte Hoffnung aber mochte der Herzog auf die baldige Rückkehr Richards von England setzen, der soeben mit Saladin einen die Duldung der Christen in Palästina sichernden Vertrag geschlossen hatte und nun sich anschickte, nach Europa zurückzukehren. Da steckte ein unerwartetes Ereignis mit einemmale diesen Hoffnungen und allen Plänen der antistaufischen Partei ein Ziel und gab Heinrich VI. das willkommene Werkzeug in die Hand, mühelos den Bund seiner Gegner zu sprengen, den immer noch gefürchteten Welfen zu isolieren und die mit ihm offen oder geheim verschworenen Fürsten zu demütigen. König Richard Löwenherz war auf seiner Heimkehr in der Nähe von Wien trotz der Verkleidung, die er angenommen, erkannt worden und in die Gewalt seines Todfeindes, des Herzogs Leopold von Österreich, gefallen. Dieser hielt ihn erst auf dem Dürrenstein gefangen, dann lieferte er ihn dem Kaiser aus, der ihn auf die Reichsfeste Hohentrifels in der Rheinpfalz schickte. Mit ihm hielt Heinrich VI. ein sicheres Unterpfand in Händen, daß es ihm gelingen würde, Herr der noch immer gefährlichen Lage zu werden. Er war entschlossen, die unverhoffte Gunst des Glückes auszubenten und namentlich in keine Übereinkunft mit dem gefangenen Könige zu willigen, die ihm nicht zugleich Ruhe vor den stets sich erneuernden Versuchen Heinrichs des Löwen, seine alte Macht zurückzuerlangen, schaffen würde. In den Verhandlungen wegen der Freilassung Richards spielen dessen Beziehungen zu dem Schwager in Braunschweig eine hervorragende Rolle. Lange hat sich Richard gesträubt, nach dieser Richtung hin bindende Versprechungen zu geben, und als endlich zu Ende Juni 1193 auf dem Reichstage zu Worms jene Verhandlungen zum Abschlusse kamen, hat er sich lieber gefallen lassen, daß die Summe für seine Befreiung um die Hälfte gesteigert ward, und außerdem die Zahlung des für den Herzog von Österreich

ausbedungenen Lösegeldes von 20 000 Mark übernommen, als daß er in des Kaisers Zumutungen inbetreff Heinrichs des Löwen gewilligt hätte. Dennoch half dem letzteren des Königs Standhaftigkeit wenig, zumal das für seine Befreiung festgesetzte Lösegeld nur langsam zusammengebracht werden konnte und Richard bis zur völligen Beschaffung desselben in Haft bleiben sollte. Heinrich der Löwe sah sich jetzt von allen seinen bisherigen Bundesgenossen verlassen und schutzlos der Rache des Kaisers preisgegeben. Der Versuch seines Sohnes Heinrich, den Dänenkönig für ein entschlossenes Auftreten zu seinen Gunsten zu gewinnen, blieb völlig erfolglos. Es schien, als wenn der lange Hader mit den Stauern mit einer gänzlichen Beraubung des welfischen Hauses enden sollte.

Aber noch einmal trat ein überraschender Umschwung der Dinge ein. Das Schicksal gönnte dem hart geprüften, einst so gewaltigen Manne gegen das Ende seiner Tage nicht nur eine aufrichtige Versöhnung mit dem Kaiser, der damals die Entscheidung über ihn in Händen hielt, sondern gerade im Augenblick der äußersten Not den freudigen Ausblick auf die Erneuerung des alten Glanzes und der Machtfülle seines Hauses, freilich in anderer Weise, als er sie bisher zu verwirklichen gesucht hatte. Was weder die Politik noch die früheren verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen den Stauern und Welfen vermocht hatten, das führte jetzt die Neigung zweier jugendlicher Herzen herbei. In früheren Tagen, da der Bruch zwischen Heinrich dem Löwen und Friedrich I. noch nicht erfolgt war, hatte man, um den Bund der beiden mächtigsten Geschlechter in Deutschland noch mehr zu festigen, eine eheliche Verbindung zwischen Heinrichs ältestem Sohne und Friedrichs Nichte Agnes, der einzigen Tochter des rheinischen Pfalzgrafen Konrad, verabredet. Dieses Verlöbniß zweier Kinder war vornehmlich das Werk der beiden Mütter, der Herzogin Mathilde und der Pfalzgräfin Irmingard, gewesen. Seitdem war jene gestorben, und der Hader, der inzwischen die beiden Häuser entzweit hatte und sie noch immer in bitterem Hasse trennte, hatte mit rauher Hand auch diesen Liebesbund zerstört. Niemand dachte mehr an eine Verbindung des jungen Welfen mit der inzwischen zur anmutigen Jungfrau erblühten Tochter des Pfalzgrafen. Nur die Mutter derselben hielt noch mit stiller Hoffnung an diesem ihrem Lieblingsplane fest. Sie ward darin bestärkt durch den Ruf der Tapferkeit und Ritterlichkeit, den sich Heinrich erworben, Tugenden, die sich in ihm mit den angeborenen Vorzügen der Schönheit und einer

hohen Abkunft verbanden. Als jetzt die Politik des Kaisers in herzlosem Egoismus das Geschick der jungen Fürstentochter zu bestimmen unternahm, als es verlautete, daß er ihre Hand dem Könige Philipp August von Frankreich zugedacht habe, der erst eben durch die schmachvolle Verstofsung der ihm kaum angetrauten Ingeborg von Dänemark seine rücksichtslose Gesinnung gezeigt hatte, da beschloß die Pfalzgräfin Irmingard, auf eigene Hand das Glück ihres Kindes zu sichern. Boten gingen zu Heinrich von Braunschweig, um ihn nach Burg Stahleck bei Bacharach zu bescheiden. Zu Ende des Jahres 1193, mitten im strengen Winter, eilte er, als Knappe verkleidet, an den Rhein. Im Abenddunkel erreichte er Schloß Stahleck, wo sogleich seine Ehe mit „des Pfalzgrafen Töchterlein“ von einem eiligst herbeigerufenen Geistlichen eingesegnet ward. Am andern Tage erschien der Pfalzgraf in der Burg. Er war über das, was ohne sein Wissen und in seiner Abwesenheit geschehen war, auf das höchste erzürnt. Aber, von den Bitten der Frauen bestürmt, fügte er sich endlich in die vollendete Thatsache. Schwerer war es, den Kaiser Heinrich VI. mit dieser auszusöhnen. Denn sie durchkreuzte nicht nur in unwillkommenster Weise die verschlungenen Wege seiner äußeren Politik, sondern sie drohte auch die langjährigen Bemühungen der Staufer, in den lothringischen und fränkischen Landschaften am Rhein festen Fuß zu fassen, in ihr Gegentheil zu verkehren. Heftig brauste er bei Empfang der Nachricht gegen den Pfalzgrafen auf. Er forderte die Nichtigkeitserklärung der geschlossenen Ehe und drohte, den englischen König, den er im Einverständnis glaubte, auch fürder in Haft zu halten. Aber den vereinigten Vorstellungen des Pfalzgrafen und der übrigen Fürsten gelang es doch schließlic, seinen Zorn zu beschwichtigen und ihn milder zu stimmen. Auch mochten ihn die Vorteile einer ehrlichen Aussöhnung mit dem welfischen Hause einleuchten. Er stand damals im Begriff, seinen zweiten Zug nach Italien anzutreten, der ihn endlich in den Besitz seines sicilianischen Reiches setzen sollte. Was es zu bedeuten habe, wenn er die Welfen in alter erbitterter Feindschaft in Deutschland zurückließe, hatte er bei seinem ersten zu diesem Zwecke unternommenen Heereszuge erfahren: die neue Kränkung, die er ihnen anzuthun gedachte, mußte sie um so gefährlicher machen. So gab er denn den Bitten der Fürsten nach. Auf dem Tage zu Würzburg im Januar 1194 erschien der junge Heinrich von Braunschweig in zahlreicher Fürstenversammlung vor dem Kaiser

und erlangte durch die Fürsprache der Anwesenden, vor allem des Pfalzgrafen Konrad, dessen Verzeihung. Bald darauf, am 3. Februar, ward auch Richard von England zu Mainz seiner langen Haft entlassen.

Es blieb noch übrig, auch den alten Herzog in Braunschweig für den so zustande gekommenen Ausgleich zu gewinnen und die näheren Bedingungen desselben zu ordnen. Pfalzgraf Konrad übernahm auch hier die Vermittelung. Heinrich der Löwe mochte sich überzeugt haben, daß seine mit merkwürdiger Zähigkeit festgehaltenen Hoffnungen auf die völlige Wiederherstellung seiner früheren Macht eitel seien. Auch wird ihn die Aussicht, die sich seinem Sohne durch dessen Heirat auf die Erlangung der rheinischen Pfalz eröffnete, einigermaßen für das Aufgeben jener Hoffnungen getröstet haben. So erklärte er sich denn bereit, mit dem Kaiser in Saalfeld über einen endgültigen Frieden zu verhandeln. Als er sich dahin aufmachte, stürzte er auf den schlechten Wegen des Harzes in der Nähe von Bodfelde mit dem Pferde, und da er sich dabei eine schwere Verletzung am Schenkel zuzog, mußte er nach dem unfernen Kloster Walkenried gebracht werden, wo er bei den Mönchen gastliche Aufnahme und sorgsame Pflege fand. Von hier aus ließ er dem Kaiser seinen Unfall melden und bat um eine Verlegung des Ortes für die beabsichtigte Zusammenkunft. Mißtrauisch, wie er war, zweifelte Heinrich VI. anfangs an der Zuverlässigkeit der Nachricht, doch ließ er sich durch den Propst Gerhard von Steterburg, den der Herzog an ihn entsandte, beruhigen. Er verlegte die Besprechung nach Tilleda, der alten Kaiserpfalz am Fusse des Kyffhäusers. Hier fand zu Anfang März 1194 die Begegnung der beiden Männer statt, von denen der eine am Ende eines langen, an Ruhm aber auch an Schicksalswechselln überreichen Lebens stand, während die jugendliche Thatenlust des andern sich noch den kühnsten Flügen des Ehrgeizes gewachsen fühlte. Die lange verderbliche Zwietracht der beiden Geschlechter schien hier endlich ihren Abschluß zu finden: niemand ahnte, daß sie bald heftiger und erbitterter denn je wieder ausbrechen und der Preis des Kampfes dann die deutsche Krone selbst sein sollte. Im Augenblick war die Versöhnung vollständig. Stillschweigend verzichtete Heinrich der Löwe auf eine Wiedereinsetzung in seine alte übermächtige Stellung. Der Kaiser nahm ihn ganz und voll zu Gnaden an und sicherte dem jungen Welfen die Nachfolge in der Pfalzgrafschaft seines Schwiegervaters zu. Dafür mußte er, während seine Brüder Otto und Wilhelm als Geiseln für die

Bezahlung des ihrem Oheim, dem englischen Könige, auferlegten Lösegeldes, dem Kaiser ausgeliefert wurden, geloben, den letzteren auf dem bevorstehenden Kriegszuge nach Apulien zu begleiten.

Über ein Jahr hat Heinrich der Löwe nach diesem für die Erneuerung der welfischen Macht so verheißungsvollen Ausgleich noch gelebt. Nach Braunschweig zurückgekehrt, entsagte er den ehrgeizigen Träumen einer Restitution, denen er noch als Greis mit dem Feuer der Jugend und der Beharrlichkeit des Mannesalters nachgejagt hatte. Von den Dingen dieser Welt hinweg wandte er den Sinn zu den himmlischen Gütern, von dem Wandelbaren und Vergänglichem zu dem Ewigen und Bleibenden. In stiller Zurückgezogenheit, fern von dem Treiben der großen Welt, deren Lust und Leid er in so reichem Maße erfahren, ist ihm dieses letzte Jahr seines Lebens dahingeschwunden, aber nicht in müssiger Ruhe. Eifrig war er bemüht, den Bau des Blasiusdomes, den er an der Stätte der alten Peter-Pauls-Kirche hatte erstehen lassen, seiner Vollendung entgegenzuführen. Wie er hier schon früher die aus dem Morgenlande heimgebrachten Reliquien niedergelegt, die Trophäen seiner Schlachten und die eigenen Waffen aufgehängt hatte, so war er jetzt darauf bedacht, ihn mit kostbarem Kirchenschmuck auf das glänzendste auszustatten. Ein von Gold und Edelsteinen strahlendes Kreuz im Werte von 1500 Mark wird darunter besonders hervorgehoben. In der Mitte der Kirche, zu Füßen des von seiner Gemahlin gestifteten Altars, ließ er ein kolossales Kreuzifix von wunderbarer Arbeit errichten. Auch den großen siebenarmigen Leuchter, der nach dem Vorbilde des Leuchters in der Stiftshütte wahrscheinlich in Konstantinopel gegossen und von ihm dann nach Braunschweig gebracht worden ist, hat er hier in der Mitte der Kirche, wo ihm die Grabstätte bereitet ward, aufstellen lassen. Als schon während des Winters von 1194 auf 1195 seine Gesundheit zu wanken begann, hat er sich in den langen schlummerlosen Nächten oft an dem Vorlesen der alten Chroniken und anderer historischen Aufzeichnungen erfreut, die er sammeln und niederschreiben ließ. Am Vorabend des Osterfestes trat eine Verschlimmerung seines Zustandes ein. Von da an bis zu seinem Tode war er von heftigen Schmerzen gequält, die er mit bewunderungswürdiger Gelassenheit ertrug. Als wenige Tage vor seinem Ende sich ein starkes Gewitter über Braunschweig entlud und der Blitz das Dach des nördlichen Seitenschiffes des Domes entzündete, blieb in der

allgemeinen Verwirrung der Herzog allein auf seinem Krankenlager gefasst und ruhig. Dankbar pries er, da die Heftigkeit des herabströmenden Gewitterregens dem Feuer bald Einhalt that, die Gnade Gottes, die das in seine Ehre geweihte Haus vor Zerstörung und Untergang bewahrt habe. Am 6. August, einem Sonntage, hat er nach Empfang der Absolution und der letzten Ölung durch den herbeigerufenen Bischof Isfried von Ratzeburg mit den Worten: „Gott sei mir Sünder gnädig!“ den letzten Seufzer verhaucht. Im Mittelschiff des S. Blasiusdomes, zu Füßen des hohen Chores, ist er an der Seite seiner treuen, ihm vorangegangenen Gattin bestattet worden.

Achter Abschnitt.

Heinrichs des Löwen Söhne.

Von den drei Söhnen Heinrichs des Löwen hatte nur der älteste, Pfalzgraf Heinrich, an dem Sterbelager des Vaters gestanden. Otto war, nachdem er seiner Geiselschaft für seinen Oheim ledig geworden, diesem in sein Reich gefolgt, wo ihn Richard mit dem Herzogtume Aquitanien und der Grafschaft Poitou belehnte. Wilhelm aber, der jüngste, damals ein elfjähriger Knabe, weilte noch immer unter dem Banne des kaiserlichen Mißtrauens als Bürge des zwischen den Staufern und Welfen vereinbarten Friedens am Hofe des Herzogs Leopold von Österreich. Die Verwaltung der welfischen Stammlande ging daher zunächst ungeteilt auf Heinrich über. Dieser hatte die in dem Frieden von Tilleda übernommene Verpflichtung, dem Kaiser nach Italien zu begleiten, getreulich erfüllt. Bis zum 30. September 1194 besitzen wir bestimmte Zeugnisse von seiner Anwesenheit im kaiserlichen Heere. Dann aber scheint er, vielleicht infolge der zunehmenden Kränklichkeit seines Vaters, nach Deutschland zurückgekehrt zu sein. Hier widmete er sich zunächst mit Eifer und Erfolg der Sorge für die durch die langjährigen Wirren und Kämpfe arg heruntergekommenen Stammlande seines Geschlechts. Als

dann am 8. November 1195 der Tod seinen Schwiegervater, den Pfalzgrafen Konrad, aus diesem Leben hinwegnahm, folgte er den früheren Abmachungen gemäß diesem in der rheinischen Pfalz. Ein reiches und schönes Land fiel ihm damit zu, welches ihn in Verbindung mit dem väterlichen Erbteile zu einem der mächtigsten und angesehensten Reichsfürsten erhob. Mit Recht ward er nicht nur als das Haupt seines Hauses sondern auch als der alleinige Vertreter der damaligen welfischen Politik betrachtet. Und diese Politik bestand für den Augenblick nicht mehr in einer verbissenen und zugleich fruchtlosen Opposition gegen die Bestrebungen des Kaisertums sondern in einem aufrichtigen Anschluß an dieselben und ihren Träger, das staufische Haus, welchem Heinrich durch seine Vermählung so nahe getreten war. Wie er daher dem Kaiser in dessen bekannten Reformplänen inbezug auf die Erbfolge im Reiche seine Unterstützung nicht versagte, so schloß er sich auch dem von Heinrich VI. unternommenen Kreuzzuge an, mit welchem dieser die kühnsten politischen Entwürfe verknüpfte.

Schon auf dem Reichstage von Gelnhausen zu Ende Oktober 1195 scheint Pfalzgraf Heinrich das Kreuz genommen zu haben, aber erst in der Mitte des folgenden Sommers machte er sich, bis dahin mit den notwendigen Rüstungen beschäftigt, nach dem heiligen Lande auf den Weg. In Messina sammelten sich die einzelnen Heerhaufen, welche teils zu Lande, teils zu Wasser aus der Heimat aufgebrochen waren. Von da ging man nach Palästina unter Segel und landete am 22. September 1197 glücklich in Akkon, während der Kaiser noch länger in Unteritalien zurückgehalten ward. Der Erfolg dieser Kreuzfahrt war ein äußerst geringer. Die Verhältnisse in Syrien selbst lagen sehr ungünstig und die Anstrengungen der Kreuzfahrer wurden außerdem durch den Mangel einer festen einheitlichen Leitung gelähmt. Es kam nur zu einigen plan- und zusammenhangslosen Unternehmungen, von denen die Belagerung der auf steilem Felsen in der Nähe von Tyrus gelegenen Feste Toron besonders hervortritt. Hier zeichnete sich Heinrich von Braunschweig durch die Geschicklichkeit aus, mit der er die Belagerungsarbeiten leitete. Unter den Streitern, die ihm zu diesem Zuge in das ferne Morgenland gefolgt waren, befanden sich auch Bergleute vom Harz, durch ihre tägliche Beschäftigung in der Heimat wohl erfahren in der Kunst, Minen und unterirdische Gänge zu graben. Sie verwandte Heinrich, um die Feste, gegen welche die Wurfgeschosse und Mauerbrecher nichts ver-

mochten, zu Falle zu bringen. Schon war die Besatzung durch die Arbeit der braven Bergleute auf das Außerste gebracht, schon verhandelte sie mit den Befehlshabern des Kreuzheeres über die Bedingungen der Übergabe, als auch hier wieder die Zwietracht unter den letzteren jeden wirklichen Erfolg vereitelte. Zugleich traf die Kunde von dem frühzeitigen und plötzlichen Tode Heinrichs VI. ein, der am 28. September 1197 in Messina einem hitzigen Fieber erlegen war. Nun vermochte keine Macht der Erde die Kreuzfahrer länger im heiligen Lande zurückzuhalten. Die Dürftigkeit der hier errungenen Lorbeeren, die Unsicherheit der Zukunft, die eigenen Interessen in der Heimat, vor allem die dunklen Gerüchte von den verhängnisvollen Vorgängen, die sich in Deutschland vorbereiteten, das alles trug dazu bei, das mit so großen Hoffnungen ins Werk gesetzte Unternehmen in kläglicher Weise scheitern zu machen. So schnell wie möglich suchte jeder sich von ihm zu trennen und den deutschen Boden wieder zu erreichen. Auch der Pfalzgraf Heinrich kehrte im Frühlinge des Jahres 1198 über Venedig und dann auf einem Umwege durch Frankreich, wo er zu Andelys in der Normandie mit seinem Oheime Richard von England zusammentraf, in die deutsche Heimat zurück.

Als er hier ankam, war die folgenschwere Entscheidung über die Thronfolge im Reiche bereits gefallen. Zwar hatte Heinrich VI. vor seinem Aufbruch nach Italien von den deutschen Fürsten die Wahl und Krönung seines damals zweijährigen Sohnes zu seinem Nachfolger erlangt und die Teilnehmer an dem Kreuzzuge hatten auf die Nachricht von des Kaisers Tode noch im Morgenlande dem Knaben den geleisteten Treuschwur erneuert. Aber bald brach sich allgemein die Ansicht Bahn, daß es unmöglich sei, einem unmündigen Kinde das Schicksal des Reiches in die Hand zu legen. Herzog Philipp von Schwaben, der Oheim desselben, bemühte sich vergebens, die Stimmen der Fürsten für eine Regentschaft im Namen des jungen Friedrich zu gewinnen: selbst die Anhänger der staufischen Partei wollten von einer solchen nichts wissen. Da entschloß sich Philipp, um wenigstens seinem Hause die Krone zu erhalten, selbst als Bewerber um dieselbe aufzutreten. Zu Mühlhausen in Thüringen ward er am 8. Mai 1198 von der staufischen Partei zum römischen Könige erkoren. Aber inzwischen waren auch die Gegner des staufischen Hauses nicht unthätig gewesen. An ihrer Spitze stand der Erzbischof Adolf von Köln. Nachdem sich die Wahl des Herzogs Berthold von

Zähringen zerschlagen, dachte man einen Augenblick an den von dem Könige Richard von England lebhaft empfohlenen Pfalzgrafen Heinrich. Aber dieser war damals noch auf seiner Kreuzfahrt abwesend, und so einigte man sich denn dahin, seinem Bruder Otto die Krone anzubieten. Der junge Welfe eilte alsbald, von seinem Oheime reichlich mit Geld versehen, nach Deutschland. Zu Pfingsten war er am Rheine und am 9. Juni ward er von der antistaufischen Partei zu Köln feierlichst zum König gewählt. So kehrte jetzt der Streit der beiden großen Geschlechter auf denselben Punkt zurück, von dem er vor länger als einem halben Jahrhundert ausgegangen war. Noch einmal entbrannte zwischen ihnen um die Herrschaft in Deutschland und die höchste Würde in der Christenheit ein das ganze Abendland zerrüttender Kampf.

Ottos Partei setzte sich hauptsächlich aus den Bischöfen und Fürsten des nordwestlichen Deutschlands, der nieder-rheinischen, lothringischen und westfälischen Gebiete, zusammen. Auch von den soeben aus dem Morgenlande heimkehrenden Kreuzfahrern schlossen sich ihm die bedeutenderen an: Herzog Heinrich von Brabant, mit dessen siebenjähriger Tochter Maria sich Otto verlobte, Landgraf Hermann von Thüringen, vor allen, wenngleich erst nach einigem Zögern, der eigene Bruder Heinrich. Jenseits der deutschen Grenzen suchte und fand die welfische Partei einen Rückhalt an den englischen Königen, anfangs an Richard Löwenherz, Ottos großmütigem Gönner und Beschützer, dann nach dessen baldigem Tode an seinem Bruder und Nachfolger Johann. Von größerer Bedeutung war, daß nach einigen Jahren des Schwankens die römische Kurie sich für den Welfen erklärte und Innocenz III. das ganze Gewicht seines persönlichen Ansehens und dasjenige der Kirche für ihn in die Wagschale warf. Philipp dagegen konnte nicht nur auf die zahlreichen Anhänger seines Hauses in Bayern, Franken und Schwaben zählen, sondern auch alle jene Fürsten, die sich aus der Beute Heinrichs des Löwen bereichert hatten, sahen sich durch ihr Interesse auf den Anschluß an den Staufer hingewiesen. Der englischen Einmischung gegenüber fand er in dem Könige Philipp August von Frankreich einen eifrigen und zuverlässigen Bundesgenossen. So mochten die Aussichten der beiden Gegenkönige sich ziemlich das Gleichgewicht halten. Das schien auch schon der Anfang ihres Regimentes, ihre beiderseitige Krönung, symbolisch anzudeuten. Während es Otto gelang, sich der alten Krönungsstadt Aachen nach kurzer

Belagerung zu bemächtigen und er hier am 12. Juli aus der Hand Adolfs von Köln die Krone empfing, mußte Philipp sich damit begnügen, sich in Mainz von dem Erzbischofe von Tarantaise krönen zu lassen. Aber er konnte sich dabei der echten Reichsinsignien bedienen, welche nach dem Tode seines Bruders in seinen Besitz übergegangen waren.

Noch im Jahre 1198 nahmen die Feindseligkeiten ihren Anfang. Während die staufische Heeresmacht nach unbedeutenden Erfolgen an der Mosel gegen Köln heranzog und diesen Hauptstützpunkt des welfischen Königtums bedrohte, eroberte der Landgraf von Thüringen die staufisch gesinnten Reichsstädte Nordhausen und Saalfeld und machte König Otto selbst den Versuch, Goslar, das schon seinem Vater ein Dorn im Auge gewesen war, in seine Gewalt zu bringen. Fast wäre es ihm gelungen, aber noch rechtzeitig erschien Philipp zum Entsätze und zog am 5. Januar 1199 in die gerettete Stadt ein. Von da wandte er sich gegen Braunschweig, in dessen Nähe sein Gegner eine feste Stellung genommen hatte. Eine Entscheidungsschlacht schien bevorzustehen: da weigerten sich mehrere Fürsten in Philipps Heere, gegen den Pfalzgrafen Heinrich zu kämpfen. Dies bestimmte den Staufer zur Rückkehr. Er zog durch das Osterland wieder an den Rhein, wohin ihm Otto alsbald folgte, nachdem er die Bürger von Braunschweig durch Verleihung der Zollfreiheit im ganzen Reiche in ihrer treuen Gesinnung bestärkt hatte. Der weitere Verlauf des Jahres 1199 brachte dann zwar keinen entscheidenden Sieg, aber ein allmähliches Erstarken des staufischen Königtums. Der Tod Richards von England, der Abfall des Bischofs von Straßburg und des Thüringer Landgrafen, die abermalige Verheerung des Erzstiftes Köln waren ebenso viele schwere Schläge für die Partei Ottos. So lange er indes noch über die Streitkräfte der welfischen Stammlande verfügen konnte, war bei dem hartnäckigen Charakter, den er von seinem Vater geerbt hatte, an ein Nachgeben seinerseits nicht zu denken. Deshalb sammelte Philipp zu Weihnachten 1199 seine Anhänger in Magdeburg, um hier einen überwältigenden Vorstoß gegen die welfischen Lande vorzubereiten. Walther von der Vogelweide hat uns von diesem Hoftage eine lebhaftige Schilderung entworfen. Man beschloß, zu Johannis des folgenden Jahres einen Heereszug zur Eroberung Braunschweigs zu unternehmen. Aber der Pfalzgraf Heinrich, der hier in Abwesenheit seines Bruders befehligte, kam den Rüstungen der mit Philipp verbündeten Fürsten zuvor, fiel in das Magdeburger Land, verwüstete Kalbe an der Saale-

und verbrannte die Feste Sommerschenburg. Dann zog er am Johannisabend in das Stift Hildesheim, sprengte die bischöflichen Dienstmannen, welche ihm den Weg zu verlegen suchten, zwischen Braunschweig und Hildesheim in einem glücklichen Gefechte auseinander und begann die Hauptstadt des Stiftes selbst zu bedrängen. Da erhielt er die Nachricht, daß König Philipp mit gewaltiger Heeresmacht von Halberstadt gegen Braunschweig heranziehe. Zugleich hatten sich die Fürsten Ostsachsens in Magdeburg unter dem Banner des Erzbischofs Ludolf gesammelt. Auch sie richteten ihren Zug jetzt gegen die welfische Hauptstadt. Auf dem Wege dahin legten sie Helmstedt in Asche und eroberten das feste Haus Warberg am Elme. Zu Anfang August bewerkstelligten beide Heere ihre Vereinigung und schritten nun zur Belagerung Braunschweigs.

Pfalzgraf Heinrich war sogleich in die bedrohte Stadt zurückgeeilte und hatte hier alle notwendig scheinenden Anstalten zur Abwehr getroffen. Es war ein Moment äußerster Gefahr. Vor den Thoren lagerte die gesamte Streitmacht des Staufers und seiner Anhänger, während Heinrich einzig und allein auf sich selbst und die Ausdauer der treuen Bürger von Braunschweig angewiesen war. Von dem Könige Otto, der in den Rheingegenden festgehalten wurde, stand kein Entsatz in Aussicht. Unter diesen Umständen versuchte der Pfalzgraf mit Philipp Unterhandlungen anzuknüpfen, aber diese führten bei der Stimmung der den Stauer umgebenden Fürsten zu keinem Ergebnis. So griff man denn zu den Waffen. Nach einer Reihe unentschiedener Kämpfe und wiederholter Ausfälle beschloß Philipp einen allgemeinen Sturm auf die Stadt zu wagen. Während er die Aufmerksamkeit der Belagerten an einer andern Stelle zu beschäftigen wußte, richtete er den Hauptangriff gegen die alte Wiek, die noch immer der schützenden Befestigung durch Mauer und Graben entbehrte und nur durch Verhaue und Erdwerke notdürftig geschirmt war. Es gelang den Stürmenden, hier festen Fuß zu fassen: siegestrunken drangen sie bereits bis zur langen Brücke vor, welche die Verbindung zwischen der alten Wiek und der Altstadt herstellte. Hier aber warf sich ihnen der Pfalzgraf an der Spitze seiner Reiligen und der Bürgerschaft entgegen. Es entbrannte ein wütender Kampf, der mit der Zurückwerfung der staufischen Streitkräfte endigte. Es war der 20. August, der Tag des heiligen Autor, als Braunschweig aus dieser drohenden Gefahr errettet ward. Die Gebeine dieses Heiligen hatte einst Gertrud, die letzte Bru-

nonin, von Trier nach Braunschweig gebracht und in dem von ihr gegründeten Egidienkloster niedergesetzt. Der fromme Glaube der Braunschweiger schrieb die Rettung der Stadt aus Not und Gefahr der übernatürlichen Einwirkung des Heiligen zu, den man von nun an als den Schutzpatron derselben verehrte. König Philipp aber hob schon am folgenden Tage (21. August) die Belagerung auf und zog sich, nicht ohne Verlust und unter Zurücklassung von Gepäck und Mundvorrat, nach Hornburg zurück, wo dann ein siebenwöchentlicher Waffenstillstand zwischen ihm und dem Pfalzgrafen geschlossen ward.

So war es dem letzteren gelungen, den gewaltigen Angriff des staufischen Gegenkönigs auf das Herz der welfischen Lande glücklich abzuwehren. Es war der erste größere Misserfolg, den die staufischen Waffen erfuhr. Aber ihm folgten bald andere. Das wichtige Erzstift Mainz ward damals infolge einer hier stattfindenden Doppelwahl zugleich mit der Hauptstadt selbst dem staufischen Einflusse entrisen, und zu Anfang 1201 unternahm König Otto einen verheerenden Einfall rheinaufwärts in die schwäbischen Gegenden, der wenigstens vorübergehend das Reichslehen seines Bruders, die Pfalz, aus den Händen der Gegner befreite. Zu derselben Zeit erfolgte die Erklärung des Papstes zugunsten des welfischen Königtums, welche nicht wenig dazu beitrug, Ottos Stellung in Deutschland neu zu befestigen. Im hohen Grade günstig gestaltete sich auch das Verhältnis zu Dänemark, wo König Knud durch die Angriffe des unruhigen welfenfeindlichen Grafen Adolf von Holstein sich zu einem entschiedenen Auftreten gegen diesen genötigt sah. Nach kurzem Kriege verlor Adolf gegen des Königs Bruder Waldemar das Treffen bei Stellau und mußte sich bald darauf (26. Dezember 1201) seinem siegreichen Gegner ergeben. Bis auf wenige feste Plätze fiel das ganze nordalbingische Land, auch Hamburg und Lübeck, in die Gewalt des Dänenkönigs. Um die nämliche Zeit hatte König Otto mit dem Herzoge Waldemar eine Zusammenkunft in Hamburg. Hier ward eine doppelte Familienverbindung zwischen beiden Häusern verabredet. Während die ältere Tochter des Pfalzgrafen Heinrich, ein siebenjähriges Kind, dem Herzoge Waldemar zur Gattin bestimmt ward, verlobte sich Wilhelm, der jüngste der welfischen Brüder, mit dessen Schwester Helena. Das erstere Heiratsprojekt ist zwar nie zur Ausführung gekommen, Wilhelm aber führte schon im Frühling 1202 seine Verlobte mit einem überaus reichen Brautschatze heim. Bald darauf

scheint der König Otto in einem besonderen Verträge in seinem und seiner Brüder Namen auf alle Hoheitsrechte verzichtet zu haben, welche sich die Welfen noch in den rechtseibischen Gegenden zuschrieben. Was sie hier freiwillig aufgaben, dafür erhielten sie reichlichen Ersatz durch die Einnahme von Stadt und Grafschaft Stade, die ihnen am 6. Januar 1202 mühelos gelang. Die Bürger von Stade öffneten selbst die Thore ihrer Stadt und der Erzbischof Hartwig, der dabei in Gefangenschaft geriet, mußte seine Freilassung durch die Belehnung des Pfalzgrafen mit der Grafschaft Stade und allen den anderen einst von Heinrich dem Löwen zu Lehen getragenen Gütern seiner Kirche erkaufen.

Die kurze Zeit der Waffenruhe, welche jetzt folgte, benutzten die welfischen Brüder dazu, eine Teilung des väterlichen Erbes vorzunehmen. Es scheint, daß neben anderen Erwägungen sie dazu der Wunsch, vielleicht die Verpflichtung bestimmt hat, dem jungen Wilhelm bei Gelegenheit seiner eben damals stattfindenden Vermählung eine standesgemäße Ausstattung zu gewähren. In den Maitagen 1202 kamen sie in Paderborn zusammen, und hier erfolgte in Gegenwart der Bischöfe von Paderborn und Hildesheim, der Äbte von Corvey und Werden, sowie einer großen Anzahl von Grafen, Edeln und Ministerialen die Erbauseinandersetzung. Dem Pfalzgrafen Heinrich fiel danach das gesamte Allod seines Vaters in Dithmarschen, Hadeln und Wursten zu, ferner was dieser in den Hochstiftern Bremen und Verden besessen hatte, vornehmlich die Grafschaft Stade, weiter die Ortschaften Celle und Nordburg mit ihrer Umgebung bis nach Hannover und von da alles welfische Gebiet im Westen der Leine bis hinauf nach Göttingen mit den Städten Göttingen, Eimbeck und Nordheim, den Burgen Homburg, Desenberg und Altenfels, sowie endlich alles welfische Eigengut in Westfalen. Bildete hiernach, abgesehen von den nördlichen Gebieten, das alte nordheimische Erbe den Hauptstock des pfalzgräflichen Anteils, so erhielt Otto dagegen hauptsächlich die brunonischen Stammlande, also Braunschweig und das Braunschweiger Land, ferner die Festen Sommerschenburg, Lichtenberg, Hohenassel, Schiltberg bei Seesen, Staufenburg, Osterode, Herzberg, Scharzfeld, Lauterberg, sowie die thüringischen Güter mit dem Hohnstein, der Rothenburg und dem Kloster Homburg bei Langensalza. Wilhelm endlich wurden die überelbischen Landschaften mit Ausnahme von Dithmarschen zugeteilt, sodann das billingische Erbe, also Lüneburg, Stadt und Land, mit Dalenburg, Hitzacker,

Dannenberg, Lüchow, Bergen, Brome und Nienwalde, dazu der übrige Teil des Harzes mit den Festen Lauenburg, Blankenburg, Regenstein und Heimburg. Es hat übrigens den Anschein, daß diese Teilung zunächst nur eine vorläufige war und daß namentlich die den beiden älteren Brüdern zugewiesenen Besitzungen noch einer gemeinsamen Verwaltung unterstellt blieben, so daß nur Wilhelms Anteil als endgültig aus der ganzen Erbmasse ausgeschieden zu betrachten ist.

Inzwischen dauerte der Kampf der beiden Gegenkönige mit wechselndem Glück und gleicher Erbitterung fort. Eine Zeit lang schien es, als müsse der Staufer den Anstrengungen seines Gegners und den rastlosen Bemühungen der römischen Kurie zu dessen Gunsten unterliegen. Aber die Erfolge, welche die welfische Partei während des Jahres 1203 in Thüringen davontrug, der Abfall des Böhmenkönigs Ottokar und der Wiederanschluß des wankelmütigen Landgrafen Hermann von Thüringen an Otto, das alles ward durch die Zwietracht reichlich wieder ausgeglichen, welche im folgenden Jahre zwischen den welfischen Brüdern selbst ausbrach. Philipp unternahm zu Anfang 1204 einen Heereszug nach Sachsen, um das treu zu den Staufern stehende Goslar vor den beständigen Bedrohungen seitens der Welfen sicher zu stellen. Denn Otto hatte wenige Jahre früher nordöstlich von der Stadt, oberhalb Vienenburg auf dem Harliberge, eine feste Burg, den Herlingsberg, gebaut, von wo aus die treue Stadt unablässig bedrängt wurde: ein gleiches geschah von dem etwas weiter nördlich gelegenen Schlosse Lichtenberg. Als nun Philipp mit starker Heeresmacht zu Goslars Schutze heranzog und zugleich ein Angriff des staufischen Heeres gegen Braunschweig zu drohen schien, brach Otto seinerseits von hier auf und ging seinem Gegner entgegen. Wenige Wegstunden von Goslar, in der Nähe der alten Kaiserpfalz Werla bei dem Orte Burgdorf, lagerten sich beide Heere, allem Anscheine nach zu einer Entscheidungsschlacht entschlossen, einander gegenüber. Da verließ der Pfalzgraf Heinrich plötzlich die Partei seines Bruders und ging zu Philipp über. Es war das ein Ereignis, welches mit einem Schlage in dem langen schwankenden Ringen die Wagschale zugunsten des Staufers sinken machte. Schon lange bestand zwischen den beiden Brüdern nicht mehr das alte einträchtige Verhältnis. An Charakter und Sinnesweise sehr verschieden, standen sie nicht minder unter dem Einflusse widerstreitender, in vieler Hinsicht mit einander unvereinbarer Interessen. Heinrich war durch seine Heirat

dem staufischen Hause nahe getreten, er war eine versöhnliche, ausgleichende, der beschränkten, stierköpfigen Hartnäckigkeit seines Bruders durchaus abgeneigte Natur. Halb widerwillig war er für diesen in den Kampf mit dem Staufer eingetreten, der ihm dann nichts anderes als Verluste, zumal denjenigen seines rheinischen Fürstentums, eingetragen hatte. Die Erbteilung mit den Brüdern hatte ihn dafür nicht nur nicht entschädigt, sondern er erscheint hier geradezu, namentlich Otto gegenüber, als der Benachteiligte. Der Unwille darüber mag ihn zu der Forderung bewogen haben, welche, im Angesicht eines feindlichen Heeres am Vorabend einer bevorstehenden Schlacht gestellt, nicht eben das Gepräge des Edelmutes trug und dann den Bruch zwischen den beiden Brüdern herbeiführte. Er verlangte die Abtretung der Stadt Braunschweig und der Feste Lichtenberg als Preis seines längeren Beharrens auf Ottos Seite. Als dieser das Ansinnen zurückwies, trennte sich Heinrich von ihm und nötigte ihn durch diesen Abfall, sieg- und ruhmlos vor der Entscheidung zurückzuweichen und hinter den Mauern von Braunschweig seine Sicherheit zu suchen. Er selbst erhielt aus der Hand des Staufers die von diesem eroberte Rheinpfalz zurück und dazu die Belehnung mit den reichen Einkünften aus der Reichsvogtei zu Goslar.

Der Abfall des Pfalzgrafen Heinrich von der Partei seines Bruders war ein vernichtender Schlag gegen das welfische Königtum, dessen Geschicke sich nun bald erfüllen zu müssen schienen. Größer noch als die materielle zeigte sich die moralische Wirkung dieses Ereignisses. Eben noch von den meisten deutschen Fürsten als König anerkannt, vom Papste mit allen Kräften gefördert und im Vertrauen auf den endlichen Sieg seiner Sache, sah sich Otto alsbald auf allen Seiten von Verrat und Abfall umgeben. Noch in demselben Jahre mußte der gedemütigte Hermann von Thüringen fufsfällig die Gnade des Staufers erleben. Auch König Ottokar von Böhmen unterwarf sich. Herzog Heinrich von Brabant, bisher der unerschütterliche Parteigänger des Welfen, ging, durch ein ihm in Aussicht gestelltes Ehebündnis und andere Vorteile gewonnen, zu Philipps Partei über und selbst der Erzbischof Adolf von Köln, der eigentliche Macher und Urheber des welfischen Königtums, wandte diesem jetzt treulos den Rücken, als sich Philipp dazu verstand, ihm die von Otto früher erhaltenen Verleihungen und Gnadenbeweise zu bestätigen. Nur die Bürger von Köln hielten bei dem von allen Seiten in Stich gelassenen Welfen aus, verjagten ihren Erzbischof, wählten unter den

Auspizien des Papstes einen neuen und setzten trotz aller Not, die ihnen durch die sie ringsum bedrängenden Feinde erwuchs, den Krieg noch zwei Jahre lang gegen die gesamten Streitkräfte des Reiches fort, bis sie sich endlich nach heldenmütigem Widerstande zur Unterwerfung unter den Staufer bequemen. Zu Aachen, wo einst Otto von seinen Anhängern zum Könige gekrönt worden war, versammelten sich im Januar 1205 dieselben Männer, um hier dem Staufer Philipp ihre Stimmen zu geben. Erzbischof Adolf von Köln selbst war es, der ihn nach vorhergegangener Salbung und Krönung am Tage der heiligen drei Könige (6. Januar 1205) auf den Stuhl Karls des Großen setzte.

Nach solchen Verlusten und Einbußen schien das endliche Unterliegen des welfischen Königtums kaum noch fraglich. Ihnen gegenüber bedeutete es im Grunde wenig, daß es Ottos Anhängern im folgenden Jahre gelang, das verhasste Goslar wirklich zu überwältigen. Seit jener Entsetzung der Stadt durch König Philipp im Jahre 1204 hatte der kleine Krieg zwischen den Bürgern und den Besatzungen der benachbarten braunschweigischen Festen ununterbrochen fortgedauert. Dem in Goslar befehligen Grafen Hermann von Harzburg aus dem Woldenberger Hause und seinem Bruder Heinrich war es geglückt, sich durch einen Handstreich der Feste Lichtenberg zu bemächtigen, und von hier aus vergalteten sie nun den Braunschweigern die über Goslar verhängten Drangsale. Da legte sich Ottos Truchsefs Gunzelin von Wolfenbüttel mit zahlreicher Mannschaft vor die Burg, um sie zurückzuerobern. Aber als nun die Aufmerksamkeit der Anhänger Philipps ausschließlich nach dieser Richtung gewandt war, liefs Gunzelin plötzlich von der Feste ab und warf sich auf das von Truppen entblößte Goslar. Schon am zweiten Tage (8. Juni 1206) wurden die Mauern an der Stelle, wo das Kloster Neuwerk lag, in der Gegend des Rosenthores erstiegen. Graf Hermann und einige von der Harzburg, welche die schwache Besatzung bildeten, retteten sich durch die Flucht, die übrigen wurden gefangen. Die Stadt selbst fiel einer schonungslosen Plünderung anheim. Acht Tage lang führten die von nah und fern zusammengetriebenen Wagen den Raub davon. Die Beute an Gold, Silber, Kupfer, Pfeffer und anderen fremden Gewürzen war unermesslich. Auch die Kirchen wurden bei der Plünderung nicht verschont, und nur mit Mühe wurde die völlige Zerstörung der Stadt abgewendet, die sich von diesem Schlage nie wieder völlig erholt, den alten Glanz nie

zurückgewonnen hat. Truchsefs Gunzelin rückte dann aufs neue gegen Lichtenberg und belagerte in Verbindung mit Ottos jüngstem Bruder, Wilhelm von Lüneburg, sechs Wochen lang diese Feste, bis sie Ende Juli durch den Erzbischof von Magdeburg und dessen Bundesgenossen glücklich entsetzt ward.

Aber dieser Erfolg der welfischen Waffen vermochte das endliche Schicksal des ottonischen Königtums nicht mehr zu wenden. Als sich zu dieser Zeit auch das trotzige Köln dem Staufer unterwarf, schien die Rolle des Welfen in Deutschland ausgespielt zu sein. Von Braunschweig, wohin er sich zurückgezogen hatte, ging er zu Anfang des Jahres 1207 auf einem dänischen Schiffe nach England, um hier Hilfe und Subsidien zu suchen. Inzwischen lichteteten sich die Reihen seiner Anhänger mehr und mehr. Selbst die römische Kurie suchte jetzt ihren Frieden mit dem Staufer zu machen. Zu Worms ward Philipp von zwei päpstlichen zu diesem Zwecke nach Deutschland entsandten Legaten vom Bannfluche gelöst. Nun suchte er seinen machtlos gewordenen, soeben aus England zurückgekehrten Gegner zu freiwilligem Rücktritt zu bestimmen. Von Nordhausen und Quedlinburg aus hat Philipp, von den päpstlichen Legaten unterstützt, mit ihm darüber unterhandelt. Er bot ihm die Hand seiner Tochter und das Herzogtum Schwaben an, wenn er auf die deutsche Krone verzichten wolle. Aber Otto, der sich damals auf dem Herlingsberge bei Goslar aufhielt, wies das Anerbieten schroff zurück: nur der Tod — erklärte er — könne ihm das Königtum rauben. So rüstete sich denn der Staufer mit aller Macht, um den letzten Widerstand seines Gegners und des hinter ihm stehenden Dänenkönigs zu brechen. Zu dem entscheidenden Waffengange sollten sich die Aufgebote aus dem Norden und Osten des Reiches in Quedlinburg sammeln, die Hauptmacht gedachte Philipp selbst von Bamberg aus, wohin er sich zu Anfang Sommers begab, gegen die letzten Bollwerke des Welfen heranzuführen. Da ward er, wenige Tage vor Eröffnung des Feldzuges, am 21. Juni 1208 durch den Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach aus Privatrache ermordet.

Der jähe Tod des Staufers setzte dem Streit um das Reich und die deutsche Krone in ebenso bestimmter wie unerwarteter Weise ein Ende. Otto ward jetzt allgemein als einzig berechtigter König anerkannt. Zwar dachte die staufische Partei einen Augenblick daran, den ermordeten Philipp durch einen andern Kandidaten aus ihren Reihen

zu ersetzen, aber es bedurfte kaum der dringenden Mahnungen des Papstes, um sie von diesem Vorhaben zurückzubringen. Schon gegen Ende des September unterwarfen sich ihm zu Halberstadt die bisher antiwelfischen Fürsten Ostsachsens, an ihrer Spitze Herzog Bernhard und der Erzbischof Albrecht von Magdeburg, nicht ohne sich ihre Anerkennung durch reiche Vergabungen und Zugeständnisse bezahlen zu lassen. Zu Martini ward dann in Frankfurt ein glänzender Reichstag gehalten, wo sich auch die süddeutschen Fürsten anschlossen. Franken, Schwaben und Bayern schwuren hier dem Welfen Treue, dem der Bischof Konrad von Speier jetzt die bisher auf dem festen Trifels sorgsam gehüteten Reichskleinodien auslieferte. Mit seinem Bruder Heinrich hatte sich Otto alsbald nach Philipps Tode ausgesöhnt, und der Pfalzgraf war dann eifrig bemüht gewesen, ihm in Mittel- und Süddeutschland die Stimmen der Fürsten zu gewinnen. An der Hand ihres Pflegers, des Bischofs von Speier, erschien die jugendlich anmutige Beatrix, Philipps älteste Tochter, vor dem neu gewählten Könige, um in voller Versammlung gegen den Mörder ihres Vaters und dessen Genossen Anklage zu erheben. Unter dem Zurufe der Fürsten ward des Reiches Acht über den Wittelsbacher, sowie über die Andechser Brüder, den Bischof Ekbert von Bamberg und den Markgrafen Heinrich von Istrien, als Teilnehmer an dem Morde, ausgesprochen. Die Kinder Philipps und ihre Besitzungen nahm Otto unter seinen obervormundschaftlichen Schutz. Beatrix aber wurde, um das Band des Friedens und der Eintracht zwischen Staufern und Welfen noch enger zu knüpfen, feierlichst mit dem Könige verlobt. Dann wurden die alten Reichsgesetze inbezug auf den Landfrieden erneuert und von den Fürsten beschworen, auch manche andere Anordnungen getroffen, um die tief erschütterte Rechtsordnung im Reiche wiederherzustellen. Eine neue glückverheißende Zukunft schien dem schwer geprüften Lande bevorzustehen. Selbst in den reichlicher fließenden Gaben der Natur wollte man ihre Anzeichen erkennen.

Allein die an die Beseitigung des Thronzwistes geknüpften Hoffnungen sollten sich keineswegs erfüllen. König Otto geriet alsbald infolge seines Römerzuges mit seinem bisherigen Beschützer und Förderer, dem Papste Innocenz III., in Mißhelligkeiten, welche den alten Hader zwischen den beiden obersten Gewalten in der Christenheit von neuem entfachten und dann zu einer verhängnisvollen Erneuerung des Kampfes um das Reich führten. Im Hochsommer 1209 brach der König nach Italien auf. Von den Lombarden

mit Jubel begrüßt, empfing er am 4. Oktober aus der Hand des Papstes die Kaiserkrone. Dann stellte er überall in Mittelitalien die kaiserlichen Rechte her und nahm die mathildischen Güter, die Marken und Tusciens, trotz des dem Papste geleisteten Versprechens in Besitz. Als ihn dieser an seinen Eid erinnern liefs, erwiderte er, dafs er nicht minder geschworen habe, die Rechte des Reiches zu wahren. Schon drohte darüber der Bund, den Kaiser und Papst geschlossen, zu zerfallen. Innocenz soll damals das Bibelwort: „Es reuet mich, dafs ich den Menschen gemacht habe“ auf sein Verhältnis zum Kaiser angewandt haben. Als dieser sich nun aber gegen Unteritalien wandte, um das Reich des jungen Staufers Friedrich, des päpstlichen Mündels, zu erobern, als er auf die Abmahnungen des Papstes offen erklärte, „in geistlichen Dingen werde er das Oberhirtenamt des Papstes nicht beeinträchtigen, in weltlichen Angelegenheiten dagegen stehe dem Kaiser allein die Gewalt zu“, da war Innocenzens Geduld erschöpft und an die Stelle seines Wohlwollens gegen den Kaiser trat Haß und bittere Feindschaft. Am 10. November verhängte er über ihn und alle seine Anhänger den Bann der Kirche und entband bald darauf in einem nach Deutschland gerichteten Schreiben die Fürsten ihrer Unterthanentreue gegen den wortbrüchigen Welfen. Groß war die Wirkung dieses Schrittes, schnell und unaufhaltsam sollte sich jetzt der Zusammenbruch des ottonischen Kaisertums vollziehen. Zwar in Italien verhallten die päpstlichen Worte fast ungehört und Ottos Tapferkeit erfocht hier nach wie vor glänzende Erfolge, aber in Deutschland begann alsbald der Abfall, zunächst wieder unter den Fürsten des östlichen Sachsens und Thüringens. Schon verhandelte man wegen einer neuen Königswahl. Boten gingen nach Sicilien, um den jungen Staufer im Namen der deutschen Reichsfürsten einzuladen, vom Throne seiner Ahnen Besitz zu nehmen. Überall entbrannte von neuem der Kampf und verwüstete das deutsche Land von den Alpen bis zum Meere. Im Bunde mit dem Herzoge von Brabant fiel der Pfalzgraf Heinrich in das Erzstift Mainz, heerte weit und breit und zwang den Erzbischof Siegfried, der sich gegen Otto erklärt hatte, zu eiliger Flucht. In Thüringen tobte der Krieg gegen den auch jetzt wieder abtrünnigen Landgrafen Hermann. Gegen ihn rückte von Norden Ottos treuer und bewährter Feldhauptmann Gunzelin von Wolfenbüttel heran, welchen der Kaiser während seiner Romfahrt zum Statthalter in den welfischen Erblanden ernannt hatte. Er bemächtigte sich der Reichsstädte Nord-

hausen und Mühlhausen und rief die landgräflichen Vasallen ringsum zum Abfall von ihrem Herrn auf. Viele folgten seiner Aufforderung, darunter die Grafen von Beichlingen und Stolberg, und obschon es dem Landgrafen glückte, diese in seine Gewalt zu bekommen, sah er sich doch durch den Verrat seiner Lehensleute auf die unfruchtbare Verteidigung seiner Burgen und festen Städte beschränkt.

Die Kunde von diesem Abfall der deutschen Fürsten bewog den Kaiser, Unteritalien, wo er den Markgrafen Diepold von Vohburg als seinen Stellvertreter zurückließ, aufzugeben und nach Deutschland heimzukehren. Im März 1212 hielt er wieder den ersten Reichstag auf deutschem Boden. Dann ging er über Nürnberg nach Braunschweig und feierte zu Anfang August in Nordhausen seine Vermählung mit der inzwischen zur Jungfrau herangeblühten Beatrix von Staufen. Aber wenige Tage später sank die Tochter Philipps in ein frühzeitiges Grab: es ging das Gerücht, eine mit dem Kaiser aus Italien gekommene Geliebte desselben habe ihr Gift beigebracht. Mit ihrem Tode zerriss das letzte Band, welches die Anhänger des staufischen Königtums noch an den Welfen geknüpft hatte. Und als nun nach einigen Monaten König Friedrich von Sicilien, der Sohn Heinrichs VI. und die Hoffnung der staufischen Partei, von dem Papste selbst zu diesem Heereszuge aufgefordert und ermutigt, nach mühevoller Fahrt über die Alpen in Schwaben, dem Heimatlande seines Geschlechtes, erschien, da ging es mit der Herrschaft Ottos unaufhaltsam abwärts. Bald sah er sich von den süddeutschen Fürsten verlassen, welche sich beeilten, den Staufer als ihren rechtmäßigen König anzuerkennen. Am 6. Dezember schon ward Friedrich zu Frankfurt in glänzender Reichsversammlung auf den Stuhl Ottos des Großen erhoben und dann, da Aachen noch in der Gewalt des Welfen war, in Mainz gekrönt. Von allen Seiten drängte man sich herbei, ihm zu huldigen. Der Anschluß der geistlichen und weltlichen Fürsten von Bayern und Osterreich, der im Februar 1213 zu Regensburg erfolgte, vollendete die Unterwerfung des oberen Deutschland unter die Herrschaft des Staufers. Wie in früheren Jahren sah sich Otto wieder auf sein väterliches Erbe, den Beistand seiner Brüder und die Treue des deutschen Nordwestens hingewiesen, dessen Fürsten größtenteils noch auf seiner Seite standen. Um den Herzog Heinrich von Brabant, einen der mächtigsten Fürsten dieser Gegenden, an sich zu fesseln, vollzog er jetzt die Ehe mit dessen Tochter Maria, mit der er sich bereits vor sechzehn

Jahren schon einmal verlobt hatte. Aber es ist bezeichnend für die Stimmung der gesamten Geistlichkeit gegen ihn, daß kein Priester diesen Bund einzusegnen wagte. Zugleich erneuerte er dem von Friedrich mit Philipp August von Frankreich geschlossenen Bündnis gegenüber seine alten Beziehungen zu seinem Oheime, dem englischen Könige Johann. Noch fühlte er sich trotz Bannfluch und Verrat seinen Feinden gewachsen. Das mußte vor anderen der Erzbischof Albrecht von Magdeburg erfahren, der von allen Fürsten zuerst auf Friedrichs Seite getreten war. Im Sommer 1213 brach der Kaiser von Braunschweig aus in das Magdeburger Land, sprengte das ihm entgegeneilende Heer des Erzbischofs bei Remkersleben auseinander, verbrannte Erleben und selbst die Vorstädte von Magdeburg. Erzbischof Albrecht, der nach dem Treffen bei Remkersleben bei einer Fahrt auf der Elbe in die Gefangenschaft des Ritters Friedrich von Karow geraten war, mußte froh sein, aus seiner Haft auf Schloß Gröneberg durch die Anstrengungen des Burggrafen Burchard und seiner Magdeburger Bürger wieder befreit zu werden.

Für das folgende Jahr (1214) rüstete sich der Kaiser mit aller Macht, um das Übergewicht seiner Waffen auch in den Niederlanden, an der französischen Grenze, von wo beständig ein Angriff des Königs Philipp August drohte, für immer zu sichern. Hier hatte sich damals aus einer Fehde des Herzogs von Brabant mit dem staufisch gesinnten Bischofe Hugo von Lüttich ein Krieg entwickelt, der jetzt durch das Eingreifen Ottos einer- und des französischen Königs anderseits gewaltige, durch seinen Ausgang für das welfische Kaisertum entscheidende Verhältnisse annahm. Eine Streitmacht, wie sie jene Zeit kaum zum zweitenmale gesehen, sammelte sich bei Valenciennes unter dem Banner des Welfen: Sachsen, Westfalen, Niederländer, Flandrer und Engländer. Über 100000 Krieger soll das kaiserliche Heer gezählt haben. Aber der Tag von Bouvines (27. Juli 1214) entschied gegen die Verbündeten und den deutschen Kaiser. Otto selbst kämpfte im Mittelpunkte der Schlacht im wildesten Getümmel mit dem ungestümen Mute und der ritterlichen Tapferkeit, die das Erbteil seines Geschlechtes sind. Einen Augenblick schien er das Geschick des Tages in den Händen zu haben. Schon lag Philipp August, vom Pferde geworfen, hilflos am Boden: da stellte ein entschlossener Angriff seiner Ritterschaft die Schlacht wieder her. Otto seinerseits sieht sich bald vom mörderischen Ansturm der Feinde rings umdrängt. Peter von Mauvoisin ergreift den

Zügel seines Schlachtrosses, Wilhelm von Barres ringt Leib an Leib mit ihm, während Gerard Scropha ihm mit Dolchstößen zusetzt, die indes an der trefflichen Rüstung des Kaisers abgleiten. Eine verzweifelte Anstrengung seines durch einen Lanzenstoß verwundeten Pferdes befreite ihn endlich aus dieser gefährlichen Lage. Als es dann unter ihm zusammenbrach, schwang er sich auf dasjenige seines Vasallen, des tapferen und treuen Bernhard von Horstmar. Auf ihm verließ er das Schlachtfeld von Bouvines, welches das Grab seines Kaisertums werden sollte.

Demnach der Schlacht verließen ihn alsbald, mit Ausnahme seines Bruders Heinrich, auch die letzten seiner bedeutenderen Anhänger. Ohne Mühe unterwarf Friedrich jetzt, während der Kaiser thatenlos und wie von der erlittenen Niederlage betäubt in Köln saß, die lothringischen Fürsten, den Herzog von Brabant, die Grafen von Jülich und Kleve, schloß mit dem Könige Waldemar von Dänemark gegen Preisgebung der transalpingischen und slavischen Lande ein Bündnis und ließ sich dann zu Aachen, nachdem auch diese Stadt ihm die Thore geöffnet hatte, noch einmal von dem Erzbischofe von Mainz salben und krönen (24. Juli 1215). Noch in demselben Jahre verkündete Innocenz auf einer großen lateranischen Synode feierlich der christlichen Welt, daß der Welfe als Kaiser verworfen, der Staufer dagegen als solcher allgemein anerkannt worden sei. Otto hat nach diesen Ereignissen fast noch drei Jahre gelebt, meist in Braunschweig, wohin er sich von Köln zurückzog. Mit derselben Hartnäckigkeit, die einst sein Vater bethätigte, hat er an dem verblichenen Glanze seiner Herrschaft festgehalten. So hoffnungslos seine Lage war, so war er doch nicht zu bewegen, die noch in seinem Verwahrsam befindlichen Reichsinsignien seinem siegreichen Gegner auszuliefern. Gegen die benachbarten Fürsten, namentlich die Erzbischöfe von Bremen und Magdeburg, auch den Dänenkönig, hat er noch mehrmals Feldzüge unternommen, welche, abgesehen von der heimgebrachten Beute, kaum irgendwelche Bedeutung hatten. Einmal noch, im Jahre 1217, hat er es auch wiederum erfahren, daß sein Gegner mit der ganzen staufischen Macht ihn in seinen Erblanden bedrohte und selbst Braunschweig belagerte. Eine Änderung in der Lage der Dinge hat auch dieses Unternehmen nicht bewirkt: nur daß es noch die letzten Anhänger des Welfen in Sachsen, den Markgrafen von Brandenburg und den Fürsten Heinrich von Anhalt, nötigte, ihn zu verlassen und sich dem aufsteigenden Gestirn des Staufers zuzuwenden. Als Otto im Frühling des Jahres

1218 auf dem Herlingsberge verweilte, erkrankte er an den Wirkungen eines zu starken Heilmittels. Er erkannte sofort die Gefährlichkeit seines Leidens und liefs sich nach der nahen Harzburg bringen, um an dem Orte zu ver scheiden, den er vor allen anderen geliebt hatte. Nach Aus söhnung mit der Kirche verlangend, sandte er an den Abt von Walkenried, aber noch ehe dieser anlangte, erhielt er von dem Propste des Burchardiklosters zu Halberstadt, nach dem er ihm gelobt, sich den Befehlen des Papstes unter werfen zu wollen, Absolution und darauf die letzte Ölung und das Abendmahl. Am nächsten Tage hat er in Gegen wart des inzwischen angekommenen Abtes und der übrigen Geistlichen nochmals seine Beichte abgelegt und unter dem Gesange der Miserere sich mit Ruten streichen lassen. Auch sein Versprechen, dem Papste zu gehorsamen, wieder holte er, doch nicht ohne ausdrücklich die Rechte des Kaisertums zu wahren, „zu welchem er in rechtskräftiger Weise erwählt und erhoben worden sei“. Noch hat er den anwesenden Getreuen einige Aufträge erteilt, auch über den Ort und die Weise seines Begräbnisses Bestimmungen ge troffen. Dann ist er am 19. Mai 1218, noch nicht ganz 36 Jahre alt, aus diesem Leben geschieden. In königlichem Schmuck, wie er angeordnet, mit Krone Scepter und Reichs apfel, ruht er zur Seite seiner ersten Gemahlin, die er nur so kurze Zeit besessen hat, in der Gruft unter der Blasius kirche zu Braunschweig.

Neunter Abschnitt.

Otto das Kind und die Errichtung des Herzogtums Braunschweig-Lüneburg.

Ohne Leibserben zu hinterlassen, war Kaiser Otto ge storben. Wir besitzen noch das Testament, welches er am Tage vor seinem Tode hat ausfertigen lassen. Es ist an seinen Bruder, den Pfalzgrafen Heinrich, des Kaisers Dienst mannen und die Bürgerschaft von Braunschweig gerichtet

und enthält auſer einer Reihe von Beſtimmungen über einzelne noch in Ottos Gewalt befindliche Burgen, ſowie von Vergabungen namentlich an das Stift St. Blasien zu Braunschweig auch die Weiſung, die Reichsinsignien zwanzig Wochen noch nach dem Tode des Kaiſers zu verwahren, dann aber demjenigen zu übergeben, den die Fürſten einſtimmig zu ſeinem Nachfolger wählen würden: auch ſollte Heinrich dafür kein Geld nehmen, wohl aber die Erlangung einer vollſtändigen Reſtitution des väterlichen Erbes als Entgelt für die Auslieferung verſuchen. Nur ſeinen Krönungsmantel (pallium) nahm der Kaiſer von dieſen Beſtimmungen aus. Ihn vermachte er dem Egidienkloſter zu Braunschweig, wo er lange Zeit aufbewahrt ward, bis er nach mancherlei Irrfahrten neuerdings ſeinen Weg in das dortige herzogliche Muſeum gefunden hat. Pfalzgraf Heinrich hat, ſo viel wir wiſſen, dieſe letztwilligen Verfügungen ſeines Bruders getreulich ausgeführt. Nur mit der Auslieferung der Reichskleinodien zögerte er weit über die ihm in dem Teſtamente geſtellte Friſt hinaus, ja es bedurfte einer eindringlichen Mahnung des Papſtes Honorius III., der inzwiſchen dem groſſen Innocenz auf dem apoſtoliſchen Stuhle gefolgt war, um ihn ſchließlich dazu zu beſtimmen. Es ſcheinen darüber längere Verhandlungen gepflogen zu ſein, deren Inhalt wir nicht kennen, die ſich aber wohl auf die in dem ottoniſchen Teſtamente geforderte Wiedererlangung der welfiſchen Erbgüter bezogen haben werden. Das Ergebnis war, daß ſich Heinrich, ſtrenggenommen gegen den Wortlaut des Teſtamentes, bereit erklärte, die Inſignien gegen die Summe von 11 000 Mark dem Könige Friedrich zu übergeben. Dies geſchah um die Mitte des Juli 1219 auf dem Tage zu Goslar. Hier wurden dem Pfalzgrafen zugleich mit dem Amte eines Reichslegaten in den Gegenden zwiſchen Weſer und Elbe beſondere königliche Machtbefugniſſe übertragen, deren Bedeutung hauptſächlich wohl in der Aufrechterhaltung des Landfriedens in jenen Gebieten zu ſuchen iſt. Da ſeit dem Sturze Heinrichs des Löwen die ſtaatsrechtliche Stellung des welfiſchen Hauſes weſentlich auf ſeinem noch immer bedeutenden Allodialbeſitze in Sachſen beruhte, ſo ſcheint das eine Form geweſen zu ſein, durch welche man der von ihm thatſächlich auf dieſer Grundlage ausgeübten Gewalt gerecht zu werden ſuchte. Sie hat dann in der Folge zur Herſtellung eines wirklichen Reichsfürſtentums der Welfen über dieſe Landſchaften geführt.

Nicht bloß bei dieſer Gelegenheit ſondern auch ſonſt erſcheint der Pfalzgraf Heinrich unmittelbar nach Ottos Tode

als der alleinige Vertreter der Interessen seines Hauses. Der Hoffnung auf die Fortdauer des eigenen Stammes hatte er entsagen müssen, seit ihm im April 1214 ein frühzeitiger Tod den einzigen gleichnamigen Sohn entrissen hatte. Da Wilhelm von Lüneburg, Heinrichs des Löwen jüngster Sohn, bereits mehrere Monate früher (12. Dezember 1213) gestorben war, so beruhte der Fortbestand des welfischen Hauses jetzt einzig und allein auf dem von ihm hinterlassenen Sohne, dem beim Tode des Vaters kaum neunjährigen Otto, dem Kinde von Lüneburg, wie ihn die Zeitgenossen genannt haben. Die Vormundschaft für ihn übernahmen die Stände des Landes, neben ihnen ohne Zweifel auch Pfalzgraf Heinrich, da Kaiser Otto durch die ihm obliegenden Reichsgeschäfte daran verhindert sein mochte. Gerade um die Zeit, da der letztere starb, muß Otto von Lüneburg volljährig geworden sein und wird nun die Verwaltung seines Erbes selbständig übernommen haben. Darauf scheint auch hinzudeuten, daß ihn das Testament seines kaiserlichen Oheims wieder in den Besitz der Lauenburg am Harze setzte, welche in der Paderborner Teilung seinem Vater zugesprochen, dann aber von Otto dem Neffen widerrechtlich vorenthalten war. Trotzdem hat Pfalzgraf Heinrich auch später noch auf den jungen Fürsten einen großen Einfluß ausgeübt und sich um so mehr der Regierung des Landes angenommen, als er in Otto den Erben der gesamten welfischen Allode, auch des ihm selbst zugefallenen Theiles derselben, erblickte. Nicht immer freilich war seine Handlungsweise von der billigen Rücksicht auf seinen Neffen bestimmt. Eine solche Rücksicht läßt namentlich sein Verfahren in bezug auf die seit langer Zeit zwischen dem welfischen Hause und den Erzbischöfen von Bremen streitige Grafschaft Stade vermissen. Obschon der Pfalzgraf im Jahre 1202 dem Erzbischofe Hartwig II. die Belehnung mit derselben abgezwungen hatte, waren doch über die Bedeutung und den Umfang der ihm durch diese Belehnung zuteil gewordenen Rechte alsbald neue Streitigkeiten entstanden, infolge deren der Pfalzgraf mit dem Kirchenbanne und sein Land mit dem Interdikte belegt ward. Heinrich kümmerte sich lange Jahre nicht um diese über ihn verhängten Kirchenstrafen, sondern behielt die von ihm in Besitz genommenen Güter in seiner Gewalt und übte nach wie vor die von ihm beanspruchten gräflichen Rechte aus. Erst im Jahre 1219 schloß er mit dem inzwischen auf den Bremer Stuhl gelangten Erzbischofe Gerhard einen Vergleich, wonach er diesem sein gesamtes in der Grafschaft Stade gelegenes Erbe nebst der Propstei

Wildeshausen als Eigentum der Bremer Kirche überliefs, der Erzbischof dagegen ihm dasselbe, doch nur auf die Dauer seines Lebens, als Lehen zurückgab. Heinrich erlangte durch diesen Vergleich die Lösung vom Banne, aber er beeinträchtigte dadurch das Erbrecht seines Neffen Otto von Lüneburg. Als er daher wenige Jahre später, im Juli 1223, die Übertragung aller seiner Erbgüter und Lehen auf den letzteren vornahm, suchte er zugleich das Unrecht, welches er ihm durch den Verzicht auf die Grafschaft Stade zugefügt hatte, wieder gutzumachen. Jene Übertragung geschah in der Burg zu Braunschweig vor einer zahlreichen Versammlung von welfischen Ministerialen in der bei solchen Gelegenheiten gebräuchlichen feierlich-symbolischen Form, indem der Pfalzgraf den Helm von seinem Haupte nahm und damit dasjenige des Neffen bedeckte. Otto trat damit zwar noch keineswegs in den Vollbesitz der Erbschaft, da Heinrich in den folgenden Jahren wiederholt noch über einzelne Stücke derselben verfügt hat, aber er sah sich von seinem Oheim als den einzig legitimen Erben und Nachfolger in dessen Ländergebiete feierlichst anerkannt. Zugleich wandte sich Heinrich mit einem Schreiben an die Dienstleute und Bürger von Stade, that ihnen kund, das er die dortige Grafschaft mit allen Ministerialen und seinem Erbgute in derselben für den Fall seines Todes seinem Neffen vermacht habe, und forderte sie auf, diesem denselben Gehorsam und dieselbe Treue zu erweisen, womit sie ihm selbst während seines Lebens verpflichtet gewesen seien. Dieser letztere Schritt regte natürlich den Streit mit dem Bremer Erzbischofe von neuem an. Im Jahre 1225 hielt es der päpstliche Legat Konrad für geboten, beiden Theilen bei Vermeidung von Bann und Interdikt Ruhe zu gebieten. Wenige Jahre darauf, am 28. April 1227, starb Pfalzgraf Heinrich, der sich in der letzten Zeit seines Lebens fast ganz von den öffentlichen Angelegenheiten zurückgezogen hatte. Auch er liegt zu St. Blasien in Braunschweig begraben.

Die Regierung Ottos von Lüneburg, der nun die Verwaltung des gesamten welfischen Erbes in Sachsen übernahm, ist für die territoriale Ausbildung dieser Länder von grundlegender Bedeutung gewesen. Unter den schwierigsten Verhältnissen, von dem fortdauernden Mißtrauen und Übelwollen des Kaisers Friedrich II. verfolgt, rings von neidischen und mißgünstigen Nachbarn umgeben, hat er es doch vermocht, sich nicht nur in dem von seinen Vorfahren ihm überkommenen Gebiete zu behaupten und zu befestigen, sondern dasselbe auch

durch wichtige Erwerbungen zu vergrößern und endlich die Anerkennung seiner anfangs von allen Seiten bedrohten und gefährdeten fürstlichen Stellung in einer für seinen territorialen Besitzstand neu geschaffenen Form vonseiten des Reiches zu erlangen. Schon einige Jahre vor dem Ableben des Pfalzgrafen Heinrich sah sich Otto in die Wirren und Kämpfe hineingezogen, welche damals den deutschen Norden infolge der gewalthätigen Eroberungsgier seines mütterlichen Oheims, des Königs Waldemar II. von Dänemark, beunruhigten. Seit jenem Vertrage mit Friedrich II., der ihn zum Herrn Nordalbingiens und der von Heinrich dem Löwen einst eroberten Ostseeländer gemacht hatte, war Waldemar unablässig darauf bedacht gewesen, seine den ganzen Norden umspannende Macht nach allen Seiten zu weitem. Er verfuhr dabei in rücksichtsloser, die Rechte anderer mifsachtender Weise. Auch die beiden Grafen Heinrich und Gunzel von Schwerin mußten dies erfahren. Denn er nötigte sie, ihre Grafschaft von ihm zu Lehen zu nehmen und besetzte dann, als Gunzel während einer Kreuzfahrt seines Bruders plötzlich starb, das Schweriner Land mit seinen Dienstleuten. Erbittert über diese Gewaltthat, überfiel Graf Heinrich nach seiner Rückkehr in die Heimat den sorglosen König, als dieser sich der Jagd wegen auf der kleinen Insel Lyöe aufhielt, schleppte ihn gefesselt in das Gebiet des Markgrafen von Brandenburg und von da nach dem im Lüneburgischen gelegenen festen Dannenberg und ließ ihn nicht eher frei, bis er ein Lösegeld von 40000 Mark und die Entlassung seiner sämtlichen deutschen Reichsvasallen aus dem dänischen Lehensverbande gelobt hatte. Allein Graf Albert von Orlamünde, Waldemars Schwestersohn, den dieser schon früher mit Nordalbingien belehnt hatte und der jetzt das Reichsverweseramt über Dänemark übernahm, verwarf den Vertrag und versuchte die Befreiung des Dänenkönigs durch Waffengewalt zu erzwingen. Ihm schloß sich Otto von Lüneburg in gleicher Absicht an. Aber im Januar 1225 wurden beide durch den Grafen Heinrich von Schwerin und dessen Verbündete bei Mölln geschlagen. Der Orlamünder geriet in Gefangenschaft und Otto entrann mit genauer Not über die Elbe. Jetzt blieb dem Dänenkönig, wollte er aus seiner Haft befreit werden, nichts übrig, als den früheren Vertrag unter einigen für ihn ungünstigen Zusätzen in Ausführung zu bringen. Die Summe des Lösegeldes ward um 5000 Mark erhöht, Holstein an Adolf von Schauenburg, den Sohn des von Waldemar vertriebenen Holsteiner Grafen, das Mecklenburger Land an Heinrich von Schwerin zurückgegeben

und damit die bisherige Abhängigkeit dieser deutschen Länder von Dänemark gelöst. Aber kaum hatte Waldemar durch diese Opfer seine Freiheit zurückerlangt, als er sich vom Papste des von ihm geleisteten Eides entbinden liefs, jene Zugeständnisse für erzwungen erklärte und mit aller Macht rüstete, um die verlorene Stellung in den norddeutschen Grenzgegenden zurückzugewinnen. Wieder fand er in Otto von Lüneburg einen Bundesgenossen, den einzigen in der ganzen Reihe der deutschen Fürsten. Vor Segeberg vereinigten sich die Scharen des Welfen mit dem Heere des Dänenkönigs. Aber durch die verbündeten Fürsten von zwei Seiten her, von Lübeck und Itzehoe zugleich, auf seiner Rückzugslinie bedroht, mußte das dänische Heer die Belagerung des Platzes aufheben und bei Bornhöved die Schlacht annehmen, die am 22. Juli 1227 das Schicksal Holsteins und der deutschen Ostseeländer entschied. Die Dänen erlitten eine vollständige Niederlage. Waldemar selbst, dem ein Schwerthieb das eine Auge getroffen, entging nur mit Mühe einer zweiten Gefangenschaft. Otto von Lüneburg fiel dem Grafen von Schwerin in die Hände und wurde nach Schwerin abgeführt, um hier mit dem noch immer in Verwahrsam befindlichen Albert von Orlamünde die Haft zu teilen.

Es war ein schweres Mißgeschick, das den jungen Welfen betroffen hatte, um so schwerer, als er sich gerade damals, unmittelbar nach dem Tode seines Oheims, des Pfalzgrafen Heinrich, durch den Kaiser mit dem Verluste der bisher von Heinrich verwalteten welfischen Stammlande bedroht sah. Der letztere hatte zwei Töchter, Irmingard und Agnes, hinterlassen, von denen jene mit dem Markgrafen Hermann V. von Baden, diese mit Otto, dem Sohne des Herzogs Ludwig I. von Bayern, vermählt war. Obschon nun nach der oben berührten feierlichen Einsetzung Ottos von Lüneburg in das Erbe seines Oheims von einem Anspruch dieser Töchter an das letztere keine Rede sein konnte, hatte doch Kaiser Friedrich II. ihre angeblichen Ansprüche von ihnen oder vielmehr von ihren Ehemännern käuflich erworben. Es scheint, daß es in Braunschweig wie in Göttingen eine Partei gab, welche durch Anschluß an den Kaiser für ihre Stadt die Reichsunmittelbarkeit zu erlangen hoffte. Sobald die Nachricht von dem Tode des Pfalzgrafen bekannt ward, liefs man hier wie dort die Bevollmächtigten des Kaisers in die Stadt und begann mit ihnen darüber zu verhandeln. Aber Otto eilte mit dem Aufgebot seiner Dienstmannen alsbald herbei, lagerte sich bei dem dicht vor Braun-

schweig gelegenen Kloster Riddagshausen und suchte von hier aus die Bürger für sich zu gewinnen und Einlaß in die Stadt zu erlangen. Es glückte ihm dies mit dem Hagen. Von da wurde in erbitterten Kämpfen mit den fremden „Gästen“ um den Besitz der übrigen Weichbilder gestritten. Endlich brachte der Welfe, wie es scheint durch Gnaden und Zugeständnisse, den größten Teil der Bürgerschaft auf seine Seite. Nachdem er die alten Satzungen und Gewohnheiten der Altstadt, des Hagens und der Neustadt in einer sie zu einem gemeinsamen Stadtrecht zusammenfassenden Urkunde verbrieft und dieser sein Siegel angehängt, der Altstadt außerdem die dortige Vogtei gegen einen mäßigen Jahreszins überlassen hatte, zog er, von den Zurufen der Bürger begleitet, in die Burg seiner Väter ein. Braunschweig war für ihn gerettet. Um dieselbe Zeit richtete Otto an die Göttinger Bürger die dringende Aufforderung, ihm trotz der fremden Besatzung die Treue zu bewahren, indem er ihnen versprach, ihre Stadt niemals jemandem zu Lehen geben zu wollen.

Diese Ereignisse fallen in die wenigen Monate zwischen des Pfalzgrafen Heinrich Hinscheiden und Ottos Feldzug nach Holstein, der in der Schlacht von Bornhöved einen so unglücklichen Ausgang für ihn nahm. Man kann sich denken, wie schwer ihm, auch abgesehen von der harten Behandlung, die ihm widerfuhr und über die er sich bitter beklagte, die Gefangenschaft in dem Schlosse von Schwerin wurde. Denn diese Haft des letzten Sprossen des welfischen Hauses brachte noch einmal alle Feinde des letzteren in Bewegung. Mehr als je schien der ganze Bestand des welfischen Güterbesitzes in Frage gestellt. Die eigenen Dienstleute erhoben sich jetzt gegen ihren Herrn, von dem Erzbischofe Albrecht von Magdeburg und dem Bischofe von Halberstadt auf das eifrigste unterstützt und in ihrem treulosen Beginnen gefördert. Und zugleich erschien der junge König Heinrich, Friedrichs II. Sohn, der damals für seinen in Italien abwesenden Vater das Reich verwaltete, im Bunde mit dem Herzoge von Bayern in Sachsen und lagerte sich mit Heeresmacht vor Braunschweig. Unter den obwaltenden Umständen schien es ihm nicht schwer, die Ansprüche seines Vaters auf das welfische Erbe zur Geltung zu bringen. Dieses Mal aber rettete die treue Anhänglichkeit seiner Braunschweiger Bürger, die er sich erst im vorigen Jahre von neuem verpflichtet hatte, dem Welfen sein Land und seine Herrschaft. Bald mußte sich Heinrich von der Ausichtslosigkeit seiner Pläne überzeugen. Die Braunschweiger

standen treu zu ihrem angestammten Fürsten. Und als nun die jungen Markgrafen Johann und Otto von Brandenburg, deren Schwester Mechtild bereits im Jahre 1218 dem Lüneburger verlobt worden war, mit stattlicher Mannschaft heranzogen und in die Stadt einritten, da trat König Heinrich den Rückzug an, indem er die rebellischen Ministerialen ihrem Schicksale preisgab. Dennoch blieb die Lage der welfischen Lande noch immer im hohen Grade gefährdet, da Otto sich lange nicht entschließen konnte, die harten Bedingungen anzunehmen, die ihm für seine Freilassung gestellt wurden. Erst als Graf Heinrich von Schwerin am 16. Februar 1228 gestorben und Otto zugunsten des Herzogs Albrecht von Sachsen auf das überelbische Land mit Lauenburg, sowie auf die Feste Hitzacker verzichtet hatte, kam ein für den Welfen nicht ungünstiger Vertrag mit den Vormündern des jungen Grafen Gunzel von Schwerin zustande. Otto mußte diesem alle Güter, die dessen Vorfahren von den Welfen zu Lehen getragen, wiederverleihen und zudem ein Burglehen in Lüneburg mit einem jährlichen Ertrage von 100 Mark hinzufügen, er mußte versprechen, die Dienstmannen und Kaufleute des Grafen bei ihren Rechten zu belassen, und ihm selbst wegen der Gefangennahme durch seinen Vater Urfehde schwören. Gegen diese mäßigen Verpflichtungen, für deren gewissenhafte Ausführung sich fünf seiner Edeln, dreißig seiner Ministerialen und ebenso viele Bewohner von Braunschweig verbürgten, ward er am 6. März 1229 in Freiheit gesetzt. Das erste, was er nach seiner Entlassung aus der Haft that, war, daß er seinen Oheim, den Dänenkönig, bestimmte, seine Bürger von Braunschweig für die ihm bewiesene Treue durch ein am 13. September 1228 ausgestelltes wichtiges Handelsprivileg zu belohnen. Zwei Jahre später (10. November 1230) sicherte ein ähnlicher Gnadenbrief des Königs Heinrich von England den Kaufleuten der Stadt freien Verkehr in allen seinen Landen zu. In diesen beiden Urkunden sind uns die frühesten Spuren von einem überseeischen Verkehre der Stadt Braunschweig erhalten.

Bei seiner Rückkehr fand Otto das Land noch immer von Krieg und Aufruhr durchtobt. Die aufständischen Dienstmannen konnten erst im folgenden Jahre (1229) völlig überwältigt werden. Mit den Förderern, wo nicht den Anstiftern dieses Aufruhrs, dem Erzbischofe von Magdeburg und dem Bischofe von Halberstadt, schloß er zu Ende dieses Jahres (16. Dezember) einen Frieden, wonach jene sich verpflichteten, die Burg Walbeck, eine stete Bedrohung

der welfischen Lande von Osten her, nicht wieder aufzubauen, auch keinerlei Anlage von Befestigungen innerhalb des Umkreises von einer halben Meile in deren Nähe zu dulden. Auch die Stadt Göttingen erkannte jetzt Otto wieder als ihren Landesherrn an. Im Jahre 1232 verbrieft er ihr zu Holzminden alle die Rechte und Freiheiten, deren sie sich schon zu den Zeiten seiner Oheime Otto und Heinrich zu erfreuen gehabt habe. So gelang es dem Welfen, sich trotz seines Unglücks im Kriege und der langen Haft, die er erlitten, doch in seiner Stellung zu behaupten und von neuem zu befestigen. Aber so lange das Zerwürfniß mit dem staufischen Hause nicht endgültig beseitigt, er im Besitze seines Erbes nicht auch von der Reichsgewalt anerkannt war, mußte seine Lage eine durchaus mißliche bleiben, der Bestand seines Territoriums als im hohen Grade fraglich erscheinen. Es war natürlich, daß er, auch hierin der Politik seiner Vorfahren folgend, eine Annäherung an diejenigen Mächte suchte, welche dem staufischen Königtume feindlich oder mißtrauisch gegenüberstanden. Seitdem der hochbetagte aber noch immer feurige Gregor IX. den päpstlichen Stuhl bestiegen hatte, trübte sich rasch das bisher leidliche Verhältniß der Kurie zu dem Kaiser Friedrich II. Schon im Jahre 1228 schleuderte der Papst, erzürnt wegen der Laueheit, mit welcher Friedrich den von ihm gelobten Kreuzzug betrieb, gegen ihn den Bannstrahl. Es ist bezeichnend, daß er sich um dieselbe Zeit mit einer dringenden Aufforderung an die Witwe des Grafen Heinrich von Schwerin wandte, den damals noch in Gefangenschaft befindlichen Welfen aus dieser zu entlassen. Bald wurden die Beziehungen des letzteren zu dem heiligen Vater noch innigere. Den Vermittler zwischen beiden scheint König Heinrich von England gespielt zu haben, an welchen Otto im Jahre 1229 in der Person des Magister Galfried einen vertrauten Boten über das Wasser sandte. Von Heinrich ward Galfried dann mit einem Schreiben an den Papst abgeordnet, in welchem die unbedingte Ergebenheit Ottos gegen die Kurie gerühmt und Gregor ersucht ward, ihn dem Wohlwollen der deutschen Fürsten zu empfehlen. Otto selbst wandte sich um die nämliche Zeit an den Papst mit der Bitte, ihn seines in der Gefangenschaft geleisteten Eides, insbesondere in bezug auf die Abtretung von Hitzacker, zu entbinden. Aber es waren nicht bloß diese Dinge, die damals zwischen ihnen verhandelt wurden, auch nicht bloß leere Freundschaftsversicherungen, die man gegenseitig austauschte. Vielmehr scheint Gregor allen Ernstes daran gedacht zu haben, durch

Aufstellung Ottos als Gegenkönig dem von ihm exkommunizierten Kaiser, der damals gerade seinen Kreuzzug angetreten hatte, in Deutschland eine ernstliche Verlegenheit zu bereiten. Im Jahre 1229 ging der Kardinal Otto de Carcere Tulliano in seinem Auftrage nach Deutschland, um hier die Fürsten gegen den gebannten Kaiser aufzureizen, wohl auch, um den Welfen für die Pläne des Papstes zu gewinnen. Aber Otto trug mit Recht Bedenken, darauf einzugehen. In der schwankenden Lage, in der er sich befand, noch immer von dem Kaiser in seinem ererbten Besitzstande bedroht, von feindlichen und habgierigen Nachbarn umringt, mochte er sich nicht zum Werkzeuge päpstlichen Ehrgeizes hergeben und für den zweifelhaften Schimmer der Krone den ganzen Bestand seines Besitzes aufs Spiel setzen. Warnend schwebte ihm das Schicksal seines Oheims vor, der unter viel günstigeren Umständen den Kampf um die höchste Gewalt im Reiche gewagt hatte und dennoch unterlegen war. „Er wolle nicht wie Kaiser Otto sterben“, soll er geäußert haben. An einer aufrichtigen Aussöhnung mit dem Kaiser und an der Konsolidierung seiner Hausmacht war ihm mehr gelegen als an der ihm zugedachten Rolle eines Gegenkönigs, deren Annahme im günstigsten Falle das Reich in die Wirren eines unabsehbaren Kampfes zurückstürzen mußte. In diesem Sinne scheint er auf Heinrich III. eingewirkt zu haben, als er im Sommer 1230 zu ihm nach England ging. Und da um dieselbe Zeit noch einmal eine Aussöhnung zwischen dem Papste und dem Kaiser erfolgte, ließ man das ganze Projekt fallen.

Man darf annehmen, daß die Mäßigung, welche Otto in diesen Verhandlungen gezeigt hatte, nicht ohne eine günstige Einwirkung auf die Gesinnung des Kaisers Friedrich II. geblieben sein wird. Auch benutzte der Welfe jetzt den eben zwischen diesem und der römischen Kurie hergestellten Frieden, um die Vermittelung Gregors zu seinen Gunsten anzurufen. Dieser versprach ihm, dem Kardinal Otto, den er damals an Friedrich II. absandte, die gewünschten Weisungen zu erteilen. Mehr aber als diese Bemühungen des Papstes scheinen die wiederholten Vorstellungen gefruchtet zu haben, durch welche mehrere angesehene Fürsten den Kaiser für eine Versöhnung mit Otto zu gewinnen suchten. Sie schickten im Sommer 1234 den Edeln Albrecht von Arnstein zu diesem Zwecke nach Italien, und dieser fand bei Friedrich um so geneigteres Gehör, als sich damals dessen Sohn, König Heinrich, gegen den Vater

empörte und die Verhältnisse in Italien sich wieder mehr zu verwirren begannen. Auch die nahen Beziehungen, in welche der Kaiser durch seine Verlobung und baldige Vermählung mit Isabella, der Schwester Heinrichs von England, zu dem englischen Königshause trat, werden das Werk der Versöhnung gefördert haben. Friedrich übertrug zunächst durch einen zu Montefiascone im September 1234 ausgestellten Erlaß das Schiedsrichteramt in der noch immer zwischen ihm und Otto von Lüneburg schwebenden Streitfrage über das Erbe des Pfalzgrafen Heinrich einer Anzahl geistlicher und weltlicher Reichsfürsten, unter denen sich auch dem Welfen durchaus freundlich gesinnte Männer, wie sein Schwager, der eine der beiden Brandenburger Markgrafen, und dessen Vasallen, die Brüder Albert und Gebhard von Arnstein, befanden. Zwischen Johannis 1235 und 1236 sollte die Sache entschieden sein. Aber noch ehe der Schiedsspruch erfolgte, kam der Kaiser im Frühling 1235 nach fast fünfzehnjähriger Abwesenheit selbst nach Deutschland, um hier mit den vielfachen anderen Wirren, welche zu schlichten waren, auch den Streit mit dem welfischen Hause beizulegen. In Worms feierte er am 15. Juli seine Vermählung mit Isabella von England. Dann ging er über Hagenau nach Mainz, wohin er für die Mitte des August einen allgemeinen Reichstag zur Ordnung der deutschen Angelegenheiten berufen hatte. Seit den Tagen Friedrichs I. hatte man eine so glänzende Versammlung in deutschen Landen nicht mehr gesehen. Neben der Aufrichtung und Verkündigung eines allgemeinen Reichsfriedens war es besonders die welfische Angelegenheit, welche den Kaiser und die Fürsten in Mainz beschäftigte. Da man von beiden Seiten guten Willen mitbrachte, gelang der beabsichtigte Ausgleich ohne Schwierigkeit. Otto von Lüneburg entsagte feierlich mit gebeugtem Knie allem Haß und Groll, welchen er und seine Vorfahren bislang gegen das staufische Königtum gehegt hatten, gab sich ganz in des Kaisers Hand und übertrug sein bisheriges Eigen, das Castrum Lüneburg, mit allen dazu gehörigen Burgen, Ländern und Leuten zu lebensweiser Wiederverleihung auf das Reich. Der Kaiser seinerseits verzichtete auf seine von den Töchtern des Pfalzgrafen Heinrich erworbenen Rechte an die Stadt Braunschweig und wies diese gleichfalls dem Reiche zu. Nachdem dann Otto seine gefalteten Hände in diejenigen des Kaisers gelegt und auf das ihm dargereichte heilige Kreuz des Reiches den Eid der Treue geleistet hatte, erklärte ihn Friedrich zum Herzog und Fürsten und belehnte ihn mit dem zu einem

Herzogtume und Reichsfahnlehen erhobenen welfischen Erbe, welches auch auf seine Nachkommen, die Söhne sowohl wie die Töchter, übergehen sollte. Zugleich verlieh er ihm den Reichszehnten zu Goslar und seinen Dienstmännern dasselbe Recht, dessen sich die Ministerialen des Reiches zu erfreuen hatten. Dies alles geschah in zahlreicher feierlicher Reichsversammlung am 15. August 1235, unter dem prächtigen Zelte, das dem Kaiser von dem Sultane von Ägypten verehrt worden war. Die darüber ausgestellte, mit angehängter goldener Bulle versehene Verleihungsurkunde, durch das Zeugnis der meisten anwesenden Reichsfürsten bekräftigt, ist im Originale noch jetzt vorhanden. Kaiser Friedrich aber, voll Freude über die glückliche Beilegung des langjährigen Zwistes mit dem welfischen Hause, ließ den Tag, an welchem das Reich einen so bedeutenden Zuwachs an Land und Leuten erlangt hatte, in den Annalen desselben verzeichnen.

Seit dieser Zeit legte sich Otto den Titel eines Herzogs von Braunschweig bei, ein Titel, den er freilich schon früher bisweilen geführt hatte. Der Vorgang selbst aber war für die weitere Geschichte der welfischen Lande und seiner Fürsten von höchster Bedeutung. Indem Otto die von seinem Hause bisher immer noch festgehaltenen Hoffnungen auf eine umfassende Wiederherstellung seiner früheren Macht endgültig aufgab, sicherte er ihm dagegen den Schutz und die Anerkennung der Reichsgewalt für den bis dahin gleichfalls vielfach angefochtenen und bedrohten Besitzstand, der aus dem großen Zusammenbruche von Heinrichs des Löwen Herrschaft gerettet worden war. Seit der Ächtung des letzteren hatte das welfische Haus seine frühere reichsfürstliche Stellung in Sachsen und damit seinen Zusammenhang mit den Institutionen des Reiches, wie diese mit der Zeit zu einer festen Ausbildung gekommen waren, eingebüßt. Otto verzichtete auf diese anomale, unhaltbar gewordene Stellung eines freien, auferhalb des Reichsnexus stehenden Erbherrn, und indem er seine Allode dem Reiche zu Lehen auftrug und sie aus der Hand des Kaisers als Herzogtum zurückempfing, trat er zu einer Zeit, da die Landeshoheit in unaufhaltsamer Entwicklung begriffen war, in die Reihe der Reichsfürsten, denen diese Entwicklung vorzugsweise zugute kam. An die Erhebung der welfischen Erblande zu einem Reichsfürstentume knüpft sich die ganze geschichtliche Weiterbildung dieser Lande. Sie ist der Ausgangspunkt für ihre territoriale Gestaltung und für das provinzielle Sonderleben ihrer Bevölkerung geworden.

Die Vorteile der neu errungenen Stellung zeigten sich für Otto sofort. Seit der Katastrophe Heinrichs des Löwen war die Rechtslage der von ihm behaupteten Länder einem ewigen Schwanken ausgesetzt gewesen. Die unruhigen, kriegesfüllten Zeiten hatten unablässig an dem Bestande derselben gerüttelt. Kleinere und grössere Vasallen waren bemüht gewesen, in der allgemeinen Verwirrung sich der Abhängigkeit von dem welfischen Hause zu entledigen. Manchen war es gelungen, bei anderen hatten sich die alten Beziehungen zu ihren Herren wenigstens gelockert. Die geistlichen Fürsten hatten grösstenteils ihre Kirchenlehen dem Hause entzogen, selbst die von Ottos Vorfahren so sehr begünstigten Städte hatten hier und da daran gedacht, ihre Abhängigkeit von der Landesherrschaft mit der Reichsfreiheit zu vertauschen. Überall galt es für Otto, Verlorenes wieder herbeizubringen, zerrissene Fäden wiederanzuknüpfen, alte Beziehungen zu erneuern, unsicher gewordene Verhältnisse von neuem zu befestigen. Unermüdlich und mit grossem unleugbarem Geschick hat er sich diesen schwierigen Aufgaben unterzogen. Zunächst und vor allem mußte ihm daran gelegen sein, die Grafschaft Stade, deren sich alsbald nach des Pfalzgrafen Heinrich Tode der Erzbischof von Bremen bemächtigt hatte, zurückzugewinnen. Schon vor seiner Aussöhnung mit dem Kaiser hat er dies unablässig im Sinne gehabt. Während Erzbischof Gerhard II. mit dem trotzigem Bauernvolke der Stedinger wegen des von diesen verweigerten Zehnten in einen schweren, von Jahr zu Jahr grössere Verhältnisse annehmenden Kampf verwickelt war, fiel der Welfe im Frühling 1233 mit Heeresmacht in das Erzstift und bedrohte die Hauptstadt desselben. Er trug kein Bedenken, sich dadurch in den Verdacht der Bundesgenossenschaft mit den ketzerischen Bauern zu bringen, gegen welche die Kirche ihre Flüche schleuderte und im ganzen deutschen Lande damals das Kreuz gepredigt ward. Als dann der Haß gegen die Stedinger wuchs und in den Jahren 1233 und 1234 nicht weniger als vier Heerfahrten gegen das heldenmütige Volk unternommen wurden, deren letzterer dasselbe endlich am 27. Mai 1234 erlag, da wagte auch Otto nicht länger, an seiner Seite auszuharren. Durch den Bischof von Hildesheim liess er sich sogar bewegen, das Kreuz gegen sie zu nehmen, aber er konnte sich nicht überwinden, sein Schwert gegen die Feinde des Bremer Erzbischofs, der ihm sein väterliches Erbteil vorenthielt, wirklich zu ziehen. Auch nach ihrer Niederlage hielt er an seinen Ansprüchen auf die Grafschaft Stade unerschütter-

lich fest, selbst als er darüber in den Bann der Kirche verfiel, den der Papst Gregor IX. am 17. August 1235 bestätigte. Kaum hatte er seinen Frieden mit dem Kaiser gemacht, so brach er gegen Bremen auf und begann, um den Erzbischof zur Nachgiebigkeit zu zwingen, am 11. November 1235 die Belagerung der Stadt. Hatte doch Friedrich II., uneingedenk der dem Erzbischofe einst erteilten Bestätigung der Schenkung des Pfalzgrafen Heinrich, wenige Wochen vorher (31. Oktober) den Stader Ministerialen und Bürgern die Weisung erteilt, dem von ihm zum Herzoge von Braunschweig erhobenen Fürsten nicht länger den Gehorsam zu versagen. Als die Belagerung Bremens indes keine Fortschritte machte, ließ Otto von der Stadt ab und besetzte das erzbischöfliche Schloß Ottersberg. Mittlerweile zeigte sich der vom Kaiser im Stich gelassene Erzbischof einem billigen Vergleiche nicht abgeneigt, und auch Otto mochte Bedenken tragen, die Sache auf die Spitze zu treiben. So kam denn im folgenden Jahre (1236) eine Übereinkunft zwischen den beiden Parteien zustande, welche diesem fast hundertjährigen Hader um die Grafschaft Stade endlich ein Ziel setzte. Der Herzog empfing die Inseln Gorieswerder und Finkenwerder, sowie die Grafschaft in den Gogerichten Hittfeld und Hollenstedt als bremisches Lehen, ferner einen jährlichen Anteil an dem Grafenschatze im Betrage von 150 Mark und endlich die einmalige Summe von 1600 Mark. Dagegen verzichtete er auf alle seine in bezug auf Lehengüter an den Erzbischof erhobenen Ansprüche. Über das Eigengut und die Dienstmannen in der Grafschaft behielt man die Entscheidung des Kaisers vor und einigte sich zugleich über die Niederlegung der Schlösser Ottersberg und Harburg. Außerdem verpflichtete sich jeder Teil, keine verbrecherische Unterthanen des andern zu hausen und denen, welche während des Krieges durch Parteinahme hüben und drüben ihre Güter verloren hatten, diese zurückzustellen.

Leichter als mit dem Bremer Erzstifte ward es Otto, sich mit dem Bistume Verden in ein freundnachbarliches Verhältnis zu setzen und von dem Bischofe die Belehnung mit den schon seinen Vorfahren übertragen gewesenen Kirchenlehen zu erhalten. Noch während er in der Gefangenschaft der Grafen von Schwerin war, gelang es seiner Mutter, vom Bischofe Iso die Belehnung ihres Sohnes mit fast allen Lehen der Verdener Kirche, welche Pfalzgraf Heinrich besessen hatte, zu erwirken. Es gehörte dazu unter anderem die Vogtei über das Kloster Walsrode, die Otto versprach, dem Neffen des Bischofs, dem jungen Grafen

Bernhard von Wölpe, wiederum zu Lehen zu reichen, sobald dieser zu seinen Jahren gekommen sein würde, ferner die Bruchgegend von Bleckede, von welcher der Bischof für den Fall ihrer Urbarmachung sich und seinen Nachfolgern einige Hufen vorbehielt. Im übrigen wurden nur die von dem Pfalzgrafen Heinrich schon früher dem Grafen von Hoya überlassenen Lehen von dieser Vergabung ausgenommen. In ähnlicher Weise erlangte Otto vom Erzbischofe von Mainz, dem er die Klöster Bursfelde und Homburg überließ, im Jahre 1239 die Belehnung mit allen einst von seinem Oheime Heinrich besessenen Gütern, mit einziger Ausnahme der Vogteien zu Heiligenstadt, Hofgeismar und Nörten. Weniger glücklich war der Herzog mit seinen Ansprüchen auf die Jurisdiktion über das Bistum Hildesheim, welche er auf dem Reichstage zu Mainz vergebens zur Geltung zu bringen versuchte. Bischof Konrad wußte für seine Beweisführung, daß das Stift keiner fremden Herrschaft, keiner herzoglichen Gewalt als derjenigen des Bischofs unterworfen sei, die einhellige Zustimmung der anwesenden Fürsten zu gewinnen. Dagegen erhielt Otto von der Äbtissin von Gandersheim ohne Mühe die Lehen seines Oheims, des Pfalzgrafen Heinrich, und der Abt Gerhard von Werden übertrug ihm zu derselben Zeit (1232) die Vogtei über die Stadt Helmstedt, wo beide zugleich eine Burg zu bauen beschlossen, deren eine Hälfte dem Abte, die andere dagegen dem Herzoge zustehen sollte. Von der Äbtissin Gertrud von Quedlinburg aber erwarb er nach dem Tode des Landgrafen Heinrich Raspe von Thüringen gegen die Summe von 500 Mark im Jahre 1247 die Belehnung mit der Mark Duderstadt, die man wegen ihrer Einträglichkeit wohl „die goldene Mark“ nannte.

Nicht minder bedeutend als diese Kirchenlehen und geistlichen Güter war der Zuwachs an Land und Leuten, den Otto von den weltlichen Fürsten und Grafen Sachsens zu erlangen verstand. Agnes, die Witwe des Pfalzgrafen Heinrich, überließ ihm 1235 gegen einige dem von ihr gegründeten Kloster Wienhausen zugewandte Vergabungen die Burg Celle und 1243 für 1100 Mark und den Ort Isenhagen, wo sie gleichfalls eine klösterliche Stiftung zu errichten gedachte, den Zehnt aus den Goslarschen Bergwerken. Von Siegfried, dem letzten Grafen von Altenhausen und Osterburg, erwarb er nach einander dessen Eigengüter Diesdorf und Lengede, dann dessen ganzes Besitztum in der Grafschaft Stade, zwischen Salzwedel, Brome und Gardelegen, in Walbeck und in dem ganzen Lüneburger Lande, auch sämt-

liche Ministerialen des Grafen in diesen Gebieten. Die mächtigen, an beiden Ufern der mittleren Weser reich begüterten Grafen von Everstein, welche sich nach Heinrichs des Löwen Sturze der Lehensabhängigkeit von dem welfischen Hause zu entziehen gewußt hatten, brachte er wieder in den Bereich seiner Machtsphäre. Am 27. August 1235 schloß er zu Göttingen mit den Grafen Otto und Konrad eine ewige Sühne und einen Freundschaftsvertrag, der auf die heiligen Reliquien beschworen und dessen treue Erfüllung seitens der Grafen durch die Geiselschaft von je einem ihrer Söhne und von je fünf ihrer Dienstmännern verbürgt ward. Ebenso trug Heinrich von Homburg dem Herzoge 1247 zu Celle sein zwischen Hameln und Hildesheim gelegenes Schloß Lauenstein zu Lehen auf. Die wichtigste Erwerbung aber wohl von allen, welche Otto machte, war diejenige der Stadt Hannover und der übrigen Besitzungen der Grafen von Lauenrode. Von Konrad von Rode, der uns in den Kämpfen Heinrichs des Löwen als einer von dessen treuesten Dienstmännern wiederholt begegnet ist, hatten sich durch seine Söhne Hildebold und Konrad die Grafen von Limmer, welche sich später Grafen von Wunstorf nannten, und die Grafen von Lauenrode abgezweigt. Das Gebiet der letzteren umfaßte aufser der Stadt Hannover und der auf dem Berge in der Neustadt daselbst gelegenen Burg Lauenrode namentlich die von Hildesheim lehensrührige kleine und große Grafschaft. Jene lag am Nordwalde, den jetzigen Hämeler, Steinwedeler und Bockmer Holzungen, und wurde in den Jahren 1230 bis 1236 von dem Grafen Konrad dem Bischofe von Hildesheim abgetreten. Die große Grafschaft dagegen erstreckte sich über die spätere Amtsvogtei Ilten, das sogenannte „große und kleine Freie“, und reichte bis dicht an die östliche Gemarkung der Stadt Hannover heran. Es ward dem Herzoge Otto nicht schwer, die Stadt Hannover sowohl wie jene große Grafschaft von den Söhnen des Grafen Konrad von Lauenrode, da diese sämtlich kinderlos waren, zu erwerben. Hannover huldigte ihm schon 1241 als seinem Herrn; und im Jahre 1248 trat ihm Heinrich, der letzte der Lauenroder Grafen, alle seine übrigen Besitzungen, auch die Lehen der bischöflichen Kirchen von Hildesheim und Minden, gegen eine Leibrente von 20 Mark ab.

So sehen wir Otto seit seiner Aussöhnung mit dem Kaiser unablässig bemüht, auf friedlichem Wege und durch geschickte Benutzung der Umstände sein Herzogtum auf eine feste Grundlage zu stellen, Entfremdetes wieder herbei-

zuschaffen und dasselbe durch neue Erwerbungen abzurunden. Klug, verständig und haushälterisch hat er im Lande gewaltet. Wenn er sich dem ganzen Geiste der Zeit gemäß mild und freigebig gegen die Kirchen und Klöster erwies, so hat er doch auch darin stets ein weises Maß zu beobachten verstanden. Seinen staatsmännischen Blick zeigte er vor allem in der Förderung und Huld, die er den damals mächtig aufstrebenden Stadtgemeinden seines Landes erwies. Hannover, Braunschweig, Lüneburg, Münden, Osterode verdanken ihm ihre frühesten Stadtrechte. Den Handel zwischen Lüneburg und Hamburg hat er durch die Beseitigung der Abgaben, welche ihm die Hamburger Kaufleute zahlen mußten, von einer drückenden Fessel befreit. So friedlicher Art indessen Ottos Thätigkeit während der letzten Zeit seiner Regierung war, so hat er doch auch mehrmals, weniger im eigenen als in anderer Interesse, zum Schwerte gegriffen. Seine Schwäger, die Markgrafen von Brandenburg, unterstützte er in dem schweren Kriege, den sie während der Jahre 1240 bis 1245 mit Magdeburg, Halberstadt und dem Markgrafen von Meissen zu führen hatten. Im Jahre 1240 aber zog er dem deutschen Orden zuhülfe, der soeben begonnen hatte, im Mündungslande der Weichsel sich festzusetzen und hier die Anfänge seines später so berühmt gewordenen Ritterstaates zu gründen. Mit Ottos Hilfe wurde die damals von den heidnischen Preußen hart bedrängte Burg Balga entsetzt, und als dann auf den Rat eines verrätherischen Landsmannes Namens Pomande die Ermländer, Natanger und Barter sich von neuem vor der Burg lagerten, wurden sie von dem Herzoge und den Rittern in einer blutigen Schlacht aufs Haupt geschlagen und „alle bis auf den letzten Mann“ vernichtet. Nach einjähriger Abwesenheit — auf so lange band ihn sein Kreuzgelübde — kehrte Otto in die Heimat zurück. Hier ist ihm das letzte Jahrzehnt seiner Regierung in fast ununterbrochener friedlicher Thätigkeit vergangen. Selbst seine Parteinahme für den Grafen Wilhelm von Holland, der nach Friedrichs II. Tode zum Gegenkönige Konrads IV. erhoben ward, führte zu keinerlei kriegerischen Verwickelungen, da fast alle benachbarte Fürsten sich derselben Partei anschlossen. Otto vermählte dem Gegenkönige seine vierte Tochter Elisabeth, und am 25. Januar 1252 fand zu Braunschweig die Hochzeit statt. Aber es mochte als eine schlimme Vorbedeutung erscheinen, die sich in der That durch den frühen Tod des Königs nur zu bald erfüllen sollte, dafs in der Brautnacht die Burg Thanquaderode, Heinrichs des

Löwen Prachtbau, und mit ihr ein großer Teil der Altstadt in Flammen aufging. Mit genauer Not rettete die junge Königin ihren Gemahl durch die diesem unbekanntem Gänge der Burg. Sein königlicher Schmuck aber, die Krone und viele Kostbarkeiten, wurden von dem entfesselten Elemente zerstört. Wenige Monate später (9. Juni 1252), als er sich eben anschickte, den auf Johannis angesetzten großen Reichstag in Frankfurt zu besuchen, starb, 48 Jahre alt, Otto das Kind, der erste Herzog von Braunschweig und Lüneburg. Nach den glaubwürdigsten Zeugnissen liegt er zu Braunschweig in dem dortigen Dome begraben. Er hinterließ eine zahlreiche Nachkommenschaft, welche ihm seine Gemahlin Mechtild von Brandenburg geboren hatte. Von den Töchtern haben wir bereits Elisabeth, die vierte unter ihnen, erwähnt: die übrigen waren Mechtild, Helena, Adelheid und Agnes. Mechtild heiratete den Fürsten Heinrich II. von Anhalt. Helena war mit dem Landgrafen Hermann II. von Thüringen verlobt und reichte nach dessen Tode († 1241) dem Herzoge Albrecht I. von Sachsen ihre Hand. Adelheid ward mit Heinrich dem Kinde, dem ersten Landgrafen von Hessen, Agnes endlich, nachdem sie eine Zeit lang Nonne in Quedlinburg gewesen, mit dem Fürsten Wizlaw II. von Rügen vermählt. Nicht minder zahlreich waren die Söhne Ottos. Der älteste, wie der Vater geheissen, starb schon als Knabe in Folge eines unglücklichen Sturzes mit dem Schlitten und ward zu Lüneburg bestattet. Die beiden jüngsten widmeten sich dem geistlichen Stande. Konrad, anfangs Dompropst in Bremen, ward später Bischof von Verden, Otto Bischof von Hildesheim. Albrecht und Johann übernahmen nach dem Tode des Vaters, der letztere anfangs unter der Vormundschaft des ersteren, die Regierung des Herzogtums zu gesamt Hand und haben dieselbe gemeinschaftlich geführt, bis sie im Jahre 1267 sich zu einer Teilung des väterlichen Erbes entschlossen.

Zehnter Abschnitt.

Kulturgeschichtlicher Überblick.

Kein Zeitraum ist für die mittelalterliche Geschichte Deutschlands und selbst für dessen spätere staatliche Entwicklung bedeutungsvoller gewesen als derjenige, den wir in diesem dritten Buche unserer Darstellung dem Leser zur Anschauung zu bringen versucht haben. Er umfaßt den höchsten Aufschwung der Nation und zugleich den raschen Verfall aller der Institutionen, welche zu dieser außerordentlichen Entfaltung von nationaler Kraft und Machtfülle geführt hatten. Das Kaisertum als die Verkörperung des politischen Gedankens einer sich über alle Völker des christlichen Abendlandes erstreckenden idealen Herrschaft erreichte im Laufe des 12. Jahrhunderts zur Zeit Friedrichs I. seine höchste Ausbildung, um wenige Menschenalter später nach Friedrichs II. Tode in ein Chaos von Verwirrung und Auflösung zu versinken, und dieses Schicksal sollten mit ihm bald die übrigen mittelalterlichen Mächte, die Kirche und das Rittertum, teilen, nachdem sie noch eben in den Kreuzzügen ihre größten Triumphe gefeiert hatten. Andere staatliche und soziale Bildungen, deren Anfänge bis in diese Periode zurückreichen, nahmen allmählich ihre Stelle ein. Wie die zentrale Macht des König- und Kaisertums dem emporstrebenden Territorialstaate weichen mußte, so trat der Adel- und Ritterstand bald gegen das sich machtvoll entwickelnde Bürgertum zurück, und selbst die Kirche blieb von dieser Wandlung der Verhältnisse nicht unberührt, indem sich, wenn auch vorerst nur zaghaft und sporadisch, bereits die ersten Spuren einer bald erstarkenden Opposition auf religiösem Gebiete zu zeigen beginnen.

Für Sachsen lag außerdem ein entscheidendes Moment zu der gründlichen Umgestaltung des äußeren politischen Lebens in der Auflösung des Herzogtums, das bisher, namentlich zu Heinrichs des Löwen Zeit, die Kräfte des Stammes vereinigt hatte. Die infolge davon eintretende Zerbröckelung des letzteren in eine Menge kleinerer Territorien ist auf beschränktem Gebiete gewissermaßen ein Vorspiel des großen Auflösungsprozesses, welcher nach dem Untergange des staufischen Hauses der ganzen Nation nicht

erspart blieb. Was der Politik Friedrichs I. hier im Norden gelungen war, das vollendete sich in den traurigen Zeiten des sogenannten Zwischenreichs in fast allen Gebieten Deutschlands und gab der ganzen Zeitströmung die beherrschende, dem ausgebildeten Partikularismus zustrebende Richtung. Wie verderblich sich die Beseitigung der zentralistischen Gewalt des Herzogtums zunächst für die Wahrung der deutschen Interessen dem Auslande gegenüber erwies, hat sich bereits aus dem Verlaufe unserer Darstellung ergeben. Seit Heinrichs des Löwen Sturze konnte Dänemark, das bis dahin die Lehenshoheit des Reiches bereitwillig anerkannt hatte, daran denken, ganz Nordalbingien von Deutschland abzureißen, sich der wendischen Länder an der Ostsee zu bemächtigen, Lübeck und Hamburg unter seine Herrschaft zu beugen. Wohl waren es prophetische Worte, die Herzog Bernhard von Sachsen im Jahre 1209 am Fusse des von seinem gewaltigen Vorgänger vor der Burg zu Braunschweig errichteten Löwen gesprochen hatte: „Was sperrst du den Rachen auf gen Osten? laß ab — du hast ja was du gewollt — und wende dich lieber nach Norden.“ Nur durch das Zusammentreffen einer Reihe glücklicher Umstände war es der zersplitterten Macht der norddeutschen Fürsten gelungen, den bleibenden Verlust jener deutschen Grenzlande abzuwenden. Aber auch auf die inneren Verhältnisse, auf die ganze Gestaltung des provinziellen Lebens des sächsischen Stammes hat das Aufhören der alten herzoglichen Gewalt insofern nicht günstig zurückgewirkt, als dadurch die maßlose, weiter und weiter fortschreitende Zerklüftung desselben in eine Anzahl kleinerer Territorialmächte nur allzu sehr gefördert wurde. Das Wesen des Stammesherzogtums als eines ursprünglich vom Kaiser verliehenen Reichsamtes hatte jede Teilung desselben ausgeschlossen, während die nun mit dem Territorialstaate sich ausbildende Landeshoheit die Summe der von ihr geübten Regierungsgewalt vom Standpunkte des fürstlichen Privatrechtes aus als einen Besitz betrachtete, an welchem wenigstens die Söhne des Fürsten gleichmäÙig Anspruch zu erheben hatten und der deshalb einer stets weiter greifenden Zersplitterung anheimfiel.

Von den mancherlei auf sächsischem Boden entstehenden territorialen Neubildungen hat unsere Darstellung es nur mit dem Herzogtume Braunschweig-Lüneburg zu thun. Das letztere beruhte, wie wir gesehen haben, auf einer Zusammenfassung der von dem welfischen Hause bis dahin behaupteten Allodialbesitzungen zu einem Reichsfürstentume, als dessen Grundlage die darüber ausgestellte kaiserliche

Urkunde nur im allgemeinen die Feste Lüneburg mit ihrem Zubehör und die Stadt Braunschweig bezeichnet. Es würde hier der Ort sein, die einzelnen Bestandteile des neu geschaffenen Herzogtums und damit dessen Umfang und Bedeutung zu ermitteln. Dem stellen sich aber bei der Dürftigkeit und Unsicherheit der überlieferten Nachrichten nicht unbedeutende Schwierigkeiten entgegen. Den sichersten Anhalt dazu bieten die Teilungsurkunden der Söhne Heinrichs des Löwen vom Jahre 1202. Denn hier wird der Bestand der welfischen Erbgüter, soweit er noch in der Hand des Hauses war, einzeln namhaft gemacht. Doch darf man dabei nicht außeracht lassen, daß in diese Aufzählung sicherlich manches mit aufgenommen worden ist, dessen Besitz damals schon streitig war und bei dem es sich also nur um Ansprüche handelte. Dahin wird das Gut zu rechnen sein, welches als an der von der Burg Hanstein nach Mainz führenden Reichsstraße und dann von da rheinabwärts bis zum Meere gelegen dem Pfalzgrafen Heinrich zugewiesen ward, ebenso die Besitzungen in Thüringen, die in Ottos Anteil fielen. Anderes war dann später noch in den Kämpfen des letzteren um das Reich und in den Kriegen während der ersten Regierungsjahre Ottos des Kindes verloren gegangen. Die gesamten überelbischen Lande hatten sich aus dem Lehensverbande gelöst, Hitzacker und Lauenburg waren an den Herzog Albrecht von Sachsen, die Grafschaft Stade an den Erzbischof von Bremen, der Desenberg an Paderborn abgetreten worden. Die Grafschaft Peine ging später an Hildesheim verloren. Zudem war die Befreiung der Bistümer von der herzoglichen Vogtei wohl eine der einschränkenden Bedingungen, unter denen das neue Herzogtum errichtet ward. Die Besitzungen längs der Heerstraße bis Mainz, die Gegenden jenseit der Ohre Bode und Selke, sowie die thüringischen Güter mit der Rothenburg waren ein Raub der benachbarten Geistlichen und Herren geworden. In Westfalen löste sich das Lehensverhältnis zu den Welfen gänzlich, an der Weser lockerte es sich. Dazu kam, daß mehrere, sonst dem Herzogtume unterworfenen Städte die günstige Zeit benutzt hatten, um die Reichsunmittelbarkeit zu erlangen: Lübeck, Hamburg, Bremen, Nordhausen. Kaum war es gelungen, Braunschweig und Göttingen in dem alten Abhängigkeitsverhältnisse festzuhalten. Das einst so mächtige und blühende Bardowiek aber war seit seiner Zerstörung durch Heinrich den Löwen zu einem unbedeutenden Orte herabgesunken. Gegen so viele und mannigfaltige Verluste konnten die von Otto dem Kinde

gemachten Erwerbungen doch nur als ein geringer Ersatz erscheinen.

Die Zeit der Söhne Heinrichs des Löwen und Ottos des Kindes ist in jeder Hinsicht, besonders aber in staatsrechtlicher Beziehung, eine Zeit des Übergangs aus früheren allmählich absterbenden Zuständen zu einer neuen Ordnung der Dinge. In ihr liegen die Anfänge des Territorialstaates und der Landeshoheit, welche von nun an die Geschicke des deutschen Volkes vorwiegend bestimmen sollten. Der Begriff der Landeshoheit beruhte darin, daß das frühere, jetzt erblich gewordene Reichsamt des Fürsten mit privatrechtlichen Befugnissen, mit lehensrechtlichen, vogteilichen und grundherrlichen Rechten zu einer von dem Reiche nur in lockerer Abhängigkeit stehenden Regierungsgewalt verschmolz, als deren Inhaber die Fürsten zuerst in dem bekannten Statut Heinrichs VII. vom 1. Mai 1231 mit dem Ausdruck „Landesherrn“ (domini terre) bezeichnet werden. Man hat dieses Gesetz mit Recht als die Grundlage bezeichnet, auf der sich die Territorialherrschaft, bisher wohl durch Gewährenlassen seitens der Kaiser geduldet aber jetzt erst rechtlich von ihnen anerkannt, sowohl nach unten wie nach oben hin weiter entwickelt hat. An seiner Spitze steht der Verzicht des Königs auf das Recht der Neuanlage von Burgen und Städten zum Nachtheile der Fürsten. Dagegen werden diesen ihre Freiheiten, Gerichtsbarkeiten, Grafschaften und Centen, mögen sie nun von ihnen selbst verwaltet werden oder an andere verliehen sein, feierlichst gewährleistet: auch sollen die Centgrafen ihre Gerichtsbarkeit von niemandem anders als von dem Landesherrn oder seinen Beauftragten empfangen und die Malstätte des Gerichtes nicht ohne den Willen des Gerichtsherrn verrücken. Hatten diese Bestimmungen den Zweck, die gesamte niedere Gerichtsbarkeit vor etwaigen Übergriffen der königlichen Gewalt sicher zu stellen und sie ganz der Beeinflussung seitens der Fürsten zu überweisen, so werden andere Vorschriften hinzugefügt, welche offenbar die Beeinträchtigung der landesfürstlichen Rechte durch die untergeordneteren, damals gleichfalls nach größerer Selbständigkeit ringenden Stände verhindern sollten. Dahin gehören die gegen die Städte, zumal die Reichsstädte, gerichteten Bestimmungen des Gesetzes. Neue Märkte sollten die alten nicht hindern und niemand zum Besuche eines Marktes gezwungen werden. Die Verlegung der alten Strafsen ohne Willen ihrer Benutzer wird untersagt und den Fürsten das Geleitsrecht, mit dem sie belehnt sind, bestätigt. Die Aufnahme und Hausung

von Verbrechern, Verurtheilten und Geächteten in den Städten soll nicht geduldet, die städtische Bannmeile abgethan und die Gerichtsbarkeit der Stadt nicht über den Umfang derselben ausgedehnt werden. Eine weitere Verstärkung der fürstlichen Gerichtsbarkeit lag in der Bestimmung, daß der Kläger dem Gerichte des Beklagten, wenn dieser der Unterthan eines Fürsten war, zu folgen habe. Vornehmlich aber sollte das den Fürsten so verhaßte Institut des Pfahlbürgerthums völlig abgeschafft werden. Der König versprach außerdem, keine neue Münze schlagen zu lassen, durch welche diejenige eines Fürsten beschädigt würde. An demselben Tage mit diesem für die Ausbildung der Landeshoheit so eminent wichtigen Gesetze wurde freilich ein zweites gegeben, welches den Erlaß neuer Konstitutionen an die Zustimmung der höheren Stände des Landes (*meliorum et majorum terre*) knüpfte und so den Boden schuf, auf welchem sich die spätere landständische Verfassung der deutschen Territorien ausgebildet hat.

Als diese Reichsgesetze promulgiert wurden, bestand das Herzogtum Braunschweig-Lüneburg noch nicht: es wurde erst einige Jahre später geschaffen. Aber es nahm sogleich an den Begünstigungen Anteil, welche dem deutschen Fürstentume dadurch gewährt worden waren. Gerade bei der Neubildung dieses Herzogtums kamen die beiden Momente in Betracht, durch deren Zusammenwirken die territoriale Landeshoheit erwuchs: ein uraltes Patrimonium und eine wenn nicht neu geschaffene, so doch erst jetzt vom Reiche ausdrücklich anerkannte Fürstengewalt. Rechtlich hatten die Welfen seit der Verurteilung Heinrichs des Löwen zu dem Verluste aller seiner Reichslehen ihre Stellung als Reichsfürsten eingebüßt und waren wieder auf den Stand von hochfreien Edelherren, den das Geschlecht in den frühesten Zeiten seiner Geschichte sich zum Ruhme angerechnet hatte, herabgesunken. In Wahrheit behaupteten sie aber auch nach Heinrichs Sturze in den ihnen gebliebenen Erbländern eine fürstliche oder dem Fürstentume nahekommende Stellung. Ihr großer Besitz und die Lehenshoheit über eine ganze Reihe von angesehenen Grafenhäusern stellte sie faktisch noch immer den Reichsfürsten ebenbürtig zur Seite. Nicht nur daß Pfalzgraf Heinrich, Wilhelm von Lüneburg und dessen Sohn Otto, letzterer schon vor seiner Erhebung zum Herzoge, häufig, Pfalzgraf Heinrich fast immer in Urkunden und auf Siegeln den Fürsten- oder Herzogstitel führen, selbst die kaiserliche Kanzlei erkannte gewissermaßen diese Ausnahmestellung von Heinrichs des Löwen

Nachkommen dadurch an, daß sie ihnen denselben Titel beilegte. Durch die Erhebung der welfischen Erblande zu einem Herzogtume des Reiches, ward dieser Anomalie ein Ende gemacht. Otto das Kind trat jetzt auch rechtlich in die Reihe der Reichsfürsten und erlangte damit für seine bisherigen Allode alle die Vorteile, welche die Gesetzgebung Friedrichs II. und Heinrichs VII. den deutschen Fürsten gewährte. Das Herzogtum Braunschweig-Lüneburg bildete fortan ein geschlossenes Territorium mit denselben Rechten und Ehren für seinen Inhaber, wie alle übrigen großen Reichsfürstentümer.

Es lag in der Natur dieser neuen territorialen Fürstengewalt, daß sich durch sie das Beamtenwesen reicher gestaltete und bald für die Verwaltung des Landes maßgebend wurde. Von den fürstlichen Dienern kommen zunächst die eigentlichen Hofbeamten in Betracht, welche jene Zeit indes noch nicht von den Staatsbeamten streng unterschied, da der Begriff des Staates durchaus in der Person des Fürsten gipfelte. Unter diesen Hofbeamten tritt vor allen anderen zu dieser Zeit das Ministerialengeschlecht hervor, welches sich von Blankenburg, in der Folge aber auch nach dem Orte Campe und dem im Halberstädtischen gelegenen Neindorf benannte. Schon am Hofe Heinrichs des Löwen erscheint Jordanes von Blankenburg als Truchseß, und sein gleichnamiger Sohn hat dieses Amt auch unter dem Pfalzgrafen Heinrich und während der größeren Hälfte der Regierung Ottos des Kindes verwaltet, bis ihn seit 1242 sein Sohn Anno darin ablöste. Das Schenkenamt war in der Hand eines anderen Zweiges desselben Geschlechtes, der von Jusarius, dem Bruder des älteren Jordanes, abstammte. Er sowohl wie sein gleichnamiger Sohn erscheinen in dieser Stellung nach einander am Hofe des Pfalzgrafen Heinrich und Ottos des Kindes. Marschall zur Zeit Heinrichs war Wilhelm (Willekin) von Volkmarode, auch unter Otto dem Kinde, wo indes Werner von Lüneburg neben ihm erscheint und später Heinrich Grubo in diesem Amte vorkommt. Die Stellung eines Kämmerers am Hofe Wilhelms versah ein gewisser Luderus, bei dem Pfalzgrafen Heinrich aber und Otto dem Kinde Herwig von Ütze (Utessem). Außer diesen vier Erzämtern kommen einzeln noch andere Hofämter vor. So wird, abgesehen von den Hofkaplänen und Schreibern, unter Otto dem Kinde ein Forstmeister (vorstmestere) Wize-linus und am Hofe des Pfalzgrafen Heinrich ein Arzt (physicus) Johannes genannt. Für die Rechtsprechung in den herzoglichen Gerichten und die Geschäfte der Verwaltung

waren die Vögte (advocati) von hervorragender Bedeutung. Wir finden sie namentlich in allen größeren Ortschaften, so in Celle, Göttingen, Osterode, Lüneburg und Braunschweig. In letzterer Stadt war die Vogtei im Besitze des angesehenen Geschlechtes der Herren von Wenden und Dahlum. Die Erhebung der Zölle an den verschiedenen Zollstätten stand dem Zöllner und Mautner (telonarius), die Überwachung der Münzprägung dem Münzmeister (monetarius, archimonetarius) zu. Dies ganze Beamtentum, das sich dann in ähnlicher Weise auch in den Gebieten der geistlichen Herren, der Grafen und Dynasten wiederfindet, war indes während dieser Periode noch in einer allmählichen, langsam fortschreitenden Entwicklung begriffen. Seine völlige Ausbildung erreichte es erst in der folgenden Zeit.

Nicht ohne Mühe war es nach Heinrichs des Löwen Sturze dessen Nachkommen gelungen, ihre Lehenshoheit über eine Anzahl von Grafenhäusern des alten Sachsens zu behaupten, die sie auch in der Folge zur Anerkennung zu bringen wußten. Es war ihnen dies hauptsächlich in den engerischen Landschaften geglückt, wo ihre Hausmacht am geschlossensten erscheint, während sich Westfalen und Nordalbingien völlig aus der alten Verbindung gelöst hatten. Nach wie vor gingen die Grafen von Everstein, Dassel, Poppenburg, Spiegelberg, Wunstorf, Wölpe, Hallermund, Stumpenhausen (Hoya), Woldenberg, Schladen, Dannenberg, Lüchow, sowie die Harzgrafen von Blankenburg, Regenstein, Hohnstein, Scharzfeld, Lauterberg und Wernigerode bei ihnen zu Lehen. Daneben standen von den Edelherren des Landes die von Plesse, Schonenburg, Meinersen, Lippe, Dorstadt, Diepholz, Diepenau, Boldensele, Hessen und Warberg zu ihnen in einem mehr oder weniger abhängigen Verhältnis. Fast alle diese Geschlechter haben in der Folge durch den Anfall ihrer Besitzungen den Bestand des Herzogtums Braunschweig-Lüneburg vergrößert. Während der hier in Rede stehenden Zeit hat schon Otto das Kind mit diesen Erwerbungen begonnen, indem er, wie wir sahen, das Erbe der Grafen von Lauenrode an sich brachte. In umfassenderer Weise das Herzogtum auf diesem Wege abzurunden, blieb freilich einer weit späteren Zeit vorbehalten.

Die Macht und der Reichtum der Kirche war noch immer in stetigem Wachsen begriffen. Die Bischöfe hatten infolge der Zertrümmerung des Herzogtums Sachsen jetzt eine unbestrittene, völlig unabhängige fürstliche Stellung erlangt. Die Anstrengungen des welfischen Hauses, dem Erzstifte Bremen die Grafschaft Stade zu entreißen, waren in

gleichem Mafse endgültig gescheitert wie der schüchterne Versuch Ottos des Kindes, seine herzogliche Gerichtsbarkeit im Umfange des Bistums Hildesheim zur Geltung zu bringen. Nach dem Muster der weltlichen Herrschaften bildeten sich auch die geistlichen Gebiete immer entschiedener zu Territorien mit voller Landeshoheit aus, und der Bischof erscheint in Ausübung der letzteren durchaus in derselben Stellung wie die weltlichen Fürsten. Doch ging ein großer Teil der bischöflichen Macht im Verlaufe der Zeit in die Hand der Domkapitel über, welche jetzt bei der Erledigung des bischöflichen Stuhles unter Ausschluss der Laien bereits für sich das alleinige Recht der Neuwahl in Anspruch nahmen. Nicht ohne lebhaften Widerstand des Laienelementes haben die Domkapitel diesen Anspruch durchgesetzt. Bei der Wahl des Hildesheimer Bischofs Konrad II. fanden die Domherren vonseiten der bischöflichen Dienstmannen und der Bürger von Hildesheim die lebhafteste Opposition. Weder die Mandate des Papstes noch die Vermittelung, welche Pfalzgraf Heinrich in seiner Eigenschaft als Reichslegat eintreten ließ, vermochten diese zu brechen. Erst als der Bann der Kirche die Widerspenstigen traf und Friedrich II. energisch gegen sie einschritt, mußten sie sich beugen. Für Hildesheim war damit das Recht des Laienstandes, sich an den Bischofswahlen zu beteiligen, für immer vernichtet.

Schon zu Anfang des 12. Jahrhunderts hatte der zunehmende Reichtum der Kirche zu einer sich bald ins Maßlose steigernden Verweltlichung derselben geführt. Auch die strengere kirchliche Richtung, welche von Clugny ihren Ausgangspunkt genommen, hatte diese in dem ganzen Zuge der Zeit liegende Entwicklung auf die Dauer nicht zu hemmen vermocht. Sobald sie sich die Welt unterworfen hatte, verfiel auch sie ihrem zersetzenden Einflusse. Infolge der Kreuzzüge häufte sich dann der Grundbesitz immer mehr in der toten Hand zusammen, und zugleich mehren sich die Klagen über das ungeistliche Treiben, über den nur auf Erwerb und Lebensgenuß gerichteten Sinn des Klerus. Gerade gegen die Ordenskreise und die klösterlichen Genossenschaften, die doch vorzugsweise sich zu dem Grundsatze der Weltflucht bekannten, richteten sich diese Beschuldigungen. Kaiser Lothar sah sich genötigt, die Nonnen aus dem Kloster, welches seine Vorfahren zu Lutter gegründet hatten, wegen ihres leichtfertigen Lebens und infolge der Verschleuderung des Kirchengutes zu entfernen und das Kloster mit Benediktinermönchen neu zu besetzen. Einen förmlichen Kampf hatten König Konrad III. und der Abt

von Corvey gegen die Zügellosigkeit und Verschwendung der Äbtissin Judith und der Nonnen des Klosters Kemnade an der Weser zu führen. Dieses von zwei Töchtern des aus billingsischem Geschlechte stammenden Grafen Wichmann gegründete Frauenkloster war um die Mitte des 12. Jahrhunderts so verwildert, daß Konrad im Einverständnis mit dem Papste Eugenius III. die Äbtissin Judith, eine Schwester des Grafen Siegfried von Bomeneburg aus nordheimschem Hause, absetzte und das Kloster dem Abte Wibald von Corvey zum Zweck einer gründlichen Reform übergab. Aber Judith leistete diesen Maßregeln gegenüber den entschlossensten Widerstand. Nachdem sie auf dem Frankfurter Reichstage im März 1147 vergebens die Zurücknahme derselben zu erlangen versucht hatte, drang sie mit Unterstützung Dietrichs von Ricklingen und anderer Dienstmannen in das Kloster, bemächtigte sich des Kirchturms, den sie befestigte und mit Proviant versah, vertrieb die Corveyer Mönche und liefs ihren Propst in die Weser werfen. Es bedurfte des bewaffneten Einschreitens der Ministerialen von Corvey, um sie endlich aus dem Kloster zu entfernen.

Einer solchen Verwilderung des klösterlichen Lebens suchten nicht nur die oberen kirchlichen und staatlichen Gewalten nach Möglichkeit zu steuern, sondern aus den klösterlichen Kreisen selbst ist zu dieser Zeit mehrmals eine durchgreifende Reform des gesamten Ordenswesens angestrebt worden. Diesen Bestrebungen verdankten die Orden der Prämonstratenser und Cistercienser ihre Entstehung, welche neben anderen Zwecken die Erneuerung der Regel des heiligen Benedikt in ihrer ursprünglichen Reinheit und Strenge verfolgten. Jener Orden hat in dem Braunschweiger Lande nur vereinzelte Klöster gegründet: da er bald sein Hauptaugenmerk auf die Bekehrung der heidnischen Wenden richtete, fiel seiner Thätigkeit vorzugsweise das weite Gebiet der nordostdeutschen Marken zu. Doch haben wir am Süd- und Südwestsaume des Harzes zwei Prämonstratenserklöster zu erwähnen: Ilfeld und Pöhlde. In Pöhlde, einem der einst der Königin Mathilde zu ihrem Wittume überwiesenen Orte, hatte bereits 952 deren Sohn, Otto der Große, ein Kloster für Benediktinermönche gegründet, das er dem Täufer Johannes und dem heiligen Servatius weihte. Otto II. schenkte es im Jahre 981 dem Erzstifte Magdeburg, und da sich auch hier in der Folge die Klosterzucht lockerte, so übergab der heilige Norbert, nachdem er den erzbischöflichen Stuhl von Magdeburg bestiegen hatte, nach Beseitigung der früheren Benediktiner das Kloster an Mönche des

von ihm gestifteten Prämonstratenserordens, eine Aenderung, die dann Papst Innocenz II. im Jahre 1138 bestätigte. Von Pöhlde aus ward später, gegen Ende des 12. Jahrhunderts, das Kloster Ifeld mit Prämonstratensern besetzt, doch reichen die Anfänge desselben schon in eine frühere Zeit zurück. Schon Adalger von Bielstein soll hier am Ausgange des malerischen Behrethales zur Sühnung des von ihm an dem Grafen Kuno von Beichlingen, Ottos von Nordheim Sohne, begangenen Mordes († 1101) eine ewige Lampe gestiftet haben. Die Klostertradition schreibt ihm den Beginn des Klosters zu, das dann sein gleichnamiger Sohn und Enkel vollendeten. Adalgerus II., der erste Graf von Hohnstein, und dessen Gemahlin Luttrudis gelten als die eigentlichen Gründer des Klosters, welchem König Heinrich VI. am 16. November 1190 den westlich gelegenen reichslehenbaren Klosterwald bestätigte.

So spärlich die Gründungen der Prämonstratenser in den welfischen Landen waren, so zahlreich sind dagegen diejenigen der Cistercienser. Die erste Kolonie, die ihnen hier, ja überhaupt im Sachsenlande gelang, war Walkenried. In einem jener einsamen, felsumhegten Waldthäler, welche der Orden mit Vorliebe aufzusuchen pflegte, da wo die vom Harz herabkommende Wieda ihrer Vereinigung mit der Zorge zustrebt, begann im Jahre 1127 eine Viertelstunde nördlich von dem jetzigen Walkenried der Klosterbau, zu welchem die Gräfin Adelheid von Klettenberg den Platz und die erste Ausstattung hergab. Die Mönche kamen aus Altencampen am Niederrhein und entfalteten bald in dem feuchten und sumpfigen Thale eine so erspriessliche Kulturthätigkeit, dafs sich ihr Ruhm durch ganz Sachsen verbreitete. Infolge dieser harten Arbeit, aber auch durch die reichlichen Schenkungen, die ihm in der Folge zuflossen, sah sich das Kloster in den Stand gesetzt, seine segensreiche Wirksamkeit weit nach Südosten, das Helmethal entlang, auszudehnen und hier durch Entwässerung der Riethe und Brüche allmählich dem-Anbau einen Strich Landes zu gewinnen, der noch jetzt zu den fruchtbarsten und ergiebigsten Deutschlands zählt. Fast um die nämliche Zeit entstand in der Wesergegend, in einem engen Thale zwischen Vogler und Solling unweit der Burgen Everstein und Homburg, durch den Grafen Siegfried von Bomeneburg das Kloster Amelungsborn. Auch dieses Kloster wurde mit Mönchen aus Altencampen besetzt und konnte schon im Jahre 1145 seinerseits eine Kolonie zur Begründung eines anderweiten Klosters nach dem ostwärts von Braunschweig an der Wabe gele-

genen Orte Riddagshausen aussenden. Die erste Dotation dieses Klosters ging von dem Braunschweiger Stadtvogte Ludolf von Wenden aus, aber sie ward durch dessen Lehensherrn Heinrich den Löwen vervollständigt. Es erhielt den Weihenamen Mariencella, der sich indes gegen den alten Ortsnamen nicht zu behaupten vermochte. Einige Jahre früher schon (um 1138) war von dem Pfalzgrafen Friedrich von Sommerschenburg das Kloster Marienthal bei Helmstedt gegründet und mit Mönchen aus Altenbergen besetzt worden. Es lag in holzreicher Gegend, am Westsaume des Lappwaldes, der sich zwischen Helmstedt und Walbeck ausdehnt. Im Jahre 1146 erhielt es durch den Pfalzgrafen seine Ausstattung, bestehend in dem vierten Teile des Lappwaldes und einer Reihe anderer Besitzungen. Friedrich behielt sich und seinem Geschlechte die Schirmvogtei vor, die Abtei selbst unterwarf er dem Bistume Halberstadt, in dessen Sprengel sie gelegen war. Zu der nämlichen Zeit (1146) wurde gleichfalls in der Halberstädter Diöcese das Kloster Michaelstein bei Blankenburg ins Leben gerufen. In dem stillen, lieblichen Waldthale zwischen dem Langen- und Staufenberge, etwa eine Wegstunde westlich von Blankenburg, wo schon im 9. Jahrhundert die heilige Liutbirga als Klausnerin gehaust hatte, erhob sich später eine kleine in die Ehre des Erzengels Michael geweihte Kapelle, deren Nähe auch in der Folge mehrere Einsiedler, darunter einen Namens Volkmar, zu einem von der Welt abgeschiedenen Leben anlockte. Der Ort heist davon noch heute der Volkmarkskeller. Dieser Stiftung übergab Burchard, ein Dienstmann der Abtei Quedlinburg, eine Reihe von Gütern in deren unmittelbarer Umgebung, entsagte der Welt und wurde ein Laienbruder. Die Äbtissin Beatrix von Quedlinburg liefs jene Schenkung im Jahre 1139 durch den Papst Innocenz II. bestätigen, und dieser bestimmte zugleich, das diejenigen, welche dort Gott zu dienen gedächten, ohne Eigentum, gemeinsam und nach einer bestimmten Klosterregel leben sollten. Aber der Ort, wo auf diese Weise die Anfänge des Klosters entstanden, erwies sich bald selbst für Cistercienser als zu rauh und abgeschieden, und so wurde dasselbe wenige Jahrzehnte später nach dem am Ausgange des Thales gelegenen Ackerhofs Evergodesrode verlegt, der nun anfangs den Namen Neu-Michaelstein erhielt, bald aber schlichtweg Michaelstein genannt wurde. Die Mönche kamen auch hier aus Altencampen: der erste Abt hiefs Ruotger. — Endlich ist von Cisterciensermönchsklöstern noch das im Jahre 1163 gegründete Kloster Lokkum unweit des Stein-

huder Meeres zu erwähnen. In jenem Jahre kam Graf Wulbrand von Hallermund, der Erbe des einst von Hermann von Winzenburg erschlagenen Burchard von Lokkum, mit seiner Gemahlin Beatrix und seinen Kindern nach Minden und legte in der dortigen Domkirche vor dem Bischofe Werner und einer zahlreichen Versammlung von Geistlichen und Edeln auf dem Altar des heiligen Petrus und Gorgonius die Urkunde über die Schenkung nieder, mit welcher er das in Lokkum zu gründende, in die Ehre der Mutter Gottes und des heiligen Gregorius zu weihende Kloster auszustatten gedachte. Die Mönche, welche an dem unwirthlichen, von räuberischem Gesindel heimgesuchten Platze keine leichte Arbeit fanden, liefs man aus dem thüringischen Kloster Volkerode kommen. Von den Söhnen des Gründers fanden zwei hier ihre Ruhestätte: Burchard, der in Nienburg bei einem Turnier schwer verwundet ward und dann zu Bentheim starb, und Ludolf, dessen sterbliche Reste, als er auf der Rückkehr aus dem Morgenlande 1191 verschied, in die deutsche Heimat gebracht wurden. Der dritte Bruder, Wulbrand, fand seinen Tod 1189 in Antiochien, wo er auch begraben ward. Schon mit dieser Generation erlosch der Mannsstamm des Stifters von Lokkum.

Der Gründung so zahlreicher Mönchsklöster nach der Regel von Cistercium folgte bald diejenige nicht minder zahlreicher Frauenklöster. Im Umfange der Mainzer Diöcese entstanden von diesen das Marienkloster zu Osterode, die Klöster Wiebrechtshausen bei Nordheim und Bischoferode in der Grafschaft Hohnstein, ferner in der Diöcese von Minden das von dem Grafen Bernhard von Wölpe gestiftete Kloster Marien- oder Isensee unweit der Steinhuder Meeres. Der Sprengel von Hildesheim sah durch die Grafen von Wöltingerode oder Woldenberg, ein am Nordrande des Harzes reich begütertes Geschlecht, das Kloster Wöltingerode, durch den kaiserlichen Vogt Volkmar von Wildenstein zu Goslar vor dem Rosenthore das Kloster zum Neuen Werke, bei Braunschweig auf dem Rennelberge durch Balduin von Campe das Kloster „zum heiligen Kreuze“, durch Agnes, die Witwe des Pfalzgrafen Heinrich, die Klöster Wienhausen und Isenhagen erstehen. In der Verdener Diöcese endlich gründeten die Herren von Meding 1241 das Kloster Alten-Medingen.

Aber möchten die früheren Orden der Benediktiner und Augustiner an Lebenskraft und Regsamkeit von den neuen Orden überflügelt werden, so sehr waren sie doch noch nicht erstarrt, dafs ihnen in dieser Periode nicht auch noch manchē

Klostergründung gelungen wäre. Im Jahre 1121 verlegte Bischof Reinhard von Halberstadt das früher von der Gräfin Oda zu Kalbe an der Milde gestiftete Nonnenkloster, weil es dort den beständigen Angriffen der Wenden ausgesetzt war, nach Schöningen an der Südostspitze des Elmes und übergab es Mönchen des Augustinerordens, die es dem heiligen Lorenz weihten. Andere Augustinerklöster, deren Gründung in diese Zeit fällt, waren Riechenberg nordwestlich von Goslar, 1117 gestiftet und 1122 eingeweiht, Marienrode (früher Bachenrode) bei Hildesheim (1125), Fredelsloh im Sollingerwalde zwischen Moringen und Dassel, 1137 vom Erzbischofe Adalbert von Mainz gegründet, und Marienwerder zwischen Neustadt und Hannover (1196), das dem Grafen Konrad von Wunstorf seine Entstehung verdankt. Daran schlossen sich für Augustinernonnen Derneburg im Hildesheimischen, eine Stiftung der Winzenburger Brüder Hermann und Heinrich (1143), Dorstadt, dessen Gründung man dem Edelherrn Arnold von Dorstadt zuschreibt, das durch den Werdener Abt Wolfram von Kirchberg aus einer Wallfahrtskapelle zu einem Frauenstifte erweiterte Kloster auf dem Marienberge vor Helmstedt, sowie das vom Bischofe Konrad II. von Hildesheim (1221—1246) gegründete und geweihte Kloster Wülfighausen. Mit Benediktinern besetzte Erzbischof Rudhard von Mainz 1102 das Kloster Marienstein bei Nörten, die Äbtissin Adelheid von Gandersheim 1124 das Kloster Klus und Graf Wulbrand von Hallermund 1148 das Kloster Schinna in der Grafschaft Hoya, während in Escherde bei Elze 1203 Benediktinerinnen einzogen.

Es ist hier nicht der Ort, näher darauf einzugehen, wie diese zahlreichen Klöster in dem damals noch mit Sumpf und Wald bedeckten Lande überall die Mittelpunkte einer gesteigerten Kultur des Bodens und einer verständig betriebenen Landwirtschaft wurden. Durch ein oft großartig angelegtes System von Wasserregulierungen wurden die versumpften Thäler trocken gelegt und für den Anbau oder doch für die Viehweide gewonnen, durch Rodung oder Abbrennen lichtete man die undurchdringlichen Wälder und gründete zur Ausnutzung des so gewonnenen Landes Acker- und Meierhöfe, die, in der Folge zu Dörfern erwachsen, durch ihre Namensendung auf „rode“ oder „schwende“ (von swendian, swenden, d. i. ausreuten) noch jetzt ihren Ursprung verraten. Namentlich entfalteten die Cistercienser nach dieser Richtung hin eine ebenso umfassende wie segensreiche Thätigkeit. Der Verdienste der Walkenrieder Mönche

um den Anbau der Landschaft zwischen Kyffhäuser und Harz ist schon gedacht worden, und eine ähnliche Mission für Wirtschaft und Kultur des Landes haben die Cistercienser auch anderwärts erfüllt. In ihren Klöstern, selbst in den Frauenklöstern, fanden zudem Wissenschaft und Kleinkunst eine erspriessliche Pflege. Aus den Klöstern Heiningen und Wienhausen sind bewunderungswürdige Werke der Stickerei, aus Wöltingerode eine ganze Reihe mit herrlichen Miniaturen und anderem Schmuck der mittelalterlichen Schreibkunst gezierte Andachtsbücher hervorgegangen. Diese Lichtseiten der damaligen klösterlichen Thätigkeit werden freilich auch durch manche Schatten verdunkelt. Die Verbindung und das gemeinsame Leben beider Geschlechter in Klöstern und Stiftern, an welchen die frühere Zeit keinen Anstoss genommen hatte, trug nicht selten schlimme Früchte. Die Klagen über die Sittenlosigkeit der Geistlichen verstummen auch in diesem Zeitraume nicht. Bischof Konrad II. von Hildesheim that, als er noch Domscholaster in Mainz war, im Einverständnis mit dem Papste alle Geistlichen des Mainzer Sprengels, die mit Frauen lebten, in den Bann, ohne dafs dies auch nur den geringsten Eindruck gemacht hätte. Andere Übelstände traten im Kloster Neuwerk bei Goslar hervor. Hier zeigten sich schon im Beginn des 13. Jahrhunderts die ersten Spuren ketzerischer Gesinnung. Der Propst Heinrich Minnecke brachte durch seine dem Mysticismus sich zuneigenden Lehren und durch seine willkürliche Verwaltung das ganze Kloster in Verwirrung. Benedikts Regel liefs er in den Brunnen werfen, den Nonnen gestattete er nicht nur den Fleischgenuss auch in gesunden Tagen sondern selbst den Luxus leinener Wäsche. Manche von den Nonnen hielten ihn für einen zweiten wiedererschienenen Christus. Der Bischof von Hildesheim schritt endlich gegen ihn ein. Er wurde seines geistlichen Amtes entsetzt und dem weltlichen Richter übergeben. Gemäfs der Ketzerordnung Friedrichs II. mußte Heinrich Minnecke, in Norddeutschland das erste Opfer der Ketzerverfolgung, am 29. März 1225 in Hildesheim den Scheiterhaufen besteigen.

In dem Laienstande hatten sich zu Ende dieses Zeitabschnittes, namentlich durch das Eindringen unfreier Dienstleute in die Kreise der Freien, die Standesverhältnisse nicht unwesentlich verschoben. Die freien Geschlechter verlieren sich mehr und mehr und gehen in den Ministerialen unter, deren Einfluß und Bedeutung in stetigem Steigen begriffen ist. Nur hier und da haben sich solche altfreie Herren-

geschlechter bis zu Ende dieser Zeit in ihrer früheren Stellung behauptet, wie beispielsweise die in der Gegend von Wolfenbüttel begüterten Herren von Biewende. Die Ministerialen gliederten sich in ihrem Range nach dem größeren oder geringeren Ansehen, in welchem ihre Dienstherrn standen. Reichsministeriale Geschlechter gab es in Sachsen gar nicht, obschon in den Wirren des Thronstreites zwischen dem welfischen und staufischen Hause hier und da von Dienstmännern des ersteren, wie von den Herren von Wolfenbüttel, der Versuch gemacht worden ist, die Reichsunmittelbarkeit zu erringen. Auf die Ministerialität im allgemeinen äufserten die erstarkende Landeshoheit und die Ausbildung des Territorialstaates insofern eine natürliche Rückwirkung, als die Ministerialen des Landesherrn vor den übrigen einen hervorragenden Rang und eine bevorrechtete Stellung erlangten. Wir haben gesehen, wie bei der Errichtung des Herzogtums Braunschweig-Lüneburg den Dienstleuten Ottos des Kindes gleicher Rang und gleiche Rechte mit den Reichsministerialen ausdrücklich gewährleistet wurden. Unter ihnen ragten mehrere Geschlechter durch Ansehen und Einfluß besonders hervor. Abgesehen von den schon erwähnten Inhabern der Hofämter sind darunter zu nennen die Herren von Wolfenbüttel-Asseburg, zu denen der in der Reichsgeschichte bekannte Reichstruchseß Ottos IV. Gunzelin von Wolfenbüttel gehörte, die von Osterode, Oberge, Rottorf, Bortfeld, Saldern, Veltheim, Gustedt, Wettelnstedt, Esbeck, Medingen, Hardenberg, Heimbürg, Brunsrode, Estorf, und andere. Einen niedereren Rang als die Ministerialen der Reichsfürsten, des Herzogs und der Bischöfe, besaßen die Dienstleute der nichtfürstlichen Herren, zumal der von jenen lehensabhängigen Grafengeschlechtern. Sie bildeten den Stand der niederen Ritter, indem sie mit den fürstlichen Ministerialen wohl die Ritterbürtigkeit, nicht aber die aktive Lehensfähigkeit, die gutsherrliche Gerichtsbarkeit und die Berechtigung, im Rate der Fürsten zu sitzen, gemein hatten.

Infolge der beherrschenden Stellung, welche das Rittertum mehr und mehr in der Gesellschaft einnahm, verschwand die alte Gemeinfreiheit fast völlig. Nur in einzelnen Gegenden des Landes haben gröfsere Komplexe von freien Gemeinden dieser Strömung der Zeit zu widerstehen und ihr Herkommen und altes Recht trotz des Wechsels aller Verhältnisse sich zu wahren vermocht. Dahin gehören vor allem die gröfsere und kleinere Genossenschaft der Freien vor dem Nordwalde, die freie Mark im jetzigen Amte Burg-

dorf, sowie die Freien auf dem Stemmwede in der Grafschaft Diepholz, welche sich in ihren Freigerichten und Sonderrechten zum Teil bis in unsere Zeit hinein behauptet haben. Ein großer Teil der alten Gemeinfreien suchte gegen die Bedrohungen und Bedrängnisse der Zeit Schutz hinter den Mauern der aufblühenden Städte, wo sie meist jene bevorrechtete Klasse der „Geschlechter“ bildeten, denen lange das Regiment in der Stadt allein zustand. Aber auch durch massenhaften Zuzug der Unfreien, welche in die Städte flüchteten, wuchs die Bevölkerung der letzteren in überraschend schneller Weise. Sie wurden der Grundstock des bald sich zu Gilden zusammenschließenden Handwerkerstandes, während die freien Burgensen ihre Erwerbsthätigkeit hauptsächlich dem Handel zuwandten. Denn auf diesen sich gegenseitig ergänzenden und bedingenden Sphären des wirtschaftlichen Lebens, dem Handel und dem Gewerbe, beruhte im wesentlichen der sich jetzt rasch und glänzend entwickelnde Wohlstand der Städte. Auf die Erzeugnisse der einheimischen Industrie gestützt, nahm der Verkehr der größeren Städte schon jetzt eine früher nicht geahnte Ausdehnung an. In Goslar erwuchs er aus dem Betriebe der Bergwerke und Schmelzhütten, welche schon zu dieser Zeit einen so großen Verbrauch von Holzkohlen verursachten, daß sich das Stift Simonis und Judä darüber bei dem Bischofe Konrad II. von Hildesheim beschwerte. In Lüneburg und an anderen Orten war es die Gewinnung und Zubereitung des Salzes, in Braunschweig der großartige Aufschwung der Tuchweberei, wodurch ein lebhafter Handelsverkehr selbst mit ferner gelegenen Gegenden ermöglicht wurde. Osterode wird schon 1152 ein überaus reicher Ort (opulentissima villa) genannt.

Die Verfassung der einzelnen Städte entwickelte sich allmählich, bei vielem Gemeinsamen doch überall unter Berücksichtigung der besonderen lokalen Verhältnisse. Aber schon in dieser Zeit erfolgt meistens durch den Landesherrn eine zusammenfassende Bestätigung der früheren Rechtsgebräuche und Gewohnheiten, welche dann die Grundlage für die Weiterbildung des städtischen Rechtes abgiebt. Eine Ausnahme macht Goslar. Denn diese Stadt war eine freie Stadt des Reiches. Ihr erteilte König Friedrich II., eingedenk der von den Bürgern dem Reiche in allen Nöten und Gefahren bewiesenen Treue, am 13. Juli 1219 einen die früheren Einzelprivilegien zu einem Ganzen vereinigenden Freibrief, den man als das erste Stadtrecht von Goslar bezeichnen kann. An der Spitze dieser merkwürdigen Ur-

kunde steht der Grundsatz, daß, wer in Goslar gewohnt und während seines Lebens nicht als hörig angesprochen worden sei, auch nach seinem Tode nicht als Knecht geachtet werden solle, und daß wer Jahr und Tag in der Stadt gelebt, als freier Mann und als mit den übrigen Bürgern gleichberechtigt anzusehen sei. Die wichtigsten übrigen Bestimmungen sind folgende: Gegen einen Bürger kann nur ein Bürger Zeugnis ablegen. In seinem Hause ist jeder unverletzlich: selbst wenn ein Bürger einem Geächteten Zuflucht gewährt, darf man nicht in sein Haus eindringen, sondern muß ihn vor Gericht rufen. Jeder Einwohner muß zu den Abgaben beisteuern, mit Ausnahme der Geistlichen, denen dafür aber auch kein Haus in der Stadt sondern nur das aus dem Verkaufe gelöste Geld geschenkt werden darf. Diese Bestimmung, welche den Erwerb von Grundbesitz innerhalb der Stadt durch die Kirche verhindern sollte, führte in der Folge oft erbitterte Streitigkeiten zwischen den Bürgern und der städtischen Geistlichkeit herbei. Die Gilden sind mit Ausnahme der Münzergilde, welche das Falschmünzen verhüten sollte, verboten, doch hat dieses Verbot nur bis zum Jahre 1223 gedauert, in welchem es durch Heinrich VII. wieder aufgehoben ward. Außer manchen andern, meist auf das Privatrecht bezüglichen Anordnungen enthält der Freibrief dann noch eine Reihe alter und neuer Privilegien, darunter daß die Bürger von Goslar zur Landesverteidigung nur bis Hildesborg und zwar nur auf 14 Tage aufgeboten werden dürfen, daß sie nirgend als in ihrer eigenen Stadt in der kaiserlichen Pfalz zu Rechte zu stehen brauchen und nur der Ungehorsam gegen den Vogt eine Klage vor dem Kaiser begründet, endlich daß sie im ganzen Reiche mit Ausnahme der Zollstätten zu Köln, Thiel und Bardowiek Zollfreiheit genießen sollen, das letztere nur die Erneuerung eines der Stadt bereits früher durch den Kaiser Lothar gewährten Privilegs. An der Spitze der Rechtspflege und Verwaltung steht der kaiserliche Vogt, der aus seinem Amte außerordentlich reiche Einnahmen bezog. Während des 12. Jahrhunderts werden als Vögte genannt Widukinus, Anno ein Diensmann des Herzogs von Sachsen, Volkmar von Wildenstein. Im Jahre 1204 erhielt Pfalzgraf Heinrich die Reichsvogtei in Goslar als Preis seines Übertrittes zu Philipps Partei: im Jahre 1246 ist sie im Besitze Konrads von dem Dieke (Piscina). Unter dem Vogte standen — wohl für die niedere Gerichtsbarkeit — vier von den Bürgern gewählte Richter.

Einen weit langsameren Entwicklungsgang als in Goslar hat die Ausbildung der städtischen Verfassung in Hildesheim genommen. Zwar als Zentralpunkt einer reichen geistlichen Herrschaft wuchs die Stadt in ihrem äußern Umfange rasch zu einer gewissen Bedeutung heran, aber sie blieb während dieses Zeitraums noch durchaus von dem Bischofe abhängig. Der Bischof ernannte den Vogt, der auch hier Gericht und Polizei handhabte, und die übrigen Beamten. Auch das älteste Stadtrecht (*commune jus civitatis*), welches zuerst bei Gelegenheit der Gründung der Dammstadt 1196 erwähnt wird, ist den Bürgern sicherlich von einem der früheren Bischöfe verliehen worden. Die erste Aufzeichnung erhielt es in einem Statute, welches man dem Bischofe Heinrich I. zuschreibt und in das Jahr 1249 setzt. Dieses Statut beschäftigt sich vornehmlich mit der Stellung des bischöflichen Vogtes, der das Gericht unter Königsbann (*sub excommunicatione regali*) zu hegen hat, während die das Urteil findenden Schöffen aus den freien Männern der Bürgerschaft genommen werden sollen. Auch in Hildesheim galt der Grundsatz, daß, wer ohne Ansprache Jahr und Tag in der Stadt gewohnt habe, von niemandem zurückgefordert werden dürfe. Eine bedeutende Erweiterung erhielt der Ort durch die gegen Ende des 12. Jahrhunderts gegründete Dammstadt. Es war eine Kolonie von Flamändern, welche der Propst und das Kapitel auf dem Morizberge an der Nordseite des von da nach der Stadt führenden Weges ansiedelten. Jeder Anbauer erhielt eine Baustelle von zwölf Ruten in der Länge und sechs Ruten in der Breite. In der darüber ausgestellten Urkunde, welche den Flamändern teils die Rechte anderer flandrischer Anbauer zu Braunschweig und an der Elbe verbürgte, teils sie unter das gemeine Stadtrecht stellte, wird ihnen bereits ein von ihnen zu erwählender Bauermeister (*magister civilis*) zugestanden. Doch sollen auch sie unter dem Stadtvogte stehen, der indes, wenn die Ansiedler nicht ein anderes vorziehen, nur einmal im Jahre Gericht halten und keinen Untervogt bestellen soll. Ein Rat im späteren Sinne des Wortes, der die Angelegenheiten der Stadt selbständig verwaltete, kommt in Hildesheim selbst erst im Jahre 1249 vor, zugleich mit ihm erscheint dann auch der erste Bürgermeister (*magister civium*).

Teils die landesväterliche Fürsorge Heinrichs des Löwen, teils der dann um sein Erbe entbrennende Kampf haben es bewirkt, daß das Stadtrecht von Braunschweig in vergleichsweise früher Zeit zu einer selbständigen Ausbildung ge-

kommen ist. Für seine Neugründung im Hagen hatte schon Heinrich den Ansiedlern weitgehende Rechte, darunter die selbständige Wahl eines Vogtes und eines städtischen Rates (consules), verliehen. Dann aber benutzten, wie bereits erzählt worden ist, die Bürger der Altstadt, der Neustadt und des Hagens die Bedrängnis, in welcher sich Otto das Kind zu Anfang seiner Regierung befand, um von ihm das umfassende Privilegium zu erhalten, das als „ottonisches Stadtrecht“ bekannt ist und das erste gemeinsame Statut für sämtliche Weichhilde, mit Ausnahme der alten Wiek, enthält. Doch sind die einigenden Bestimmungen desselben wesentlich privatrechtlicher und kriminalrechtlicher Natur und lassen das politische Sonderleben der einzelnen Weichbilde unberührt. Diese bestanden nach wie vor als selbständige Gemeinwesen, ein jedes unter seinem eigenen Rate, mit eigener Verwaltung, zumal in allen finanziellen Angelegenheiten. Eine Einung, wonach über Sachen gemeiner Stadt auf einem und demselben Hause zurate gegangen werden, Gülten und Schofs der drei Weichbilde zusammengelegt und die Räte von Jahr zu Jahr nach Übereinkunft erneuert werden sollten, hat erst im Jahre 1269 stattgefunden. Indessen sehen wir die Stadt in auswärtigen Angelegenheiten bereits vor Ottos des Kindes Tode wie ein einziges, geschlossenes Gemeinwesen handeln. Im Jahre 1247 versprachen sich Braunschweig und Hamburg im Fall eines Krieges zwischen ihren beiderseitigen Landesherren gegenseitig Schutz für Leben und Gut ihrer Bürger, und wenige Jahre später (um 1249) kam ein ähnlicher Vertrag mit Stade zustande, welcher die Güter und Waren beider Städte bei einem etwa ausbrechenden Zwiste bis zu einem bestimmten Tage sicher stellte. Die alte Wiek ward noch durch den Herzog Otto den übrigen Weichbildern ebenbürtig zur Seite gestellt, indem er ihr 1245 das Stadtrecht der Altstadt verlieh, auch den dortigen Lakenmachern Innungsrechte erteilte, während die Goldschmiede in der Altstadt ein solches Privilegium schon 1231 erhalten hatten.

Auch Lüneburg hat sein erstes Stadtrecht, von dem wir wenigstens wissen, dem Herzoge Otto dem Kinde zu danken. Der Ort war schon früh am Fusse der Burg auf dem Kalkberge entstanden und infolge der reichen Salzquellen und seiner günstigen Lage an der schiffbaren Ilmenau rasch aufgeblüht. Schon Lambert von Hersfeld rühmt seine Bedeutung. Zu der Altstadt gesellte sich bald der „Sand“, der aus dem früheren Orte Modestorp erwuchs, und infolge von Bardowieks Zerstörung nahm die Stadt an Einwohner-

zahl und Reichtum nicht unbedeutend zu. Vielleicht schon zu Heinrichs des Löwen Zeit erhielten die Bürger Abgabefreiheit in Braunschweig, 1228 gewährte ihnen Otto das Kind die freie Wahl eines Sodmeisters und im Jahre 1229 stiftete er die Marienkapelle, welcher 1235 die Gründung eines Minoritenklosters folgte. Zur Erleichterung der Handelsbeziehungen mit Hamburg wurde 1239 durch einen zwischen Otto und dem Grafen Johann von Holstein geschlossenen Vertrag die gegenseitigen Steuerbedrückungen aufgehoben, und im Jahre 1247 folgte dann vonseiten des Herzogs die Verleihung des oben erwähnten Stadtrechtes. In diesem Freibriefe, der gleichfalls die Jahr und Tag ohne Ansprache in der Stadt ansässigen Leute für frei erklärt, wird zugleich die Freiheit der zu bebauenden Hofstätten ausgesprochen. Er enthält ferner eine Reihe von Bestimmungen über die Hinterlassenschaft der Bürger und der in der Stadt etwa versterbenden Fremden. Selbst die Güter eines Fremden, der in der Stadt ein Verbrechen begangen, werden gegen vorzeitige Einziehung seitens des Vogtes in Schutz genommen. Die Bürger werden außerdem mit Ausnahme des Salzzolles von jedem Zoll und Ungeld befreit. Um den Streitigkeiten inbezug auf die in der Stadt wohnenden Eigenleute des Herzogs ein Ende zu machen, verzichtete der letztere gegen die Summe von 350 Mark auf das Heerewedde und Gerade derselben und gab ihnen für ewige Zeiten die Freiheit.

In ähnlicher Weise, bald mehr bald weniger ausgiebig, haben dann in dieser Zeit die übrigen Städte des Landes ihre frühesten Rechtsordnungen und Freibriefe durch herzogliche Verleihung erhalten. Den Bürgern von Göttingen gewährleistete Otto 1232 im vollen Umfange alle die Rechte, welche ihnen schon zur Zeit seiner Oheime, des Kaisers Otto und des Pfalzgrafen Heinrich, zugestanden hatten. Näheres ist über dieses älteste Stadtrecht von Göttingen nicht bekannt, aber schon 1251 stellen der Schultheiß, die Konsuln und die Gesamtheit der Burgensen eine Urkunde aus, was auf ein völlig geordnetes städtisches Regiment schliesen läßt. Im Jahre 1239 erhielt Osterrode die Bestätigung aller Rechte, deren sich die Stadt bereits unter dem Pfalzgrafen Heinrich erfreut hatte. Zugleich befreite Herzog Otto die Bürger von allen Zöllen in Braunschweig, schaffte das Ungeld ab und machte die Einfuhr des goslarschen Bieres von der Zustimmung der Bürgerschaft abhängig. Auch für die Erweiterung der Stadt hat er gesorgt, indem er bei der Jakobikirche einen neuen Stadtteil zu erbauen

beschloß, diesem die Rechte der Altstadt verlieh und den Markt, der hier schon in früherer Zeit bestanden hatte, infolge der Kriegswirren aber eingegangen war, erneuerte. Hannover erhielt gleich nach seinem Übergehen in die Hände Ottos des Kindes (1241) von diesem die Bestätigung seiner alten Freiheiten inbezug auf die innere Verwaltung, außerhalb der Stadt aber sollten die Bürger für ihre Güter und Waren dieselben Rechte genießen, deren sich Braunschweig erfreute, namentlich von allem Ungeld und Zoll befreit sein. Der herzogliche Vogt hegt das Gericht und steht an der Spitze der Verwaltung, aber neben ihm hat der Bauermeister (magister civium) über die Richtigkeit von Maß und Gewicht zu wachen und der Rat (consules) die Vorsteher der Zünfte (magistros artium manualium) zu ernennen. Die zur Stadt gehörigen Holzungen und Weiden sollen Gemeingut der Bürger sein. Wenige Jahre später (1244) hob der Herzog dann auch das Gerade und Heergewedde in der Stadt auf und erlaubte den Bürgern, auch außerhalb derselben keines von beiden verabfolgen zu lassen. Endlich hat Herzog Otto auch Münden im Jahre 1246 in seinen Schutz genommen, ihm alle seine Freiheiten und das hier geltende fränkische Recht bestätigt und eine Reihe Bestimmungen hinzugefügt, die das früheste bekannte Stadtrecht des Ortes enthalten. Mancherlei andere Hulde und Freiheiten wurden hinzugefügt: der Besitz des Waldes zwischen den Flüssen Gelstra und Lezmona, die Befreiung von allen Synodalabgaben, der Genuß der Zollfreiheit durch das ganze Land, das Versprechen, auch das Wasser ober- und unterhalb der Stadt von jedem Zoll zu befreien, endlich die Verordnung, daß die auf irgendeiner Seite der Stadt anlegenden Schiffe ihre Fracht zum Kaufe oder Verkaufe abzuladen hätten, eine Verordnung, aus der sich dann das spätere Stapelrecht Mündens entwickelt hat.

So ward überall zu dieser Zeit in den Städten des Landes der Grund zu einer politischen und wirtschaftlichen Ordnung gelegt, wie sie die früheren Jahrhunderte entweder gar nicht oder nur in unvollkommener Weise gekannt hatten. Die im sächsischen Volke tief wurzelnde Abneigung vor dem engen, zusammengedrängten Wohnen in größeren ummauerten Orten ward allmählich durch die Gefahr für Leben, Leib und Besitz überwunden, welche der Aufenthalt auf dem Lande in diesen kriegerischen und unruhigen Zeiten darbot, und nachdem man erst einmal die Vorteile eines solchen festgegliederten und streng geordneten Gemeinwesens kennen gelernt hatte, gestaltete sich das Bürgertum bald

auch in Sachsen zu einem wichtigen, ja vielfach bestimmenden Faktor des Staatslebens. Hinter der Entwicklung der Städte trat diejenige des flachen Landes in wirtschaftlicher Hinsicht mehr und mehr zurück. Dennoch bildete die Landwirtschaft nach wie vor die Hauptbeschäftigung des Volkes, auf welcher dessen Ernährung vorzugsweise beruhte. Die alten Formen des Ackerbaues bestanden fort oder erfuhren nur unwesentliche Veränderungen, aber die Lebenslage der bäuerlichen Bevölkerung erlitt, wie wir sahen, durch den Untergang der alten Gemeinfreiheit eine völlige Umgestaltung. Schon bildeten die Meier und Laten den bei weitem überwiegenden Teil der Landbevölkerung. Jene hatten wohl nur einen Teil der erzielten Feldfrüchte an ihre Pachtherren abzugeben, während der unfreie Late auch Dienste leisten und Geld zinsen mußte, wodurch seine Lage um so gedrückter erscheint, als ihn der erbliche Besitz seines Gutes und die festen Abgaben, die er davon zu geben hatte, keineswegs immer vor der Willkür seines Herrn sicherstellten. Trotz dieser für die Landwirtschaft nicht eben günstigen Verhältnisse nahm der Anbau des Bodens und damit die landwirtschaftliche Kultur stetig zu. Die großen Strecken Unlandes, die es noch in Sachsen gab, die Wildnisse, Wälder und Sümpfe, schwanden mehr und mehr zusammen. Zu den Anstrengungen, welche die Cistercienser, namentlich die von Lökkum und Walkenried, nach dieser Richtung hin machten, kam seit dem Anfange des 12. Jahrhunderts die Einwanderung zahlreicher Niederländer aus Flandern, Holland und Seeland, wo seit den Zeiten der Römer Deichbau und künstliche Entwässerung bekannt waren. Diese Kunst brachten die niederländischen Kolonisten jetzt nach Sachsen, und indem sie dem Rufe der sächsischen Fürsten, sich in den von den Überflutungen des Meeres und der großen Flüsse bedrohten Gegenden niederzulassen, folgten, schlossen sie mit den Herren des Landes Verträge, in denen ihr Rechtsverhältnis zu diesen, die ihnen zustehenden Rechte und die von ihnen zu leistenden Pflichten, genau verabredet und festgestellt wurden. Solche Holländerkolonien lassen sich namentlich im Bremischen, wo sie durch die Erzbischöfe Friedrich und Adalbero sowie durch Heinrich den Löwen angesiedelt wurden, und in der goldenen Aue nachweisen, wo die Mönche von Walkenried sie zur Trockenlegung der sumpfigen Niederung an der Helme benutzten.

Das Gewohnheitsrecht, wie es im sächsischen Volke während des Verlaufs der Jahrhunderte zur Ausbildung ge-

kommen war, erhielt gegen Ende dieses Zeitabschnittes seine erste Bearbeitung in dem Sachsenspiegel Eikes von Repgow, einem Werke, dessen Bedeutung für die Kenntnis des mittelalterlichen Rechtslebens weit über die Grenzen Sachsens hinausgeht. Eike hat sein Werk zuerst in lateinischer Sprache geschrieben, ohne Muster und ohne Vorgänger, wie er selbst sagt, und dann dasselbe in den Jahren 1224 bis 1235 auf Bitten des Grafen Hoier von Falkenstein in das Deutsche übersetzt. Seine Absicht war, dem sächsischen Volke das Recht, welches in den Landgerichten der Freien zur Anwendung kam, gleichsam wie in einem Spiegel vorzuhalten. Nur dem Rechte der freien Ritter und Bauern ist sein Buch gewidmet: die Städte mit ihren Satzungen erwähnt er nur gelegentlich und das Hof- und Dienstrecht schließt er von seiner Darstellung ausdrücklich aus. Der Sachsenspiegel ist ein schönes Zeugnis für die Bildung derjenigen Kreise des Laienstandes, denen sein Verfasser angehörte. Eike war ein schöffenbar-freier Mann und erscheint als Schöffe wiederholt in den Gerichten des Landgrafen von Thüringen, des Fürsten von Anhalt und des Grafen Hoier von Falkenstein. Das Freigut seiner Familie lag in dem anhaltischen Orte Reppichau, im Gau Serimunt und in der Grafschaft Wörbiz, die den Fürsten von Anhalt zustand. Er besaß keine gelehrte Bildung, aber eine genaue, tief eindringende Kenntnis der Rechtsgewohnheiten seines Volkes, die er sich in langjähriger richterlicher Thätigkeit erworben hatte. Den Sachsen und dem sächsischen Rechte sollte, wie er in der Vorrede erklärt, seine Darstellung gelten. Bisweilen freilich bespricht er auch die abweichenden Rechtsanschauungen anderer Stämme, zumal der Schwaben, die sich in dem Gaue Suevon vielfach mit sächsischer Bevölkerung mischten. Auch der Wenden und ihres Verhältnisses zu den Sachsen gedenkt er an einigen Stellen seines Buches. An der Spitze des letzteren steht eine Ausführung über das Verhältnis der geistlichen und weltlichen Macht, des Kaiser- und Papsttumes, d. h. der beiden Gewalten, in denen die ganze mittelalterliche Welt- und Rechtsanschauung gipfelte. Dann wendet er sich zu den Ständen der Freien und zu den Gerichten, welchen diese unterworfen sind, zu den verschiedenen Stufen des Heerschildes und der Verwandtschaft, dem Erbrechte und der Vormundschaft, dem Gericht, seiner Zusammensetzung, dem gerichtlichen Verfahren u. s. w. Der König ist der gemeine Richter über alle: er richtet auch über Leib und Leben der Fürsten. Aber er ist nicht Herr alles Rechtes, sondern selbst dem Gesetze unterworfen. Er

muß vor dem Pfalzgrafen zu Recht stehen und kann, nachdem ihm das Reich durch Urteil aberkannt worden ist, selbst seinen Leib verwirken. Die Knechtschaft hat ihren Ursprung in unrechter Gewalt. Nur in der langen Dauer derselben hat man einen Grund gefunden, sie als gewöhnliches Recht zu betrachten. Der Ursprung des sächsischen Rechtes geht nach des Verfassers Ansicht bis auf Karl den Großen zurück. Als dieser die Sachsen bezwang, liefs er ihnen ihr altes Recht, soweit es nicht gegen die Satzungen der Kirche und den christlichen Glauben verstiefs. Einzelne Rechtsinstitute, wie das bei den Sachsen gültige Erbrecht, den Beweis und das Urteilschelten durch angebotenen Zweikampf, hat er ihnen selbst gegen seinen Willen bestätigen müssen. Diesem sächsischen „Landrechte“ hat dann Eike noch ein sächsisches „Lehnrecht“ hinzugefügt, gleichfalls ursprünglich in lateinischer Sprache, das aber bald ins Deutsche übertragen worden ist. Seine Hauptquelle sind die allgemeinen Lehensgewohnheiten, wie sie ohne provinzielle Besonderheit durch ganz Deutschland in fast allgemeiner Gleichmäfsigkeit sich ausgebildet hatten. Hier tritt daher auch nirgend ein besonderes, nur für Sachsen geltendes Recht hervor, sondern es kommen durchweg allgemein gültige Grundsätze des Lehensrechtes, wie es bei allen Stämmen des deutschen Volkes bestand, zur Darstellung.

Den Mittelpunkt für das geistige und politische Leben des Stammes bildete schon zu Heinrichs des Löwen Zeit nicht mehr, wie früher, der Hof des Kaisers sondern derjenige des Herzogs. Hier kam namentlich jene Bildung des höheren Laienstandes zur Entfaltung, welche im Gegensatze zu der bislang ausschliesslich von der Geistlichkeit beherrschten Richtung den Gebrauch der lateinischen Sprache verschmähte und die gänzlich vernachlässigte Muttersprache wieder zu Ehren brachte. Die ritterliche Dichtung, welche damals ihre Schwingen zu regen begann, fand auch an den Höfen Heinrichs des Löwen und seiner Söhne eifrige Pflege und Förderung. Der Reimchronist hat uns an verschiedenen Orten seiner Erzählung eine beredte Schilderung von dem Glanze der Hofhaltung zu Braunschweig entworfen, zumal bei Gelegenheit des Festes, zu welchem Kaiser Otto um die Pfingsten 1209 seine vertrautesten Freunde und treuesten Anhänger in der Burg Thanquaderode versammelte:

„Wo scone men dho untphine
de vursten und ir gesinde
und dhe hohebornen kinde,

dhe zo dhem hobe quamēn,
 dhe ich nicht al bi namen
 kan genennen wol.“

Kaum weniger prachtvoll und großartig waren die Feste, welche Otto das Kind bei Gelegenheit der „Hochzeit“ seiner Tochter Elisabeth mit dem Könige Wilhelm von Holland veranstaltete:

„We richliche se gethan wart
 mit obergrozer ere,
 svar mir daz zo sagene were,
 von vurstē, herren, vrowen,
 dhe men dha mochte scowen
 und mengerleye wunnen spil
 und anderer kurzewile vil.“

Schon aber war es längst Sitte geworden, daß solche Feste auch durch die Anwesenheit und die Kunst ritterlicher Sänger verherrlicht wurden, ja durch sie erst ihre eigentliche Weihe erhielten. Von Heinrich dem Löwen und seiner Gemahlin Mathilde ist es bekannt, daß sie für die ritterliche Dichtung ein offenes Herz und ein liebevolles Verständnis hatten. Die Herzogin brachte die Vorliebe für die Dichtkunst mit aus ihrer normannischen Heimat, wo sie noch in späteren Jahren den ritterlichen Sänger Bertrand de Born zu schwungvollen Liebesliedern begeisterte. Man hat früher in ihr auch „thie ethele herzoginne, eines richen kuninges barn“ erkennen wollen, auf deren Veranlassung der Pfaffe Konrad das bekannte Rolandslied verfaßt hat. Indes wird jetzt allgemein angenommen, daß darunter Heinrichs des Löwen Mutter, Gertrud von Süpplingenburg, Kaiser Lothars Tochter, zu verstehen sei. Heinrich selbst aber hat auf die Entwicklung unserer frühesten epischen Poesie einen unleugbaren Einfluß ausgeübt. Nicht nur daß die wechselvollen Schicksale seines Lebens, sein Zerwürfniß mit dem Kaiser, deutlicher noch die wunderbaren Erlebnisse seiner Fahrt in das Morgenland, sich in dem Gedichte vom Herzog Ernst wieder spiegeln, dieses Gedicht ist auch nach den neuesten Forschungen höchst wahrscheinlich an seinem Hofe, vielleicht selbst unter seiner persönlichen Einwirkung entstanden. Mit größerer Sicherheit noch als zu dem Verfasser des „Herzog Ernst“ können wir seine Beziehungen zu einem andern ritterlichen Dichter jener Zeit nachweisen, zu Eilhard von Oberg. Dieser, aus einem erst vor kurzem im Mannsstamme erloschenen, im Hildesheimischen und Braunschweigischen vordem reich begüterten Geschlechte, war ein Dienstmann des welfischen Hauses. Als solcher

erscheint er wiederholt in Urkunden der Söhne Heinrichs des Löwen, namentlich auch in den Theilungsurkunden von 1202. Aber sein Gedicht, in welchem er den später von Gottfried von Strafsburg so meisterhaft behandelten Stoff von Tristans und Isoldes Liebe zum Vorwurfe nahm, scheint noch in die Zeit Heinrichs des Löwen zurückzureichen. Es haben sich von ihm nur dürftige Bruchstücke erhalten: eine vollständige Umarbeitung gehört einer späteren Zeit an. Neben Eilhard stellt sich, als jüngerer Landsmann aber wohl noch diesem Zeitraume zuzuweisen, Berthold von Holle, Ministerial und Truchseß des Bischofs von Hildesheim, dessen Sohn dann aber in ein Dienstmanssverhältnis zum Herzoge Otto von Braunschweig trat. Von den drei Gedichten, die ihm zugeschrieben werden, Demantin, Darifant und Krane, ist nur das erstere vollständig, das letztere wenigstens in umfangreichen Bruchstücken noch vorhanden.

Auch auf die Geschichtschreibung in Norddeutschland während dieser Zeit ist die Einwirkung Heinrichs des Löwen nicht zu verkennen. Die größeren und bedeutenderen Werke sind unter dem Einflusse, der von ihm und seiner Umgebung ausging, entstanden. Von ihm selbst bezeugt Gerhard von Steterburg den Eifer, mit welchem er für die Sammlung der alten Chroniken sorgte, und die Freude, die er an der Beschäftigung mit diesen Überlieferungen hatte. Sein Kapellan Gerold, den er aus Schwaben mitgebracht und der an Gelehrsamkeit seinesgleichen in Sachsen nicht hatte, war der Lehrer Helmolds, des bekannten Geschichtschreibers der Wenden, und ihm verdankte dieser, als Gerold später durch die Gunst des Herzogs auf den Aldenburger Bischofsstuhl befördert ward, seine sichersten und ausgiebigsten Nachrichten. Helmolds Werk, welches die unter Heinrichs des Löwen mächtiger Leitung endlich gelungene Unterwerfung und Bekehrung der Wenden darzustellen unternimmt, gehört trotz der mindestens übertriebenen Angriffe, die der Verfasser in neuester Zeit erfahren hat, zu den bedeutendsten Leistungen der deutschen Geschichtschreibung des Mittelalters. Für die Kenntnis der norddeutschen, vor allem der wendischen Zustände ist die Chronik von unschätzbarem Werte. Sie ward dann durch Arnold, den ersten Abt des Johannisklosters zu Lübeck, bis zum Jahre 1209 fortgesetzt. Auch hier steht Heinrich der Löwe im Mittelpunkte der Ereignisse, wie denn einer der Hauptgewährleute des Chronisten jener Heinrich von Brüssel war, der als Abt des Egidienklosters zu Braunschweig

den Herzog auf seiner Pilgerfahrt nach dem heiligen Lande begleitete und später zum Bischofe von Lübeck erwählt ward. Näher vielleicht noch als diese Männer stand dem Herzoge der Propst Gerhard von Steterburg, dem wir eine sich hier und da zu ferneren Ausblicken erweiternde Chronik seines Stiftes verdanken. Gerhard ist freilich von einer fanatischen Vorliebe für das welfische Haus beseelt, so daß man seine Berichte nur mit Vorsicht benutzen darf, aber er schildert die Begebenheiten, deren Augenzeuge er größtentheils selbst gewesen und an denen er bisweilen einen persönlich bestimmenden Anteil genommen hat, mit großer Anschaulichkeit und Lebendigkeit. Die übrigen Bistums- und Klosterchroniken, die in dieser Zeit entstanden, dürfen wir hier übergehen: sie sind vorwiegend dürftige Kompilationen, welche wohl manche schätzenswerte Nachricht enthalten, aber kaum eine irgend hervortretende Bedeutung beanspruchen können. Dagegen steht am Ende dieser Periode der erste umfassende Versuch, die Weltgeschichte, wie die damalige Zeit sie verstand, in einem großen in niederdeutscher Prosa geschriebenen Werke weiteren Kreisen des Volkes zu erschließen. Es ist dies die sogenannte sächsische Weltchronik, welche man wohl, obschon ohne hinreichenden Grund, Eike von Regow, dem Verfasser des Sachsenspiegels, zugeschrieben hat. Von einer ausführlichen Darstellung der alten Geschichte ausgehend, behandelt die Chronik in ihrem Haupttheile die Schicksale des deutschen Reiches und seiner Träger und Vertreter, der deutschen Kaiser, immer indes unter besonderer Berücksichtigung der norddeutschen Gegenden, denen der Verfasser offenbar entstammte. Kann man auch nicht sagen, daß letzterer den Zusammenhang der Begebenheiten in tiefer eindringender Weise erfaßt habe, so stellt sich dieses niederdeutsche Geschichtswerk doch dem berühmten Buche Eikes einigermaßen ebenbürtig zur Seite, nicht nur weil hier das deutsche Idiom zum erstenmale zu einer größeren historischen Darstellung verwandt worden ist, sondern auch wegen des im Vergleich mit den früheren historischen Kompilationen immerhin großartigen Planes, der ihm zugrunde liegt.

○ Von den bildenden Künsten tritt auch in dieser Periode noch die Baukunst als die herrschende hervor, welcher die übrigen dienen. Die strenge Weiterbildung der dem romanischen Stile eigentümlichen Grundideen führte gegen Ende derselben zu der höchsten Vollendung dieser frühmittelalterlichen Kunstform. Auf dem Gebiete der Profanarchitektur sowohl wie auf dem des Kirchenbaues hat sie

auch in den sächsischen Gebieten Bewunderungswürdiges geleistet. Von den Profanbauten ist vor allem das jetzt wiederhergestellte, von den Chronisten als „clarissimum regni domicilium“ gepriesene Kaiserhaus zu Goslar hervorzuheben. Es ist ein schlicht gehaltenes, aber gerade durch seine Einfachheit mächtig wirkendes Gebäude, zweistöckig, von Nord nach Süden laufend und mit seiner Hauptfront gegen Osten gerichtet. Die Verbindung zwischen den beiden Geschossen ward wohl durch vorgelegte Freitreppen hergestellt, welche doppelarmig auf den freien Platz vor dem Palaste hinabführten und dem Gebäude den Ausdruck einladender königlicher Pracht verliehen. Das obere Geschoss bildete eine einzige, mit flacher Balkendecke versehene Halle, wo die Reichsversammlungen abgehalten wurden und der Thronessel des Kaisers stand. Die schöne, aus romanischen Bogenstellungen bestehende Fensteranlage dieser Halle hat sich vollständig unversehrt erhalten und bildet, von den früheren Vermauerungen befreit, jetzt wieder den äußeren Hauptschmuck des Gebäudes. Diesem Kaiserpalaste steht würdig zur Seite der prachtvolle Saalbau, den Heinrich der Löwe nach seiner Rückkehr aus dem heiligen Lande in seiner Burg Thanquarderode zu Braunschweig aufführen liefs. Diesem erst vor kurzem unter den Verunstaltungen einer späteren Zeit wieder entdeckten Palatium des Herzogs hat offenbar das Kaiserhaus in Goslar zum Vorbilde und Muster gedient, nur dafs hier alles zierlicher und reicher zugleich gestaltet ist. Die schön stilisierten Säulen der Ostfront, welche aus dem Kalksinter einer römischen Wasserleitung am Rheine hergestellt sind, haben sich auch hier vollkommen unbeschädigt erhalten. Auch die untere, von mächtigen Pfeilern und Bogen getragene Halle, die zum Aufenthalte des niederen Gefolges bestimmt war, ist noch im wesentlichen unversehrt. Es ist durchaus wahrscheinlich, dafs Heinrich, der sich in der Fülle seiner Macht auch sonst gern dem Kaiser wetteifernd zur Seite stellte, in diesem Bau ein nachahmendes Gegenstück zu dem benachbarten Kaiserpalaste von Goslar hat schaffen wollen.

Was er an Bau- und Kunstwerken sonst noch in der Umgebung seiner väterlichen Burg hat erstehen lassen, trägt gleichfalls den Stempel seines auf das Höchste gerichteten Sinnes. Dahin gehört vor allem der dem heiligen Johannes und Blasius, später auch dem heiligen Thomas Becket geweihte Dom, das früheste Beispiel eines durchgeführten romanischen Gewölbbaues in Sachsen. Auch bei ihm finden

sich merkwürdige Anklänge an den ehemaligen, seit 1819 abgebrochenen Dom zu Goslar, die Königskapelle, wie er von den älteren Annalisten wohl genannt wird. Namentlich die große Ausdehnung der Krypta unter dem hohen Chore, welche mitten durch die Vierung bis zum Anfange des Hauptschiffes vortritt, hatten beide Kirchen mit einander gemein. Der Chor bekam auf diese Weise eine ungewöhnliche Ausdehnung, indem zu seiner schon bedeutenden Länge noch die beiden Flügel in den Kreuzesarmen hinzutraten. Heinrich der Löwe hat den Dom noch in allen wesentlichen Theilen vollendet: es wird ausdrücklich berichtet, daß er ihn „mit Fußboden und Fenstern stattlich verziert habe“. Eine prachtvolle Ausstattung an Kleinodien, Kirchengewändern und heiligen Geräten fügte er hinzu. Auf dem Mittelchore stiftete er in Gemeinschaft mit seiner Gemahlin den noch vorhandenen Marienaltar, den Bischof Adelog von Hildesheim schon im Jahre 1188 weihete und der aus einer von fünf Bronzesäulen getragenen Platte von schwarzem Muschelmarmor besteht. Die beiden Türme, welche sich auf der in Sachsen durchweg gebräuchlichen breiten Westseite der Kirche aufsetzen, scheinen die einzigen Teile derselben zu sein, welche bei Heinrichs Tode noch unvollendet waren. Mitten auf dem von dem Dome, dem Saalbau, der Keminat und dem Moyshause umschlossenen Platze hatte er schon 1166 sein Wahrzeichen, den ehernen vergoldeten Löwen, aufrichten lassen, das Abbild des königlichen Tieres, von welchem sein Geschlecht den Namen trägt, zugleich auch ein Symbol seiner Macht und Unabhängigkeit, vielleicht ein absichtliches Gegenstück zu dem Reichsadler, der als Zeichen der Weltherrschaft den Giebel des Kaiserpalastes in Goslar schmückte.

Bei dem Aufschwunge, den das Ordenswesen in dieser Periode nahm, entfaltete sich auch sonst eine besonders rege Thätigkeit auf dem Gebiete der Kirchenarchitektur. Selbst die Gotteshäuser älterer kirchlicher Stiftungen verdanken zumeist erst dieser Zeit ihre spätere Gestalt. So die Michaeliskirche zu Hildesheim, welche, vom heiligen Bernhard nach dem großartigsten Plane, den irgendeine deutsche Basilika zeigt, begonnen und 1033 vollendet, bereits im folgenden Jahre (1034) durch Blitzschlag größtentheils zerstört, dann aber unter Beibehaltung des alten Grundplanes wiederhergestellt und 1186 eingeweiht ward, das erste Beispiel einer Basilika in Sachsen mit regelmäßigem Wechsel von Säulen und Pfeilern, ursprünglich mit nicht weniger als sechs stattlichen Türmen geschmückt: so ferner die

Stiftskirche zu Gandersheim, welche, durch drei Feuersbrünste in den Jahren 973, 1073 und in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts arg beschädigt, einem völligen Neu- oder doch Umbau unterworfen werden mußte, der 1172 vollendet war. Eines der schönsten Muster des romanischen Stiles und ein herrliches Denkmal kaiserlicher Frömmigkeit und Freigebigkeit ist die dieser Zeit angehörige Stiftskirche zu Königslutter, eine dreitürmige Pfeilerbasilika mit ursprünglich flacher Balkendecke, reich verzierter Chorbauweise und einer noch wohl erhaltenen, wunderbar schönen Kreuzgangshalle. Sie ward bald nach dem Tode ihres Gründers, des Kaisers Lothar, vollendet, da sie noch vom Bischof Rudolf von Halberstadt (1136—1149) eingeweiht worden ist. Eine der ersten Stellen unter den sächsischen Basiliken des 12. Jahrhunderts nimmt ferner die vom Bischof Bernhard I. begonnene und von seinem dritten Nachfolger, dem Bischofe Adelog, vollendete Kirche St. Godehardi in Hildesheim ein, welche, wahrscheinlich nach französischen oder burgundischen Vorbildern gebaut, ebenso sehr durch ihre großartige Hauptanordnung wie durch edele und maßvolle Durchbildung ihrer Teile überrascht. Von den übrigen Schöpfungen der Baukunst dieser Epoche mögen noch erwähnt werden die Klosterkirchen zu Marienthal, Amelungsborn, Riddagshausen und Lokkum, sämtlich dem Cistercienserorden angehörend und wohl von Laienbrüdern desselben aufgeführt. Die erstere bietet in ihrem Chor ein frühzeitiges Beispiel eines rundbogigen Gurtgewölbes dar. Die Kirche zu Amelungsborn ist nur in ihrem Schiff, in welchem quadratische Pfeiler mit Würfelknäusäulen abwechseln, romanisch: Kreuzbau und Chor gehören dem frühgotischen Stile, also einer späteren Zeit an. Die in baulicher Hinsicht verwandten Kirchen von Riddagshausen und Lokkum stehen als Beispiele des Überganges aus dem romanischen in den gotischen Stil frühestens ganz am Ende dieses Zeitabschnittes. Beide Kirchen zeigen in ihrem Außern und Innern eine ins Auge fallende Ähnlichkeit. Hier wie dort die unter einem Schildbogen zusammengekoppelten Fenster, der den Cistercienserkirchen eigentümliche rechteckige Abschluß des Chores, die einfache Gliederung der Pfeiler, die Kreuzgewölbe mit Rippen, die noch unentwickelten Anfänge von Strebepfeilern, welche von außen die Umfassungsmauern stützen, endlich der über der Vierung angebrachte Dachreiter, der einzige Turmschmuck, den beide Kirchen zeigen. Die Kirche auf dem Marienberg vor Helmstedt, welche in ihren Hauptteilen, mit

Ausschluss des gotischen, später hinzugefügten Chores, noch ganz der romanischen Bauperiode angehört, zeichnet sich besonders durch das ungemein reiche, fast üppig und übermütig entwickelte Ornamentenwerk ihres Westportales aus.



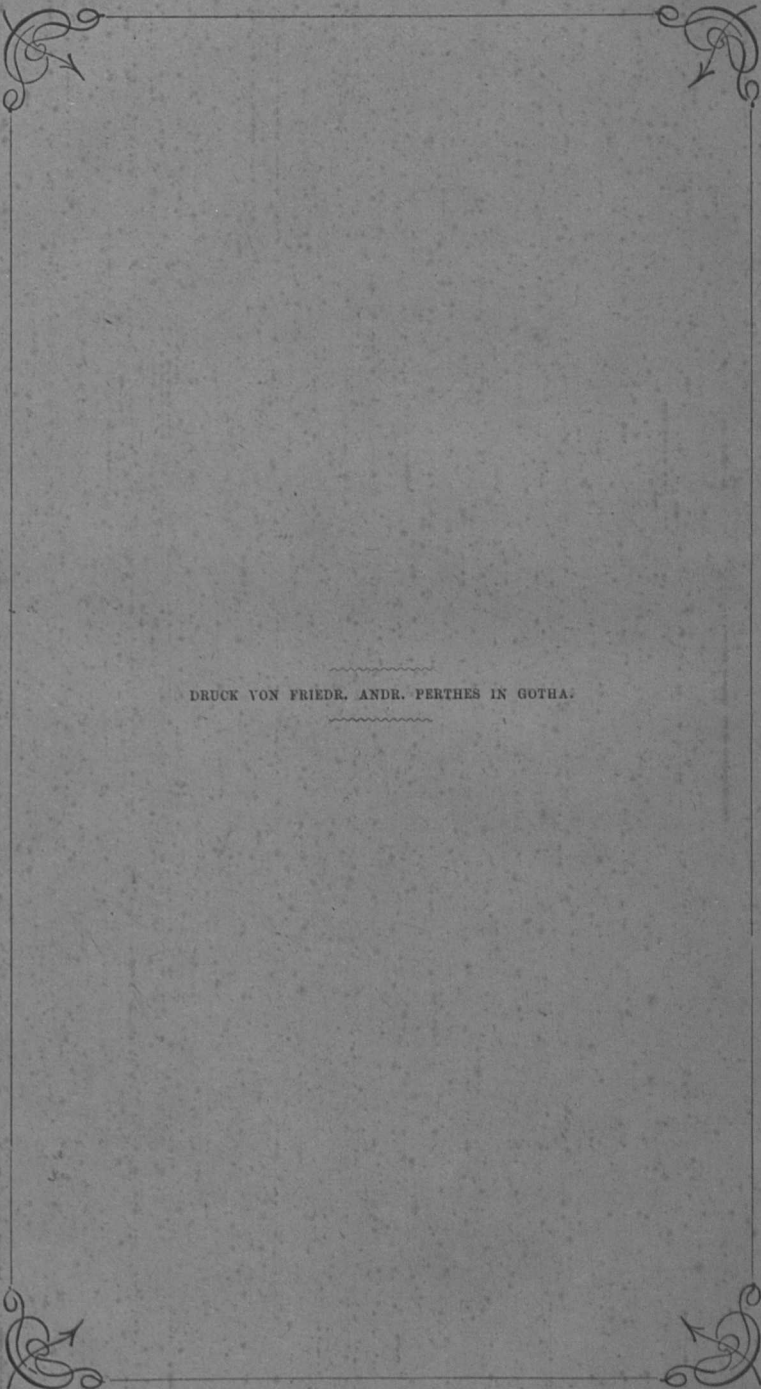
Berichtigungen.

S. 29, Z. 10 v. o.: Zeit statt Zsit. — S. 187, Z. 22 v. o.: gegen die Dithmarschen statt der Dithmarschen. — S. 197, Z. 21 v. o.: Hermann, der Sohn aus dieser Ehe statt Er. — S. 267, Z. 6 und 12 v. u.: Argentan statt Argenton.

Verzeichnisse

Verzeichnisse der in der Provinz Sachsen
bestehenden Schulen. I. Theil. Die
Hochschulen. II. Theil. Die
Universitäts- und Landesbibliothek
in Halle. III. Theil. Die
Landesbibliothek in Magdeburg.

Druck von Friedr. Andr. Perthes in Gotha.



DRUCK VON FRIEDR. ANDR. PERTHES IN GOTHA.

DRUCK VON FRIEDR. ANDR. PERTHES IN GÖTTA.

